This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX LIBRIS
FRANC·COM·A THVN HOHENSTEIN
TETSCHEN

S&M.

NAS

Reisen
und
Abenteuer
Rolando's
und
seiner Gefährten.

Ein
Robinson für Kinder
zur
Erlernung geographischer und naturhistorischer
Vorkenntnisse.

Nach dem Französischen des Jauffret.

Fünftes Bändchen.

Wien,
bey B. Ph. Bauer.
1804.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
760722 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Sturm im Kanal von Mozambique — Rolando und ſeine Gefährten leiden an der afrikaniſchen Küſte Schiffbruch — Mangel und Noth der Schiffbrüchigen — Mittel die ſie anwenden, um ihren Zuſtand zu verbeſſern — Chtouſſe, Ingardin und mehrere werden auf Entdeckungen ausgeſendet — Aufbruch nach dem Lande der Hutniquas — heftiger Orkan — Montval wird von den Kaffern entführt — Entſchluß, den Rolando und ſeine Gefährten faſſen — Verſammlung aller Hottentotten aus der Nachbarſchaft — Geſtalt, Aufzug und Kleidung derſelben.

Ein Staatsminiſter, den eine Ungnade plötzlich von dem erhabenen Poſten ſtürzt, auf welchen ihn die Gunſt emporgeſchwungen hatte, kann von ſeinem ſchnellen Glückswechſel nicht ärger betäubt ſeyn, als wir es von der unvermutheten und ſo wenig verdienten Aenderung unſerer Lage waren. Traurig ſchifften wir, in ſtetem Kampf mit Wind und Fluth auf dem Meer; mit Mühe, und ungern legten wir die Meerenge von Babel-Mandel zurück, und fanden uns nun der Gefahr, auf einem treuloſen Meere, und auf einem Schiffe Preis gegeben, deſſen wurmſtichiges Holz, der immer ungeſtimmern Wuth der Wellen keinen langen Widerſtand leiſten zu können ſchien.

KRAUS 24DEC34

Dieſes Schiff hatte keine andere Beſtimmung, als uns nach Indien, oder an das Vorgebirge der guten Hoffnung zu bringen, ſo wie wir es verlangen, oder vielmehr, ſo wie die Richtung des Windes es erlauben würde. Wir alle wünſchten uns nach Indien; allein als wir einmahl aus dem arabiſchen Meerbuſen heraus waren, war es unmöglich, einen Entſchluß zu faſſen. So bange uns war, den Orkanen Trotz zu biethen, welche faſt immer auf dem Kanal von Mozambique herrſchen, ſo trieb uns doch der Wind Süd-Oſtwärts. Wir mußten ſeinem Ungeſtüm nachgeben, oder uns einem gewiſſen Tod ausſetzen.

Uiberdieß war unſer Steuermann ein Ignorant, wie das alle arabiſche Steuermänner ſind, und ſein Stolz, ſeine Vermeſſenheit glichen ſeiner Ungeſchicklichkeit. Ein jeder von uns ſeufzte, und überließ ſich ſeinem Schickſal. Die Tage wie die Nächte lagen ſchwer auf uns. In der erſten Zeit war es hinreichend, daß fünf oder ſechs von uns zuweilen an der Pumpe arbeiteten, um das Schiff von dem eingedrungenem Waſſer zu entledigen; aber ſo wie wir weiter kamen, wurden mehr Arme und eine längere Zeit erfordert, um das Waſſer abzuhalten, uns zu verſchlingen. Ingardin litte nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch noch durch die Vorwürfe, die er ſich machen mußte, ſchuld an den Leiden ſeiner Gefährten zu ſeyn.

Dieſe Widerwärtigkeiten und Gefahren waren aber nur das Vorſpiel, die Vorboten von weit größern, die uns erwarteten. Seit länger denn einem Monat ſtritten wir auf das mühſeligſte mit den Orkanen und den Wellen. Nach unſerer Schätzung hatte das Schiff den Archipelagus zurückgelegt, der in der Richtung an der

Küste von Zanguebar liegt. Wir bothen alle unsere Kräfte auf, um den Hafen Soffala, auf der Mozambiquesschen Küste zu erreichen. Allein das stürmische Wetter jagte uns viele Tage mit einem Ungestüm, der alles unser Bestreben vereitelte. Wir liefen lange zwischen unzähligen Felsen-Riffen, und wurden endlich Land gewahr, als plötzlich sich ein Nordwind erhob, und den schrecklichsten Sturm erregte, der je in diesen Meeren gehauset hat. Der Himmel verdunkelte sich; die Wolken ansteigenden Wellen drohten jeden Augenblick das Schiff zu versenken. Die Finsterniß wurde nur von häufigen Blitzen und von schrecklichen Donnerschlägen unterbrochen, welche selbst die Entschlossensten mit Schrecken erfüllten. Der Steuermann und die Matrosen verzweifelten, länger mit dem Steuer widerstehn zu können, und pflogen Rath, was da anzufangen sey? Sie versuchten, das unglückliche Schiff der Wuth der Winde zu entreißen, allein diese schienen sich zu unserm Verderben verschworen zu haben. Die von der Heftigkeit der Wogen gepeitschten Seiten des Schiffs traten aus ihren Fugen, und ließen mehr Wasser ein, als die Pumpe leeren konnte. Unsere Kisten, die wir ins Meer warfen, um das Schiff zu erleichtern, verminderten die Gefahr nicht.

Und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, stieß das Schiff zu dreymahlen mit dem Hintertheil auf eine Klippe auf, und verlor sogleich seine Bewegung. Diese drey Stöße waren für das ganze Schiffsvolk drey Dolchstiche.

Unterdessen trieben die Wellen, welche der Sturm nach dem Strand jagte, auch das gescheiterte Schiff dahin. Wasserberge, die sich an den vorragenden Klippenbergen brachen, schleuderten das Schiff in der Brandung bis zu den Wolken,

und ließen es mit einer solchen Geschwindigkeit und Heftigkeit auf die Klippen niederfallen, daß es nicht länger es auszuhalten vermogte. Es fing überall an zu knistern und zu krachen, die Stücken sonderten sich von einander, und nicht lange, so sah man diese Masse Holz wandern, zusammen brechen, und mit einem fürchterlichen Krachen in Trümmer zerfallen.

Bey diesem Anblick erhob sich ein lautes Klaggegeschrey. Jeder flüchtete sich auf den höchsten Ort des Schiffs, aber mit einer Verwirrung, welche die Gefahr verdoppelte. Da das Wasser zu steigen fortfuhr, so versank das Schiff allmählig im Meer, bis der Kiel auf dem Grund aufzusitzen kam, und es einige Zeit in diesem Zustand unbeweglich blieb.

Es würde schwer halten, das Schrecken und die Bestürzung auszudrücken, die sich in dem Augenblick aller Herzen bemächtigten, und sich mit Schreyen, Heulen und Aechzen äußerten. Alles lief und drängte sich durcheinander; die, welche Feinde gewesen waren, söhnten sich aus; einige knieeten auf dem Verdeck, und flehten zu Gott um Hülfe; andere warfen Fässer, leere Kisten, und was ihnen in die Hände fiel, ins Meer. Man hörte weder das Gekrache des Schiffs, das vollends in tausend Stücke zertrümmerte, noch das Brüllen der Wellen, die sich mit unglaublicher Wuth an den Riffen von Bänken brachen.

Unterdessen, nachdem sie sich in vergeblichen Wehklagen erschöpft, dachten die, welche es nicht wie ich gemacht, und schwimmend das nahe Land zu erreichen gesucht hatten, auf andere Mittel, um sich zu retten. Sie verfertigten Flöße aus den Planken und Masten des Schiffs. Die Unglücklichen, denen das Schrecken diese Vorsicht hatte vernachlässigen lassen, wurden von den Fluthen

verschlungen, oder von der Heftigkeit der Wogen an den Klippen zerschmettert.

Mehrere von uns fanden sich am Strand versammelt, und unser erstes war, uns wechselseitig Glück zu wünschen, den Tod entgangen zu seyn. Wir zählten die Geretteten, und sahen, daß wir nur den Verlust einer geringen Anzahl von unsern Gefährten zu beklagen hatten, den Naturforscher la Gibbosſete, und fünf oder sechs Araber, die uns von Sana gefolgt waren. Wir dankten dem Himmel, daß er uns das Leben erhalten, und flehten ihn zugleich an, uns die Mittel zu gewähren, es weiter fristen zu können. Wir waren dem Wassertod entronnen, allein uns drohte der Hungertod. Wir befanden uns auf dieser Küste ohne Wasser, ohne Wein, ohne Zwieback, und triefend vom Seewasser.

Nachdem wir uns ein wenig von der Betäubung erholt, worein uns alle unser Schiffbruch versetzt hatte, und nachdem wir kaltblütig unsere gegenwärtige kritische Lage überlegt, glaubte ich, es sey meine Pflicht, den Muth meiner Gefährten anzufrischen, und ihren Geist durch Vorspiegelung eines Restes von Hoffnung zu ermannen. „Freunde! redete ich sie an, laßt uns nicht durchs Unglück niederbeugen, und zeiget, daß der beherzte und unternehmende Mann über alle Schläge des Schicksals erhaben ist. Segnet den Himmel, daß er uns eine Küste erreichen ließ, die gewiß uns eine Freystätte anbieten wird; aber wenn wir wollen, daß die Vorsehung uns beystehen soll, so laßt uns ihre Gunst zu verdienen wissen, indem wir uns einer unwürdigen Unthätigkeit entreißen. In Fällen, wie der gegenwärtige, ist es vorzüglich wichtig, ein Oberhaupt anzuerkennen, und allem zu gehorchen, was er zum allgemeinen Wohl anordnet. Hört also auf

den ersten Tag mit den Seinigen allen Drangsalen des Durſts und Hungers ausgesetzt. Erſt mit anbrechender Nacht entdeckte er eine Waſſerpfütze. Jeder trank daraus nach Herzensluſt. Man rathſchlagte eben, ob man nicht die Nacht am Rand dieſes Teichs zubringen wolle, als ſich von allen Seiten ein fürchterliches Brüllen erhob. Man merkte nun, daß die Gegend mit wilden Thieren angefüllt ſey, uns beſchloß auf Bäume zu klettern, um ſich bis zu Tagesanbruch vor ihren Anfällen in Sicherheit zu ſetzen.

Mit erſter Morgenröthe trat man den Marſch von neuem an. Man mußte ſich, in Ermangelung anderer Nahrungsmittel, mit einigen im Waſſer gefundenen Muſcheln begnügen. Ingardin war vom Marſch ſo ermüdet, und vom Hunger und der geſtrigen Strapatze ſo angegriffen, daß er ſo zu ſagen keinen Fuß mehr fortſetzen konnte, ſondern ſich auf den Boden legte, und einſchlief. Beym Erwachen fühlte er ſeine Beine ſo ſteif, daß, ohne das dringende Zureden ſeiner Unglücksgenoſſen, er nicht wieder aufgeſtanden ſeyn würde.

Sie nahmen ſich vor, umzukehren, und einen andern Rückweg zu wählen, in der Hoffnung, vielleicht noch eine Entdeckung zu machen; allein ſie waren nicht glücklicher.

Ingardin that das niederſchlagende Geſtändniß, das ganze Land, ſo weit er es durchſtrichen, ſey eine öde Wüſteney, die nur von Rhinocerossen und Leoparten bewohnt werde.

Alle unſere Hoffnungen beruhten ſich noch auf den Nachrichten, welche Chiouſſe und Martin de la Baſtide uns mittheilen würden. Erſterer verſicherte, ſeine Verſuche wären nicht ganz fruchtlos geweſen; in der Entfernung von einer halben Tagreiſe habe er einige Neger-

Hütten entdeckt, und an den Tobackspfeifen, deren sie sich bedienten, erkannt, daß sie in Verkehr mit Europäern ständen. Auch brachte Chiousse einige kleine Thiere, Damans genannt mit, die er im Laufen erhascht hatte. Wir lobten seinen Eifer, und fühlten, wie sehr seine Gewandtheit und guter Wille uns in der Folge nützlich seyn könnten.

Wir wollten eben Gebrauch von Chiousse's Fang machen, als Martin de la Bastide in Begleitung des Montval und einiger Araber anlangte, die ihm auf seiner südlichen Excursion gefolgt waren.

„Ich bin, sagte er, der Uiberbringer ziemlich befriedigender Entdeckungen. Wir hätten können an wüste und unbekannte Küsten verschlagen werden, und würden, wie so viele andere, für Hunger und Durst umgekommen seyn. Oder, wir wären in die Hände wilder und ungastfreyer Völker fallen, die, ohne Theil an unserm Unglück zu nehmen, es noch härter und drückender gemacht hätten. Nichts von dem allen haben wir zu fürchten. Wir befinden uns in einer zwar wenig bekannten, wenig besuchten, und wenig fruchtbaren Gegend; allein wir haben die Gewißheit, daß wir nicht Hungers sterben können, und das ist schon ein sehr wesentlicher Punkt."

„Nach einer ziemlich mühsamen, unserer Vorschrift gemäß gegen Süden gerichteten Marsch, trafen wir einen Fluß, und am Gestade dieses Flusses einige Höfe, wie man sie in der Kap-Kolonie nennt, an, die ein mahlerisches Außerliches hatten. Ein Einwohner kam auf das Bellen seiner Hunde, an die Thüre einer großen, pyramidenartigen Hütte, und bey Erblickung fremder Gesichter näherte er sich uns, ohne das geringste Mißtrauen. Er schloß aus meiner Farbe

und meinem Anzug, daß ich ein Europäer sey, und eilte sogleich, es dem Patriarchen des Kantons zu melden, der mit vieler Gravität erschien, um sich mit uns zu besprechen, und die Veranlassung unsers Besuchs zu erfahren."

„Durch eins von den glücklichen Ohngefähr, in welchen sich so oft der unmittelbare Schutz der Vorsehung äußert, fand sich's, daß dieser Patriarch ein vom Kap entflohner Europäer war, der ehemahls in holländischen Diensten stand. Er hatte seine Zeit ausgedient, und wollte eben nach Europa zurückkehren, um seiner Familie die Früchte und Ersparnisse einer vieljährigen Haushältigkeit zu überbringen, als durch einen angekommenen Ostindienfahrer, die Nachricht von dem Tode aller der Seinigen anlangte. Dieß wirkte dergestalt auf ihn, daß er sogleich sein Vorhaben entsagte, sein Vaterland wieder zu sehn. Er verfiel in eine so tiefe Schwermuth, daß er von nichts wenigerm sprach, als sich ein Leben zu nehmen, das ihm zur Last geworden war. Ein Biedermann, ein Missionar, übernahm es, ihn von diesem traurigen und strafbaren Entschluß abzubringen, und es gelang ihm, ihn zu bereden, sich damit zu begnügen, die Menschen und allen Umgang zu fliehen, und mitten in den Einöden, in einer großen Entfernung von Kap, seine übrigen Tage zu beschließen."

„Dieser Greiß führte uns auf seinen Hof, und von ihm haben wir die gewünschten Belehrungen über den Ort unsers Schiffbruchs erhalten."

„Ihr seyd, sagte er, im Lande der Hutniquas. Dieses, mit Gehölzen bedeckte Land, wird von einer langen Kette hoher Gebirge durchschnitten, die von Osten nach Westen streichen. Es wird von einigen Familien der Kaffern und Hottentotten bewohnt, unter denen ich mich

niedergelassen habe, um bey ihnen mein, dem Unglück geweihtes Leben, zu endigen. Die, den Meer-Stürmen ausgesetzte Küste, erinnert mich unaufhörlich an die Stürme des Schicksals, und an die unzähligen Gefahren, welche den Menschen auf seiner Bahn erwarten. Unterdessen gibt es mehrere Buchten an dieser Küste, wo die Schiffe Schutz finden würden, und sollten sie je so bevölkert werden, wie ihre natürliche Fruchtbarkeit es verträgt, so wäre es keine Unmöglichkeit, zwischen ihr und dem Kap eine Communication zur See zu stiften, die für beyde Kolonien vortheilhaft seyn würde."

„Die einheimischen Thiere dieser Gegenden sind die Elephanten, Löwen, Leoparden, Tiegerkatzen, Hyänen, Büffel, Geysböcke, Bosböcke und Haasen."

„Man hat den Elephanten so sehr nachgestellt, daß sie fast alle Hutniquas verlassen, und sich in die Wälder von Sitsikamma geflüchtet haben, wohin man noch nicht gedrungen ist."

„Das Geschlecht der Löwen ist in Hutniquas ausgerottet, wenigstens machen sie nie einen langen Aufenthalt daselbst, und die, welche von Zeit zu Zeit aus Sitsikamma sich dahin verirren, werden bald entdeckt und erlegt."

„Die Leoparden, die man sehr uneigentlich Tiger nennt, waren nicht so leicht auszurotten. Allein man hört selten, daß sie die Kühnheit gehabt hätten, Menschen anzufallen, ob man gleich nicht ganz sicher von ihren Räubereyen ist."

„Der Bosbock oder Boschbock, ist eine Art Antelope oder Gazelle. Er ist etwas höher als dritthalb Fuß. Man klagt, daß er so vielen Schaden thut. Da er langsam läuft, so

wird er zuweilen mit Hunden gefangen. Wenn er ſieht, daß ihm keine andere Rettung übrig bleibt, ſo ſetzt er ſich zur Wehre und knieet nieder um mit ſeinen Hörnern zu ſtoſſen. Unterdeſſen ſind dieſe Hörner, die ſeine Hauptvertheidigung ausmachen, ihm zuweilen nachtheilig; ſie verwickeln ſich in die Gebüſche und Zweige, und halten ihn ſo von ſeiner Flucht auf. Um dieſen Unfall, ſo viel ihm möglich zu vermeiden, trägt er im Laufen die Naſe immer horizontal, ſo daß ſeine Hörner unmittelbar auf dem Halſe aufliegen. Das Fleiſch dieſes Thieres macht eins von unſern Nahrungsmitteln aus, iſt aber nicht ſehr zart."

Der Büffel weicht von allen unter dieſem Nahmen bekannten Arten ab. Dieſe Thiere fallen zwar nicht eigentlich Menſchen oder Thiere an, wenn man ſie nicht gereizt hat; aber ſie ſind ſo boshaft, und von ſo ungeheuer körperlicher Stärke, daß es höchſt gefährlich iſt, ihnen auf den ſchmalen Pfaden, oder ſogenannten Büffelwegen zu begegnen, wo das Dickicht oft ſo dicht iſt, daß man weder auf der einen noch der andern Seite ausweichen kann. Auf einer Reiſe, welche ein europäiſcher Naturforſcher vor einigen Jahren ins Land der Hutniquas that, beging einer von ſeiner Geſellſchaft die Unvorſichtigkeit, zwey ſeiner Pferde, eins ans andere anzubinden, und vor ſich herzutreiben. Er hatte kaum Zeit ſich zu retten. Ein Büffel auf den er ſtieß, riß den Pferden den Bauch auf, und trat ſie unter die Füße."

„Die Küſte würde uns Lebensmittel in Uiberfluß gewähren, wenn wir uns dem Vergnügen der Jagd und des Fiſchfangs überlaſſen wollten. Allein die hieſigen Hottentotten, und überhaupt alle aus den umliegenden Gegenden bis zum Kap, ſind von Natur träge. Ich lebe un-

ter ihnen in der vollkommensten Sorglosigkeit, und weit entfernt, die unschuldigen Vögel und friedfertigen Fische der Küste zu bekriegen, finde ich ein gewisses Vergnügen daran, sie sich in Ruhe vermehren zu lassen."

„So schilderte uns, fuhr Martin de la Bastide fort, dieser zum Wilden gewordene Europäer das Land der Hutniquas. Wir haben um seine Gastfreyheit für uns und unsre übrigen schiffbrüchigen Gefährten angehalten, er hat sie uns bewilligt, und sogar versprochen, uns einen erfahrnen Führer von der Nation der Hottentotten zu geben, um uns durch die Wüste bis zum Kap zu bringen." —

Bey diesen Worten bemeisterte sich Freude der ganzen Gesellschaft, und alle unsere Besorgnisse verschwanden. Wir schickten uns zur Abreise an, und ob wir gleich von Allem entblößt, und auf einer undankbaren und wüsten Küste unstät und in der Irre warin, so fühlten wir uns doch alle zufrieden, als ob wir noch den Pallast der Imans von Sana bewohnt hätten.

Bevor wir den Marsch antraten, hielten wir noch eine Mahlzeit an dem Ort unsers Schiffbruchs. Wir verzehrten die Damans, welche der brave Chiousse mitgebracht, und ein Gericht Krabben, womit uns Montval regalirt. Wir schliefen auf dem Strand, um unsre erschöpften Kräfte herzustellen und mit Tagesanbruch brachen wir nach dem Land der Hutniquas auf. Wir hielten uns sorgfältig längs der Küste, um uns nicht im Innern zu verirren.

So wie wir weiter drangen, wirkte der Anblick der Gegenden, und die für uns neuen Gegenstände, die sich häufig uns zeigten, mächtig auf uns.

Ohngefähr eine Meile vom Ort unsers Aus-

marsches, vernahmen wir ein dumpfes Getöse, das etwas schreckbares hatte. Anfangs glaubten wir, es wären die Wellen des Meeres, die sich so wüthend an den Klippen brächen; allein als wir weiter kamen, fanden wir, daß die Küste hier eine Bucht bilde, wo die See ziemlich ruhig war. Nun wurde es uns zum Räthsel, welcher Ursache wir das Gesause und Gesumse zuschreiben sollten, das wir hörten.

Mit einemmahle stieg von der Erde ein undurchdringliches Gewölke in der Luft, das 40 Fuß über unsern Köpfen ein ungeheures Dach, oder vielmehr einen Himmel von Vögeln, von allen Gattungen und allen Farben bildete. Die Möwen, die Seeraben, die Seeschwalben, die Pelikane, kurz all' das gefiederte Volk, welches diesen Theil Afrikas erfüllt, war, glaube ich, hier versammelt. Ihr vermischtes, und nach den verschiedenen Gattungen modificirtes Geschrey durch einander, gab eine fürchterliche und abscheuliche Musik. Wir waren alle Augenblicke gezwungen, uns den Kopf zu verhüllen, um es minder zerreißend für unser Gehör zu machen, und um diesem ein wenig Erhohlung zu verschaffen.

Der Aufstand war unter diesen zahllosen Vögel-Legionen desto allgemeiner, da wir es hauptsächlich mit den Weibchen zu thun hatten, und dieß ihre Brutzeit war. Sie hatten ihre Nester, ihre Eyer, ihre Jungen zu vertheidigen. Es waren so viele auf uns erboßte Harpyen, deren Gekreisch uns betäubte. Oft ließen sie sich in vollem Flug nieder, und schwirrten uns unter der Nase hin. Einige Flintenschüsse, die Rocas de St. Kassian und ich thaten, schreckten sie nicht ab, sondern verdoppelten vielmehr ihre Wuth. Nichts war vermögend sie zu vertrei-

treiben, und wir konnten keinen Schritt thun, ohne auf Eyer und Junge zu treten. Der ganze Boden war damit bedeckt.

Die Höhlen und Spalten der Felsen wurden von Robben und Seehunden bewohnt; auch fanden wir einige Seelöwen darin, und hatten das Glück, einen davon zu tödten, der ungeheuer groß war.

Die kleinen Schlupfwinkel dienten den Fettgänsen zur Zuflucht, welche in größerer Anzahl als alle die übrigen Arten vorhanden waren. Dieser Vogel, der ohngefähr zwey Fuß Höhe hat, und den einige sehr uneigentlich, Penguin nennen, trägt seinen Körper nicht wie andere Vögel. Er hält sich senkrecht aufrecht auf seinen Füssen, was ihm ein desto lächerliches Ansehn von Gravität gibt, da seine von Schwungfedern ganz enthlößten Flügel, nachläßig auf jeder Seite baumeln. So wie wir an dem Stand der Bucht hinzogen, stießen wir auf zahllose Heerden dieser Fettgänse. Kerzengrade sich auf ihren Pfoten haltend, machten diese Vögel gar nicht Platz, um uns durchzulassen. Der traurige Ton ihrer Stimme, mit dem Geschrey der Robben und Seelöwen vermischt, prägte, ich weiß nicht welche Niedergeschlagenheit der Seele ein, von der uns kaum der Gedanke zerstreuen konnte, bald zu den Hutniquas, und von da nach dem Kap zu gelangen.

Diese Niedergeschlagenheit wurde noch durch den Mangel an süßem Wasser vermehrt, worüber jeder von uns zu klagen anfing. Seit unserm Aufbruch hatten wir keinen Bach oder Fluß angetroffen. Wir beschloßen uns ein wenig von der Küste zu entfernen, und zu sehn, ob wir nicht vielleicht im Innern des Landes etwas finden mögten, um den brennenden Durst zu

löschen, der uns peinigte: allein wir waren nicht glücklicher, und wir befanden uns gegen Abend von Hitze und Ermüdung erschöpft in einem sandigen Thal, wo wir uns gefallen lassen mußten die Nacht zuzubringen.

Da Martin de la Bastide und Montval auf ihrer Wanderung Wasser angetroffen hatten, so dünkte es uns sehr hart, nicht auch so glücklich zu seyn. Sie selbst waren trostlos darüber, denn sie litten gleiche Quaalen der Entbehrung wie wir; allein in diesen Einöden und in diesen Wäldern, wandelt man selten einen Pfad zweymahl, und es hält sehr schwer, eine Quelle wiederzufinden, wenn man sie einmahl verloren hat.

Wären wir mit Werkzeugen versehen gewesen, um die Erde aufzugraben, so würden wir uns gewiß entschlossen haben, in ihrem Schooße aufzusuchen, was wir auf ihrer Oberfläche nicht zu entdecken vermogten.

Allein wie konnten wir, ohne andre Werkzeuge als unsre Hände, einen Brunnen graben? Wie konnten wir überdieß versichert seyn, unsre Bemühung von einem glücklichen Erfolg gekrönt zu sehn, und Wasser gerade an der Stelle zu finden, wo wir zu graben anfingen? Montval versicherte, er habe ein untrügliches Mittel, durchs bloße Ansehn den Ort herauszufinden, wo Wasser verborgen steckt. Es bestand darin, sich platt mit dem Bauch, bey Aufgang der Sonne auf die Erde zu legen, und Acht zu geben, ob von einigen Stellen des Bodens, leichte Dünste aufstiegen? So groß unser Vertrauen auf Montval war, so schmeichelten wir uns doch immer mit der Hoffnung, Wasser auf eine andere Art ausfindig zu machen. Wir schweiften in den Wäldern umher, welche die Bucht Algra vom

Fluß Naiſina trennen, ob wir eine Quelle entdecken könnten.

Unglücklicher Weiſe waren alle unſre Nachforſchungen vergebens, und noch dazu koſteten ſie uns den Verluſt einer unſchätzbaren Zeit. Die Nacht überfiel uns mitten in dieſen unbekannten Wüſten, und das Brüllen der Löwen, das Geſchrey der Schakals, und das Bellen der Hyänen, warnte uns, daß es dringend-nothwendiger ſey, auf unſre Sicherheit, als an Löſchung unſers Durſtes zu denken.

Wir rathſchlagten über die Art und Weiſe, wie wir die Nacht zubringen wollten; einige waren der Meinung, auf die größten Bäume im Walde zu klettern und ſo den Tag zu erwarten; andere fanden dieſes zu unbequem und zu demüthigend. Sie ſchlugen vor, auf eine nahe, von Bäumen kahle, Anhöhe zu ſteigen, daſelbſt ein großes Feuer anzuzünden, um die wilden Thiere zu verſcheuchen, und zu größerer Sicherheit die ganze Nacht Wache zu halten. So kann, ſagten ſie, jeder von uns, nach der Reihe ſchlafen, während ſeine Kameraden Schildwache ſtehen.

Dieſer letzte Vorſchlag ging durch, der Hügel wurde erſtiegen, und bald loderten von ſeinem kahlen Gipfel große Feuer empor, die man in einer großen Entfernung gewahr werden konnte.

Es wurde beſchloſſen, daß zwey Poſten ausgeſtellet alle Stunden abgelöſet werden ſollten. Niemand war davon ausgenommen. Damit aber die, deren Herzhaftigkeit zweydeutig war, nicht für Furcht ſtürben, wenn ſie bey den flammenden Holzſtößen auf die Wache zögen, ſo wurde ausgemacht, daß zu den beyden Schildwachen immer eine Perſon mitgenommen werden ſolle, die bereits Proben von ihrem Muth und ihrer Kühnheit abgelegt hätte.

Die ersten, die das Loos traf, waren Rocas de St. Kassian und Doktor Codonel. Im Fall einer drohenden Gefahr sollte der erste beym Feuer bleiben, und gute Mine machen, der andere aber zu mir eilen und Meldung thun. Sie blieben eine Stunde auf ihrem Posten, ohne daß etwas außerordentliches vorfiel. Die wilden Thiere brüllten von weiten, allein der Flamme des Holzstoßes hielt sie in einer ehrfurchtsvollen Entfernung.

Sie wurden von Chiousse und dem alten Signier abgelöset. Bey letzterm weckte der Anblick des flammenden Gluht-Haufens Erinnerungen, die ihm faßt Thränen der Sehnsucht auspreßten. „Ach! Freund, sagte er zu Chiousse, welche schöne Grillade ließ sich nicht auf diesen Kohlen machen! Und wie ist es so jammerschade, daß, statt in dieser afrikanischen Wüsteney, und von reißenden Thieren umgeben zu seyn, die uns fressen wollen, wir uns nicht in dem Augenblick auf dem Candelon-Berg, mit unsern guten Freunden von Brignoles und La Roque befinden! Was könnten wir da für einen herrlichen Schmaus unter dem Sternen-Zelt halten, und mit welcher Sicherheit würde sich jeder der Freude überlassen! Glücklich! Tausendmahl glücklich, wer mit einem bescheidenen Wohlstand zufrieden, sein Herz den Lockungen des Ehrgeizes verschließt, und sich begnügt, seine Tage unter dem friedlichen, heimischen Himmel zu verleben! Ach! warum habe ich die Ufer des Tarami verlassen! warum beging ich die Thorheit, meinem Sohn nach Aegypten zu folgen!“ —

Während sich der alte Signier so seinen Klagen und der Schwermuth überließ, überzog sich der Himmel in der Ferne, und Blitze leuch-

teten rief am Horizont. Er wurde es gewahr, und rief es seinem Kameraden zu, von dem er sich so wenig als möglich entfernte: Chiousse, sagte er, Lampeggio! Dieses provenzalische und italiänische Wort bedeutet so viel als es blitzt! — Chiousse erwiederte: dieß wäre sehr gut; die Blitze würden vielleicht einen Regenguß veranlassen, und so brauchten wir morgen wegen Löschung unsers Durstes, nicht besorgt zu seyn.

Unterdessen breitete sich die Finsterniß am Himmel schnell aus, die Blitze wurden stärker und feuriger, und man vernahm von ferne ein fürchterliches Brausen, den Vorbothen eines schrecklichen Ungewitters. „Sind wir nicht schon eine Stunde auf unserm Posten? sprach der alte Signier zu seinem Gefährten. Mir däucht, man vergißt uns abzulösen.“ Chiousse gab zur Antwort, er beschwere sich mit Unrecht, denn sie hätten wenigstens noch eine halbe Stunde zu stehen. Unterdessen, fuhr er fort, könne er hingehn und Rolando melden, daß ein Ungewitter käme, und daß Verstärkung nöthig sey, weil der Regen vielleicht so stark fallen könne, daß das Feuer verlösche. Uiberdieß pflegten in stürmischen Nächten der Löwe, die Panther, die Hyänen, keinen Laut von sich zu geben, wodurch die Gefahr verdoppelt werde; denn da diese Thiere deßwegen doch nicht aufhören umherzuschleichen, so fallen sie ihren Raub an, ohne daß sie ihre Nähe zu erkennen gegeben, und ohne daß man die Zeit gehabt habe, ihnen zuvorzukommen.

Wahr ist's, die stürmischen Nächte in den afrikanischen Wüsten, sind das ächte Bild des Untergangs, und unwillkürlich fühlt man sich von Entsetzen ergriffen. Wenn diese Sündfluthen euch

überfallen, so haben sie bald Zelt und Matten überschwemmt und durchweicht.

Unaufhörliche Blitze erzeugten zwanzigmahl in einer Minute, den raschen und plötzlichen Uibergang vom schrecklichsten Tag zur schwärzesten Finsterniß. Alles, die betäubenden Donnerschläge, die fürchterlich auf allen Seiten krachen, sich vermischen, sich vervielfältigen, und von Berg zu Berg wiederhallen, selbst die kurzen Intervallen einer grausenvollen Stille, alles mit einem Wort, trägt dazu bey, das Ganze zum schauderhaftesten Auftritt zu machen. Die Gefahr, von den wilden Thieren angefallen zu werden, vermehrt noch das allgemeine Schrecken, und nur das Tageslicht vermag dem Herzen und der Natur die Ruhe wieder zu geben.

Man kann sich also eine Vorstellung machen, wie es mit dem alten Signier in diesem kritischen Augenblick aussah, als er seinen Posten, auf Chiousse's Befehl, verlassen, und beym Schein der Blitze, mir die Annäherung des Ungewitters melden mußte. Er war so außer Athem, als er bey mir anlangte, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte; er war sogar im Begriff, ohnmächtig zu werden, und da er mir erklärte, daß er lieber sterben, als mir in der Gefahr von der Seite weichen wollte, so sah ich mich gezwungen, den braven Dominik an Chiousse abzufertigen, um ihn zu benachrichtigen, daß wir alle uns aufmachen würden, um jedem Uiberfall desto besser Trotz zu biethen.

Ich schoß eine Büchse in die Luft ab, und auf dieses Zeichen sah ich das ganze Lager aus dem Schlaf auffahren und meine Gefährten sich um mich drängen, um zu erfahren, welche Gefahr uns drohe. Das Feuer der Blitze und das Prasseln des Donners, hatten sie bald darüber

belehrt. Wir vernahmen das Geheul des Orkans, und erblickten beym Leuchten der Blitze solche dicke und finstre Wolken, daß wir leicht voraussehen konnten, daß die Gefahr, durch und durch geweicht zu werden, noch das kleinste Uibel seyn würde.

„Wie ist es möglich, rief Doktor Codonel, daß wir nicht alle Flüsse bekommen! Kaum sind wir vom Schiffbruch trocken geworden, so werden wir wieder in einer Wolken-Fluth gebadet!" — „Ach! das Naßwerden möchte noch hingehn; schrie Montval, allein wir sind auf einer Höhe, und folglich der ganzen Wirkung der elektrischen Wolken ausgesetzt; ihr fürchtet das Wasser des Himmels, ich fürchte weit mehr sein Feuer!" — „Ja! unterbrach ihn Ingardin, wenn uns bloß diese zwey Gefahren bedrohten! allein die Löwen, die Panther, die Hyänen, schleichen schweigend um unser Lager, und wehe uns, wenn unsere Feuer verlöschen!" — —

Während einige von uns so sprachen, ertheilte ich die Befehle, welche die Umstände, in denen wir uns befanden, heischten; doch die Schnelligkeit, mit der das Ungewitter losbrach, ließ uns keine Zeit zur Ausführung. Ein Donnerschlag, welcher die Erde bis in ihre Grundfesten zu erschüttern schien, zerriß die Wolken, aus welchen sogleich der Regen stromweise niederstürzte. Die Erde schwamm in Wasser, und der Himmel in Feuer. Wir brachten eine Viertelstunde unter den lebhaftesten Besorgnissen zu, ohne einen Laut von uns zu geben; wir hatten uns dicht an einander gedrängt, und wagten es kaum, Athem zu schöpfen. Der alte Signier gestand uns nachher, daß er, so lange der Orkan dauerte, weniger naß vom Re-

gen, als von dem kalten Schweiß geworden sey, der aus seinem ganzen Körper quoll, und die Würkung der schrecklichen Angst war, die ihn befallen hatte.

Der Tag brach an, aber er war noch traurig und mit Wolken bedeckt. Der Regen verdoppelte sich von Zeit zu Zeit. Wir beschäftigten uns, unsere nassen Kleider auszuringen, und alles, was an Gefäßen in unserem Besitz war, mit Regenwasser anzufüllen. Wir hofften durch diese Vorsicht, welche die Klugheit uns eingab, dem Mangel vorzubeugen, der uns die vorigen Tage so betrübt hatte, und ohne weitere Hinternisse das Land der Hutniquas zu erreichen.

Martin de la Bastide und Montval, als sie sahen daß der Himmel sich aufklärte, wollten in der Nähe des Hügels auf Entdeckungen ausgehen, um sich zu orientiren, und zu versuchen, ob sie nicht den Weg wieder finden könnten, den sie bey ihrer ersten Excursion genommen. Jeder lobte ihren Eifer und ihre Fürsorge, da ich aber den Aufbruch unsrer Karwane nicht zu lang verschieben wollte, so empfahl ich meinen beyden Gefährten, nicht mehr als ein oder zwey Stunden auf ihre Nachforschungen zu verwenden.

Wie groß war unser Erstaunen und unser Kummer, als wir, nachdem wir weit über die vorgeschriebene Zeit gewartet, unsre Freunde nicht zurückkommen sahn! Wir machten uns nun Vorwürfe, daß wir ihnen erlaubt hatten, sich zu entfernen. Tausend traurige Vorstellungen bestürmten uns wechselsweise. Sie können sich, sagten wir, in dem dicken Wald verirrt haben; oder ein wildes Thier hat sie überrascht; oder sie sind in einen Hinterhalt der Wilden gefallen; oder in eine von den Gruben gestürzt, welche die Einge-

bohrnen zum Fang der Löwen, Leoparden, Rhinocerosse, Elephanten, zu graben pflegen. Diese letztere Muthmaßung schien uns die wahrscheinlichste. Wir erinnerten uns des Misgeschicks, das einige Jahre zuvor einem Reisenden, Nahmens Fortis, zugestossen war, der bey seiner ornithologischen Reise durch das Land der Hottentotten und Kaffern, einen ähnlichen Unfall erfuhr. Er verfolgte den schönbefiederten Vogel Turaco, und dieser Vogel, der sich immer auf die äußersten Spitzen der höchsten Aeste zu setzen pflegt, kam ihm niemahls nahe genug zum Schuß. Von Baum zu Baum hüpfend, und nur allmählig sich entfernend, hatte er ihn schon länger denn eine Stunde zum Besten gehabt, und sehr weit fortgelockt. Endlich wurde Fortis den Spaß überdrüßig und schoß außer der Flintenschuß-Weite auf ihn. Er hatte das Vergnügen, ihn fallen zu sehn, und seine Freude war unbeschreiblich; doch als er an den Ort kam, wo er gefallen war, fand er keinen Turaco mehr. Er gerieth in Verzweiflung, und im Anfall seines Zorns stampfte er mit seinen Füßen und seiner Flinte auf den Boden, als plötzlich die Erde unter ihm einsank. Der Reisende verschwand, und fiel mit seinen Waffen in eine 12 Fuß tiefe Grube. Das Erstaunen und der Schmerz vom Fall, traten nun an die Stelle seines Unwillens, und er erblickte sich auf dem Grund einer von den bedeckten Fallgruben, welche die Hottentotten für die wilden Thiere und Elephanten anlegen.

Als er zu sich selbst kam, dachte er auf Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen; er mußte sich noch glücklich schätzen, daß er sich nicht an den spitzigen Pfahl gespießt hatte, der in der Mitte des Lochs aufgerichtet ist: und noch ein größeres Glück war es für ihn, daß er nicht Ge-

wir dieß, mit Leuten, deren Sprache wir nicht verstanden?

Es ist augenscheinlich, daß unsre Lage sehr kritisch war, und daß wir uns Riscos aussetzten, wir mogten eine Partey ergreifen, welche wir wollten.

Mitten unter diesen Quaalen der Unentschlossenheit, sahen wir einen der beyden Vermißten, ganz ausser Athem auf uns zugeeilt kommen, und sich in unsre Arme voller Entsetzen flüchten, als ob die Wilden noch hinter ihm her wären. „Lieben Freunde! schrie Martin de la Bastide, Gott sey gelobt! ich bin glücklich den Kaffern entronnen; allein des Unglücklichen Montval haben sie sich bemächtigt, und ich habe den Schmerz gehabt, ihn fortschleppen zu sehn. Er ist ein Opfer seines Eifers für die Naturgeschichte geworden. Er verließ mich einen Augenblick, um ein vierfüßiges Thier zu untersuchen, das er im Thal gewahr wurde. Wenige Schritte von unserm Fußpfad hörte ich ihn mir zurufen: „Geschwind, hierher! ich erblicke einen Zebra und einen Cuagga!" Vergebens gab ich ihm zur Antwort; ich bekümmerte mich wenig um diese Thiere und bäthe ihn, wieder zu mir zu kommen. Die Liebe zur Wissenschaft war stärker als meine Ahmahnungen. Er wollte sich den beyden Thieren noch mehr nähern. Auf einmahl vernehme ich ein Geräusch: viele Wilde, mit Assagahien oder Wurfspießen bewaffnet, stürzen sich ins Thal und setzen den Montval nach. Ihre Anzahl schreckte mich; ich ergreife die Flucht; verirre mich, finde mich wieder; verirre mich von neuen, und bin endlich so glücklich, euch wieder zu treffen, um mit euch über die Mittel zu rathschlagen, wie wir den unglücklichen Montval befreyen." —

Hatte des Martin de la Bastide so

unvermuthete Wiederkehr uns einen Augenblick mit Freude erfüllt, so machte sie auch der Verlegenheit und Ungewißheit ein Ende, die wir vor seiner Ankunft empfunden hatten. Montvals Gefangenschaft war nunmehr Gewißheit geworden, allein wir konnten keinen Versuch zu seiner Befreiung wagen, als wenn wir uns in unbewohnte Wüsten, und in Einöden vertieften, die mit wilden Thieren und mit vielleicht noch wildern Nationen bevölkert waren. —

Ferner mußten wir, um uns in diese zahlreichen und drohenden Gefahren einzulassen, auf die Aussicht Verzicht thun, im kurzen das Land der Hutniquas zu erreichen, wo wir schon Freunde hatten, und wo wir Wegweiser finden sollten, um von da durch die Wüsten, nach dem Kap der guten Hoffnung zu gelangen.

Trotz aller dieser Betrachtungen und Rücksichten, tönte doch die Stimme der Menschlichkeit viel zu lebhaft in unsern Herzen, als daß wir uns hätten entschließen können, unsern unglücklichen Gefährten im Stich zu lassen, und nicht großmüthig alle unsre Kräfte aufzubiethen, um ihm seine Freyheit zu verschaffen.

Nachdem wir noch eine Nacht unter Wachen und neben großen Feuern zugebracht, um die Hyänen, Schakals und andere reißende Thiere zu entfernen, begaben wir uns auf den Marsch, und nahmen unsern Weg nach dem Berg, wohin die Wilden den Montval geführt hatten.

Wir sahen unterwegens eine große Menge Gazellen, von der Gattung der Springböcke, und waren so glücklich, deren 7 zu tödten. Da sie gewöhnlich in großen Haufen versammelt sind, die sich so dicht wie Schaafe an einander drängen, so schaden sie sich wechselseitig, und halten sich in ihrem Lauf auf. Eine einzige

stehen, und uns, wenn es nöthig wäre, bis ans Ende der Kafferey zu folgen, wenn wir nur noch zwey Tage lang die Verstärkungen abwarten wollten, welche aus der ganzen Nachbarschaft eintreffen würden. Alle Kraals des Landes der Hutniquas hatten ein Kontingent geliefert, das an dem Orte selbst, wo wir uns jetzt befanden, sich vereinigen sollte, um mit desto größerm Vortheil den gemeinschaftlichen Feind zu bekriegen. Wir willigten sehr gern in diesen Aufschub, da wir leicht einsahn, daß wir durch den Beystand der Hottentotten weit sichrer zu unserm Zweck gelangen würden. Mein Vorsatz war zugleich, nach Moutvals Befreyung zwischen den Hottentotten und Kaffern einen dauerhaften Frieden zu gründen.

Es kam meiner Ungeduld sauer an, bis die beyden Tage verstrichen waren. Ich wendete sie an, mich von Grund aus über die äußere Bildung, die Sitten und Gebräuche der Hottentotten zu belehren, mit denen ich in solche unmittelbare Verhältnisse zu stehen kommen sollte.

Der Nahme Hottentott, ist nicht, wie einige Schriftsteller geglaubt haben, ein Spott-Nahme, sondern die alte Benennung, welche diese Völker seit undenklichen Zeiten führen. Diese Nation ist in verschiedene, unabhängige Völkerschaften getheilet; die vornehmsten sind: die großen Namaquas, die kleinen Namaquas, die Hutniquas, die Dunqas, die Sunquas, die Gassaquas, die Koopmans, die Hersaquas, die Attaquas, die Chirigriquas. Diese Nahmen sind ihnen nicht von Europäern gegeben, sondern entsprechen, dem Laut nach, denen, durch welche die Hottentotten sich selbst von einander unterscheiden.

Die Hottentotten sind oft mit den

Kaf-

Kaffern vermengt worden, die doch, in jeder Rücksicht, ein ganz von ihnen verschiedenes Volk ausmachen.

Die Hottentotten sind von eben so großer Statur, wie die meisten Europäer; sie sind im Ganzen schmächtiger, und ihre Füße und Hände sind klein, in Vergleichung ihres Körpers. Dieses hatte niemand noch bemerkt, und doch kann es für ein charakteristisches Kennzeichen dieser Nation gelten. Bey den meisten sitzt die Nasenwurzel sehr tief, welches macht, daß der Zwischenraum von einem Auge zum andern, größer als bey europäischen Gesichtern, und die Nasenspitze ein wenig platt ist.

Die Farbe ihrer Haut ist ein gelbliches Braun, und gleicht ein wenig der Farbe eines Europäers, der stark die Gelbsucht hat; allein das Weiße ihrer Augen ist nicht im mindesten gelb. Man findet bey den Hottentotten nicht die dicken Lippen ihrer Nachbarn der Neger, der Kaffern, der Mozombiker. Ihr Mund ist von Mittel-Größe, und mit der schönsten Reihe Zähne besetzt, die man sehen kann. Alles zusammen genommen, zeigen ihre Zähne, ihre Gestalt, ihre Haltung, ihre Bewegungen, kurz ihr Ganzes, Gesundheit und Frohsinn an. In ihrem Sorgenfreyen Wesen entdeckt man die Symptome der Lebhaftigkeit und Entschlossenheit, Eigenschaften, welche die Hottentotten bey vorfallenden Gelegenheiten äußern.

Man sollte glauben, was ihren Kopf bedeckt, sey eine Art schwarzer, gekräuselter, nicht sehr dicker Wolle; doch an ihrer natürlichen Härte merket man bald, daß es Haare, und diese, wo möglich, wolliger sind, als der Neger ihre.

Der Anzug der Hottentotten, und ihre

Art sich den Leib zu bemahlen, verdienen auch bemerkt zu werden.

Diese Mahlerey, wenn man sich dieses Worts hier bedienen darf, besteht darin, daß der ganze Körper, vom Kopf bis zu den Füßen, reichlich mit Fett beschmieret wird, das mit etwas Ruß vermischt worden. Sie wischen es nie ab, ausgenommen wenn sie, beym Schmieren ihrer Wagenräder, sich die Hände mit Pech oder Theer besudelt haben.

Alsdenn brauchen sie sich nur die Hände mit Kuhmist zu reiben, um dieses los zu werden, und zum Uiberfluß salben sie sich auch noch mit Kuhmist die Arme bis an die Schultern, doch ist diese letzte Salbung keine unumgängliche Nothwendigkeit, sondern bloßer Putz.

Der Staub und allerhand Schmutz setzt sich in diese Ruß-Salbe, vermischt sich mit dem Schweiß ihres Körpers, hängt sich an ihre Haut an, ätzt diese unaufhörlich, und verändert so die natürliche Farbe, die ein helles Braun ist, wenn die Unreinlichkeit es nicht in ein bräunliches Gelb verwandelt hat.

Außer dem Vergnügen, welches die Hottentotten daran finden, sich den Leib von Kopf bis zu den Füßen zu salben, ist es auch ein großes Vergnügen für sie, sich mit dem Pulver von gewissen Kräutern zu parfumiren. Sie pudern sich Kopf und Leib damit, nach der Salbung, ein. Der Wohlgeruch ist stark und aromatisch, und gleicht dem Geruch des Mohns, mit Würze vermischt.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ankunft verſchiedener Haufen von Hottentotten — Beſchreibung ihres Koſtums und ihrer Waffen — Nation der Gonaquas — Rolando und die Hottentotten ſetzen den Kaffern nach — das Stachelſchwein — der Elephantenfluß — Niederlage der Kaffern — was mit Montoal nach ſeiner Befreyung ſich zuträgt — Rolando und die Seinigen begeben ſich auf dem Weg nach dem Kap.

Die Hottentotten, die wir erwarteten, kamen nicht in einem Corps, ſondern Truppweiſe, und zu verſchiedenen Zeiten an. So wie welche zu uns ſtießen, theilte man ihnen unſere Entſchließung mit, und der Gedanke, von Europäern in ihrem Krieg mit den Kaffern unterſtützt zu werden, erhöhete noch ihren Muth.

Nichts war wohl angemeſſener, als daß ich, der ich ihr Anführer ſeyn ſollte, eine genaue Kenntniß von ihren Sitten und ihren Waffen zu erlangen ſuchte. Man ſagte mir, daß in der Gegend des Kaps die Hottentotten ſelten bewaffnet ſind. Sie führen höchſten einen Wurfſpieß, zur Vertheidigung gegen wilde Thiere. Allein in den Wäldern, auf den Gebirgen und längs den Küſten, haben die Hottentotten vergiftete Pfeile zur Waffe, die ſie mit einem klei-

nen Bogen gegen 200 Schritte weit schießen, und in der Entfernung von 50 und selbst von 100 Schritten ziemlich sicher damit ins Ziel treffen. So im Hinterhalt versteckt, schicken sie den Tod dem Wilde, das ihnen zur Nahrung dient, ihren Feinden, und selbst dem Löwen zu. Dieß edle, prächtige Thier sinkt von einer Wunde, die es verachtet, oder die es nicht einmahl seiner Aufmerksamkeit würdigt; während der Hottentotte in voller Gewißheit, die untrügliche Wirkung seines Gifts abwartet, zu dem er immer das schnellwirkendste wählt. Auch braucht er nur wenige Minuten zu warten, um das verwundete Thier schwach werden, und sterben zu sehn.

Ihre Bogen sind kaum drey Fuß lang, und in der Mitte einen Zoll dick. Aber aus welcher Art Holz sind sie verfertigt? das kann ich nicht sagen, doch scheint dieß Holz mir sehr elastisch zu seyn. Sie nehmen zur Bogensenne entweder Thiersächsen, oder eine Gattung Hanf, oder die innere Rinde einiger Gewächse. Die meisten sind plump gearbeitet, ein Beweiß, daß diese Wilden sich weniger auf die Vollkommenheit ihrer Waffen, als auf das Gift verlassen, mit welchem sie bestrichen sind.

Die Pfeile haben eine Länge von anderthalb Fuß; sie bestehen aus einer Sorte Schilf, das unten, wo es auf der Bogensenne zu liegen kommt eine der Stärke dieser Senne angemessene Kerbe hat. Das andere Ende ist mit einem sorgfältig polirten, 5 oder 6 Zoll langen Knochen bewehrt.

Unterdessen sind die, nur mit einem Knochen versehenen Pfeile nicht die gewöhnlichsten. Am häufigsten ist dieser Knochen viereckig geschnitten, und das Viereck endigt mit einem darin

befestigten, wohlgeschliffenen, dreyeckigen Stück Eisen.

Die Köcher der Hottentotten haben zwey Fuß Länge und vier Zoll im Durchmesser; sie sind durchgehends von einem ausgehöhlten Baumast, oder vielmehr aus der Rinde eines solchen Astes verfertigt, die man in einem ganzen Stück abgeschält, und an den beyden Enden mit Leder verschlossen hat, der äußere Theil ist mit einer fetten Materie bemahlt, die hart wird, wenn sie trocknet.

Außer einem Dutzend Pfeilen enthält jeder Köcher noch einen kleinen Stein zum Schärfen oder Schleifen der eisernen Spitze, und eine Bürste oder einen Pinsel, um das Gift aufzutragen.

Dieses Gift wird von verschiedenen Arten Schlangen genommen, und die giftigsten werden von den Hottentotten am meisten dazu gesucht, ihre Pfeile mögen nun gegen ihre Feinde, oder gegen das zu ihrer Speise dienende Wild bestimmt seyn. Denn diese Wilden wissen recht gut, daß dieser Gift, innerlich genommen, nicht schädlich ist.

Sie sind an Strapatze und an die härteste Lebensart gewöhnt, und nie verlegen, wo sie ausruhen oder sich lagern wollen. Ihr Anzug ist ganz einfach. Sie salben sich den Leib, und tragen, statt aller Kleidung, ein Schaaf-Fell, dessen wollige Seite sie einwärts kehren. Dieser Pelz oder Mantel wird vorn auf ihrer Brust befestigt. Wenn das Wetter nicht kalt ist, lassen sie ihn lässig auf den Schultern hängen; dann geht er ihnen bis an die Wade; allein bey regnichter und kalter Witterung wickeln sie sich so hinein, daß er sie von vorn und von hinten, bis unter die Kniee, fast ganz bedeckt.

Weil ein einziges Schaaffell nicht groß genug ist, so sind sie gezwungen oben etwas anzusetzen, oder vielmehr, sie befestigen mit Riemen auf jeder Seite ein Stück daran. Ist es heiß, so kehren sie öfters den rauchen Theil des Mantels auswärts, aber noch öfter nehmen sie ihn ab, und tragen ihn unterm Arm. Dieser Mantel ist ihnen zugleich Kleid, Matratze und Decke. Sie legen sich auf den bloßen Erdboden, und wickeln sich ganz darein.

Die Mäntel der Weiber weichen in Nichts von der Männer ihren ab, ausgenommen, daß sie oben eine lange Spitze oder Zipfel daran anbringen, der mit dem Mantel eine Art Kapuze oder Tasche ausmacht, dessen haarigter Theil inwendig ist. In dieser Tasche tragen sie ihre kleinen Kinder, welchen sie die Mutterbrust über die Schulter reichen, ein Gebrauch, der bey verschiedenen Nationen üblich ist.

Männer und Weiber gehn am häufigsten mit bloßem Kopf. Wenn sie ihn bedecken, so geschieht es durch einen Huth, in Form eines abgestutzten Kegels. Er ist ohne Nath, aus dem Stück Magen eines Thieres gemacht, und mit Fett oder Ruß geschwärzt. Einige sind so zubereitet, daß sie rauch oder zotticht scheinen, andere gleichen dem Sammet; beyde haben ein ziemlich angenehmes Aeußeres.

Die Hottentotten tragen wenig Schuhe. Die gewöhnlichsten in dieser Gegend sind aus Ochsenleder verfertigt, das keine andere Zurichtung bekommt, als daß es geschlagen und naß gemacht wird. Die haarigte Seite ist außen. Ist das Leder von einer stärkern und dickern Gattung, z. B. von Büffelhaut, so steckt man es einige Stunden in Kuhmist, und dann

wird es sanft und geschmeidig. Man bedient sich nachher eines Fetts, das dieselbe Wirkung thut.

Diese Schuhe haben ihre Vorzüge. Sie legen sich wie ein Strumpf an den Fuß an, und behalten immer ihre Form. Man erhält sie sanft und geschmeidig, indem man sie beständig trägt, und sie sind weit kühler, weit biegsamer und weit dauerhafter, als unsere Schuhe von gegerbtem Leder.

Von den Hottentotten, die sich unter meinem Kommando befanden, hatte ich mir einige ausgezeichnet, die mir gescheider und beherzter als die übrigen vorkamen. Ich sah sogleich ein, von welchem Nutzen sie mir seyn könnten, und wendete Alles an, um ihr Vertrauen zu gewinnen.

Ich erfuhr, daß der eine von ihnen, Karan mit Nahmen, von dem Stamm der Gonaquas, Hottentotten sey. Die Nation der Gonaquas besteht nur aus ungefähr zweyhundert Männern, die sich durch Viehzucht bereichern. Zuverlässig sind sie von gemischtem Geblüte, und stammen von Kaffern und Hottentotten ab. Ihre Sprache hat eine große Verwandtschaft mit der letztern von diesen beyden Nationen; allein nach ihrer starken Aussprache — und die Männer verräth noch ihre schwarzbraune Farbe — nach ihren großen und robusten Gliedmaaßen, und endlich nach ihrer hohen Statur scheinen sie mehr von den Kaffern zu haben, von welchen einige noch jetzt unter ihnen leben.

Ein Mann wie Karan, konnte uns nicht anders als äußerst nützlich, durch seine Kenntnisse von den Sitten der Kaffern und von den Ländern werden, die sie bewohnen. Er er-

both sich überdem von selbst, uns zu den Räubern des Montvals den Weg zu zeigen.

Unterdessen waren die Hottentotten, die unsere Armee ausmachen sollten, fast alle versammelt, und es wurde beschlossen, daß, um den Kaffern keinen zu großen Vorsprung zu lassen, wir gleich den folgenden Morgen aufbrechen, aber einen Hottentotten-Anführer hier zurücklassen wollten, um die noch nachkommenden zu erwarten, und daraus den Nachtrab zu bilden.

In der Nacht kam wenig Schlaf in unsere Augen. Einige schliefen nicht für Ungeduld, den Marsch anzutreten; andere wachten aus Angst vor der Unternehmung, die uns bevorstand.

Roccas de St. Kassian suchte mich mitten in der Nacht auf, um mir zu melden, daß der alte Signier solche tiefe Seufzer ausstoße, die seine Nachbarn muthlos machen müßten, und daß Doktor Codonel laut über das murre, was er ein tolles und frevelhaftes Unternehmen nenne. Ich ließ sie durch Chiousse und Karan zu mir rufen, und versuchte, ob ich ihren Muth wieder ermannen könne. „Was fürchtet ihr? sagte ich zu ihnen, und worüber klagt ihr? Erblickt ihr nicht eine furchtbare Armee von Hottentotten um uns? Müßt ihr nicht vor dem Angriff wilder Thiere euch mehr gesichert fühlen, seit ihr von Leuten umringt seyd, die von Jugend auf sie zu bekämpfen gewohnt sind? Es ist wahr, wir wollen den Kaffern nachsetzen; allein wir sind ihnen an Zahl überlegen, und unsere Armee wird sie so in Furcht jagen, daß sie es nicht wagen werden, sich mit uns zu messen. Und wie glorreich wird es für uns alle seyn, wenn wir ihren Händen unsern Kameraden entreißen, den diese Barbaren uns

geraubt haben! Ist euch Montvals Schicksal nicht bekannt, und würdet ihr von hinnen scheiden, und ihn als Gefangenen bey den Kaffern zurücklassen mögen? Stellt euch an seinen Platz, und sagt selbst, würdet ihr nicht entzückt über dieses Opfer seyn, das wir eurer Befreyung brächten? Denkt euch diesen Unglücklichen, als den Raub der schrecklichsten Unruhe und Verzweiflung! Kann es einen schönen Augenblick geben, als den, wo wir seine Fesseln zerbrechen! einen schönern Tag als den, wo wir ihn wieder in unserer Mitte erblicken, und durch einen frohen Schmauß seine Wiedervereinigung mit uns feyern!" — —

Ich konnte beym Schein der Flamme des Holzstoßes erkennen, wie bey der Vorstellung vom Schmauß, ein Lächeln einen Augenblick des alten Signier Gesicht verklärte. Aber bald verfiel er wieder in seine Niedergeschlagenheit, und erwiederte: Die Hottentotten vergiften ihre Pfeile mit dem Gifte der fürchterlichsten Schlangen; ich habe mich erkundigt, ob dieser Gebrauch auch bey den Kaffern eingeführt ist, und man hat es mir bejaht. Meine einzige Furcht ist nur, daß so ein vergifteter Pfeil mich trifft, bevor Montval befreyt ist. Der Gedanke verfolgt mich, und mir dünkt alle Augenblicke, als ob ich den verwünschten Pfeil vor den Ohren vorbeyzischen hörte." —

Doktor Codonel äußerte sich: „Wäre Montval nicht den Augenblick auf dem Gipfel seiner Wünsche, so würde ich gewiß dafür stimmen, auf seine Befreyung auszugehen. Aber wer weiß, ob er gefangen worden, oder ob er sich nicht selbst überliefert hat? Seit ich ihn kenne, seit wir zusammen reisen, ist sein einziger und sehnlichster Wunsch, Afrika in die Länge und

die Queere zu durchwandern. Die Idee, öde Wüsten zu durchstreichen, und unbekannte Völkerschaften zu besuchen, war stets sein herrschender Lieblings-Gedanke. Wer weiß ob nicht sein Vorsatz gewesen ist, diese gefährliche Unternehmung endlich zu wagen, und sich mit Ruhm zu überhäufen, indem er in das Herz von Afrika dringe, wohin noch kein Reisender gekommen ist. Ihr wolltet ihn nach dem Kap bringen, und er, er mogte zu keinem policirten Volke zurückkehren. Er zog es vor, sich in die Kafferey zu vertiefen, von da er ohne Zweifel seinen Weg zur Entdeckung der Niger-Quelle fortsetzen will. Wir hingegen, wenn wir ihm folgen, wir haben die Unannehmlichkeit, einen langen Weg in Wüsteneyen zu machen; und statt daß Er, als ein einzelner Mensch, niemands Mißtrauen erweckt, und durch die wilden Nationen ohne alle Gefahr reiset, werden wir, die wir gerüstet und als Angreifende erscheinen, einen allgemeinen Aufstand erregen, und vielleicht das Opfer einer Theilnahme werden, für die uns Montval keinen Dank wissen wird."

Ich antwortete dem alten Signier. „Eben wegen der Furcht vor den vergifteten Pfeilen, müssen Sie wünschen, daß wir den Kaffern nachsetzen. Zögern wir mit unsern Ausmarsch, so werden sie nicht ermangeln, es unserer Furcht zuzuschreiben, daß wir sie so ruhig lassen. Dieser Mangel an Herzhaftigkeit von unserer Seite würde sie noch insolenten machen; sie würden sich keck in unserer Nähe ausbreiten, wir würden ohne Rettung verloren seyn, und gewiß in einen von ihren Hinterhalten fallen." —

Dem Doktor Codonel gab ich zur Antwort. „Ehre und Menschlichkeit machen es uns zur Pflicht, gegen die Kaffern zu marschiren,

weil es notorisch ist, daß unser Gefährte Montval mit Gewalt von ihnen geraubt worden. Zwar hat Montval mehrmahlen den Wunsch geäußert, Afrikas Wüsten zu durchziehn, um Entdeckungen zu machen; allein wie ist es glaublich, daß er je im Ernst daran denken konnte, eine so mühselige Reise allein anzutreten? Und bleibt es überhaupt in dem zweifelhaften Fall nicht angemessen, aus seinem eigenen Munde zu erfahren, ob er aus freyen Stücken unter den Wilden der Kafferey verweile oder nicht? Uibrigens hat jeder seinen Willen, und es hängt von Ihnen ab, ob sie uns verlassen wollen. Doch gewiß wird durch das Murren von ein paar Feigen, weder der Muth und der Eifer der vereinigten Hottentotten, noch aller unserer großmüthigen Kameraden erkalten, die von Begierde brennen, gegen den Feind zu rücken, und Montval seinen Räubern zu entreißen!" —

Unterdessen brach der Tag an, und die ganze Armee setzte sich in Marsch. Der alte Signier und Doktor Codonel wollten doch lieber uns folgen, als allein zurück, und den Anfällen der Räuber und wilden Thiere ausgesetzt bleiben. Freude und Hoffnung glänzten in aller Augen.

Kaum waren wir eine halbe Tagreise fortgezogen, als wir auf einen trostlosen Haufen von Hottentotten stießen, die uns riethen, wieder umzukehren. Sie stellten uns vor, wir wagten zu viel, wenn wir vorwärts gingen. Eine zahlreiche Horde von Kaffern setze Alles in Allarm, und erfülle den ganzen Kanton mit Brand, Blutvergiessen, Plünderung und Verheerung; die Felder wären verwüstet, die Wohnungen zerstört, und in Asche verwandelt. Die Besitzer hätten, um ihr Leben zu retten, Alles

nen Bogen gegen 200 Schritte weit schießen, und in der Entfernung von 50 und selbst von 100 Schritten ziemlich sicher damit ins Ziel treffen. So im Hinterhalt versteckt, schicken sie den Tod dem Wilde, das ihnen zur Nahrung dient, ihren Feinden, und selbst dem Löwen zu. Dieß edle, prächtige Thier sinkt von einer Wunde, die es verachtet, oder die es nicht einmahl seiner Aufmerksamkeit würdigt; während der Hottentotte in voller Gewißheit, die untrügliche Wirkung seines Gifts abwartet, zu dem er immer das schnellwirkendste wählt. Auch braucht er nur wenige Minuten zu warten, um das verwundete Thier schwach werden, und sterben zu sehn.

Ihre Bogen sind kaum drey Fuß lang, und in der Mitte einen Zoll dick. Aber aus welcher Art Holz sind sie verfertigt? das kann ich nicht sagen, doch scheint dieß Holz mir sehr elastisch zu seyn. Sie nehmen zur Bogensenne entweder Thiersächsen, oder eine Gattung Hanf, oder die innere Rinde einiger Gewächse. Die meisten sind plump gearbeitet, ein Beweiß, daß diese Wilden sich weniger auf die Vollkommenheit ihrer Waffen, als auf das Gift verlassen, mit welchem sie bestrichen sind.

Die Pfeile haben eine Länge von anderthalb Fuß; sie bestehen aus einer Sorte Schilf, das unten, wo es auf der Bogensenne zu liegen kommt eine der Stärke dieser Senne angemessene Kerbe hat. Das andere Ende ist mit einem sorgfältig polirten, 5 oder 6 Zoll langen Knochen bewehrt.

Unterdessen sind die, nur mit einem Knochen versehenen Pfeile nicht die gewöhnlichsten. Am häufigsten ist dieser Knochen viereckig geschnitten, und das Viereck endigt mit einem darin

befestigten, wohlgeschliffenen, dreyeckigen Stück Eisen.

Die Köcher der Hottentotten haben zwey Fuß Länge und vier Zoll im Durchmesser; sie sind durchgehends von einem ausgehöhlten Baumast, oder vielmehr aus der Rinde eines solchen Astes verfertigt, die man in einem ganzen Stück abgeschält, und an den beyden Enden mit Leder verschlossen hat, der äußere Theil ist mit einer fetten Materie bemahlt, die hart wird, wenn sie trocknet.

Außer einem Dutzend Pfeilen enthält jeder Köcher noch einen kleinen Stein zum Schärfen oder Schleifen der eisernen Spitze, und eine Bürste oder einen Pinsel, um das Gift aufzutragen.

Dieses Gift wird von verschiedenen Arten Schlangen genommen, und die giftigsten werden von den Hottentotten am meisten dazu gesucht, ihre Pfeile mögen nun gegen ihre Feinde, oder gegen das zu ihrer Speise dienende Wild bestimmt seyn. Denn diese Wilden wissen recht gut, daß dieser Gift, innerlich genommen, nicht schädlich ist.

Sie sind an Strapatze und an die härteste Lebensart gewöhnt, und nie verlegen, wo sie ausruhen oder sich lagern wollen. Ihr Anzug ist ganz einfach. Sie salben sich den Leib, und tragen, statt aller Kleidung, ein Schaaf-Fell, dessen wollige Seite sie einwärts kehren. Dieser Pelz oder Mantel wird vorn auf ihrer Brust befestigt. Wenn das Wetter nicht kalt ist, lassen sie ihn lässig auf den Schultern hängen; dann geht er ihnen bis an die Wade; allein bey regnichter und kalter Witterung wickeln sie sich so hinein, daß er sie von vorn und von hinten, bis unter die Kniee, fast ganz bedeckt.

Weil ein einziges Schaaffell nicht groß genug ist, so sind sie gezwungen oben etwas anzusehen, oder vielmehr, sie befestigen mit Riemen auf jeder Seite ein Stück daran. Ist es heiß, so kehren sie öfters den rauchen Theil des Mantels auswärts, aber noch öfter nehmen sie ihn ab, und tragen ihn unterm Arm. Dieser Mantel ist ihnen zugleich Kleid, Matratze und Decke. Sie legen sich auf den bloßen Erdboden, und wickeln sich ganz darein.

Die Mäntel der Weiber weichen in Nichts von der Männer ihren ab, ausgenommen, daß sie oben eine lange Spitze oder Zipfel daran anbringen, der mit dem Mantel eine Art Kapuze oder Tasche ausmacht, dessen haarigter Theil inwendig ist. In dieser Tasche tragen sie ihre kleinen Kinder, welchen sie die Mutterbrust über die Schulter reichen, ein Gebrauch, der bey verschiedenen Nationen üblich ist.

Männer und Weiber gehn am häufigsten mit bloßem Kopf. Wenn sie ihn bedecken, so geschieht es durch einen Huth, in Form eines abgestutzten Kegels. Er ist ohne Nath, aus dem Stück Magen eines Thieres gemacht, und mit Fett oder Ruß geschwärzt. Einige sind so zubereitet, daß sie rauch oder zotticht scheinen, andere gleichen dem Sammet; beyde haben ein ziemlich angenehmes Aeußeres.

Die Hottentotten tragen wenig Schuhe. Die gewöhnlichsten in dieser Gegend sind aus Ochsenleder verfertigt, das keine andere Zurichtung bekommt, als daß es geschlagen und naß gemacht wird. Die haarigte Seite ist außen. Ist das Leder von einer stärkern und dickern Gattung, z. B. von Büffelhaut, so steckt man es einige Stunden in Kuhmist, und dann

wird es ſanft und geſchmeidig. Man bedient ſich nachher eines Fetts, das dieſelbe Wirkung thut.

Dieſe Schuhe haben ihre Vorzüge. Sie legen ſich wie ein Strumpf an den Fuß an, und behalten immer ihre Form. Man erhält ſie ſanft und geſchmeidig, indem man ſie beſtändig trägt, und ſie ſind weit kühler, weit biegſamer und weit dauerhafter, als unſere Schuhe von gegerbtem Leder.

Von den Hottentotten, die ſich unter meinem Kommando befanden, hatte ich mir einige ausgezeichnet, die mir geſcheidter und beherzter als die übrigen vorkamen. Ich ſah ſogleich ein, von welchem Nutzen ſie mir ſeyn könnten, und wendete Alles an, um ihr Vertrauen zu gewinnen.

Ich erfuhr, daß der eine von ihnen, Karan mit Nahmen, von dem Stamm der Gonaquas, Hottentotten ſey. Die Nation der Gonaquas beſteht nur aus ungefähr zweyhundert Männern, die ſich durch Viehzucht bereichern. Zuverläſſig ſind ſie von gemiſchtem Geblüte, und ſtammen von Kaffern und Hottentotten ab. Ihre Sprache hat eine große Verwandtſchaft mit der letztern von dieſen beyden Nationen; allein nach ihrer ſtarken Ausſprache — und die Männer verräth noch ihre ſchwarzbraune Farbe — nach ihren großen und robuſten Gliedmaaßen, und endlich nach ihrer hohen Statur ſcheinen ſie mehr von den Kaffern zu haben, von welchen einige noch jetzt unter ihnen leben.

Ein Mann wie Karan, konnte uns nicht anders als äußerſt nützlich, durch ſeine Kenntniſſe von den Sitten der Kaffern und von den Ländern werden, die ſie bewohnen. Er er-

both sich überdem von selbst, uns zu den Räubern des Montvals den Weg zu zeigen.

Unterdessen waren die Hottentotten, die unsere Armee ausmachen sollten, fast alle versammelt, und es wurde beschlossen, daß, um den Kaffern keinen zu großen Vorsprung zu lassen, wir gleich den folgenden Morgen aufbrechen, aber einen Hottentotten-Anführer hier zurücklassen wollten, um die noch nachkommenden zu erwarten, und daraus den Nachtrab zu bilden.

In der Nacht kam wenig Schlaf in unsere Augen. Einige schliefen nicht für Ungeduld, den Marsch anzutreten; andere wachten aus Angst vor der Unternehmung, die uns bevorstand.

Roccas de St. Kassian suchte mich mitten in der Nacht auf, um mir zu melden, daß der alte Signier solche tiefe Seufzer ausstoße, die seine Nachbarn muthlos machen müßten, und daß Doktor Codonel laut über das murre, was er ein tolles und frevelhaftes Unternehmen nenne. Ich ließ sie durch Chiousse und Karan zu mir rufen, und versuchte, ob ich ihren Muth wieder ermannen könne. „Was fürchtet ihr? sagte ich zu ihnen, und worüber klagt ihr? Erblickt ihr nicht eine furchtbare Armee von Hottentotten um uns? Müßt ihr nicht vor dem Angriff wilder Thiere euch mehr gesichert fühlen, seit ihr von Leuten umringt seyd, die von Jugend auf sie zu bekämpfen gewohnt sind? Es ist wahr, wir wollen den Kaffern nachsetzen; allein wir sind ihnen an Zahl überlegen, und unsere Armee wird sie so in Furcht jagen, daß sie es nicht wagen werden, sich mit uns zu messen. Und wie glorreich wird es für uns alle seyn, wenn wir ihren Händen unsern Kameraden entreißen, den diese Barbaren uns

geraubt haben! Ist euch Montvals Schicksal nicht bekannt, und würdet ihr von hinnen scheiden, und ihn als Gefangenen bey den Kaffern zurücklassen mögen? Stellt euch an seinen Platz, und sagt selbst, würdet ihr nicht entzückt über dieses Opfer seyn, das wir eurer Befreyung brächten? Denkt euch diesen Unglücklichen, als den Raub der schrecklichsten Unruhe und Verzweiflung! Kann es einen schönen Augenblick geben, als den, wo wir seine Fesseln zerbrechen! einen schönern Tag als den, wo wir ihn wieder in unserer Mitte erblicken, und durch einen frohen Schmauß seine Wiedervereinigung mit uns feyern!" — —

Ich konnte beym Schein der Flamme des Holzstoßes erkennen, wie bey der Vorstellung vom Schmauß, ein Lächeln einen Augenblick des alten Signier Gesicht verklärte. Aber bald verfiel er wieder in seine Niedergeschlagenheit, und erwiederte: Die Hottentotten vergiften ihre Pfeile mit dem Gifte der fürchterlichsten Schlangen; ich habe mich erkundigt, ob dieser Gebrauch auch bey den Kaffern eingeführt ist, und man hat es mir bejaht. Meine einzige Furcht ist nur, daß so ein vergifteter Pfeil mich trifft, bevor Montval befreyt ist. Der Gedanke verfolgt mich, und mir dünkt alle Augenblicke, als ob ich den verwünschten Pfeil vor den Ohren vorbeyzischen hörte." —

Doktor Codonel äußerte sich: „Wäre Montval nicht den Augenblick auf dem Gipfel seiner Wünsche, so würde ich gewiß dafür stimmen, auf seine Befreyung auszugehen. Aber wer weiß, ob er gefangen worden, oder ob er sich nicht selbst überliefert hat? Seit ich ihn kenne, seit wir zusammen reisen, ist sein einziger und sehnlichster Wunsch, Afrika in die Länge und

die Queere zu durchwandern. Die Idee, öde Wüsten zu durchstreichen, und unbekannte Völkerschaften zu besuchen, war stets sein herrschender Lieblings-Gedanke. Wer weiß ob nicht sein Vorsatz gewesen ist, diese gefährliche Unternehmung endlich zu wagen, und sich mit Ruhm zu überhäufen, indem er in das Herz von Afrika dringe, wohin noch kein Reisender gekommen ist. Ihr wolltet ihn nach dem Kap bringen, und er, er mogte zu keinem policirten Volke zurückkehren. Er zog es vor, sich in die Kafferey zu vertiefen, von da er ohne Zweifel seinen Weg zur Entdeckung der Niger-Quelle fortsetzen will. Wir hingegen, wenn wir ihm folgen, wir haben die Unannehmlichkeit, einen langen Weg in Wüsteneyen zu machen; und statt daß Er, als ein einzelner Mensch, niemands Mißtrauen erweckt, und durch die wilden Nationen ohne alle Gefahr reiset, werden wir, die wir gerüstet und als Angreifende erscheinen, einen allgemeinen Aufstand erregen, und vielleicht das Opfer einer Theilnahme werden, für die uns Montval keinen Dank wissen wird."

Ich antwortete dem alten Signier. „Eben wegen der Furcht vor den vergifteten Pfeilen, müssen Sie wünschen, daß wir den Kaffern nachsetzen. Zögern wir mit unsern Ausmarsch, so werden sie nicht ermangeln, es unserer Furcht zuzuschreiben, daß wir sie so ruhig lassen. Dieser Mangel an Herzhaftigkeit von unserer Seite würde sie noch insolenten machen; sie würden sich keck in unserer Nähe ausbreiten, wir würden ohne Rettung verloren seyn, und gewiß in einen von ihren Hinterhalten fallen." —

Dem Doktor Codonel gab ich zur Antwort. „Ehre und Menschlichkeit machen es uns zur Pflicht, gegen die Kaffern zu marschiren,

weil es notorisch ist, daß unser Gefährte Montval mit Gewalt von ihnen geraubt worden. Zwar hat Montval mehrmahlen den Wunsch geäußert, Afrikas Wüsten zu durchziehn, um Entdeckungen zu machen; allein wie ist es glaublich, daß er je im Ernst daran denken konnte, eine so mühselige Reise allein anzutreten? Und bleibt es überhaupt in dem zweifelhaften Fall nicht angemessen, aus seinem eigenen Munde zu erfahren, ob er aus freyen Stücken unter den Wilden der Kafferey verweile oder nicht? Uibrigens hat jeder seinen Willen, und es hängt von Ihnen ab, ob sie uns verlassen wollen. Doch gewiß wird durch das Murren von ein paar Feigen, weder der Muth und der Eifer der vereinigten Hottentotten, noch aller unserer großmüthigen Kameraden erkalten, die von Begierde brennen, gegen den Feind zu rücken, und Montval seinen Räubern zu entreißen!" —

Unterdessen brach der Tag an, und die ganze Armee setzte sich in Marsch. Der alte Signier und Doktor Codonel wollten doch lieber uns folgen, als allein zurück, und den Anfällen der Räuber und wilden Thiere ausgesetzt bleiben. Freude und Hoffnung glänzten in aller Augen.

Kaum waren wir eine halbe Tagreise fortgezogen, als wir auf einen trostlosen Haufen von Hottentotten stießen, die uns riethen, wieder umzukehren. Sie stellten uns vor, wir wagten zu viel, wenn wir vorwärts gingen. Eine zahlreiche Horde von Kaffern setze Alles in Allarm, und erfülle den ganzen Kanton mit Brand, Blutvergiessen, Plünderung und Verheerung; die Felder wären verwüstet, die Wohnungen zerstört, und in Asche verwandelt. Die Besitzer hätten, um ihr Leben zu retten, Alles

mit dem Rücken ansehn müssen, und bloß einen kleinen Uiberrest ihrer Heerden mit fortbringen können. Mit einem Wort, wir sollten uns nicht der Kafferey nähern.

Eine solche unvermuthete Warnung machte uns anfänglich stutzig. Man pflog Rath, welche Partey hier zu ergreifen wäre? Es war mir lieb, so hinter aller Stimmung und wahre Gesinnungen zu kommen.

Aber das, meinen Absichten so ziemlich entsprechende und einmüthige Resultat dieser Rathschlagung fiel dahin aus, daß wir immer vorwärts dringen, doch alle Vorsicht anwenden wollten, welche die Klugheit rieth; um die Uiberfälle zu vermeiden, wollten wir nur auf freyem Felde kampiren, und uns stets schlagfertig auf das erste Lärmzeichen halten, das ich geben würde.

Wie diese Vorsichtsmaaßregeln verabredet, und jedermann bekannt gemacht worden waren, setzten wir mit Vertrauen und Muth unsern Marsch fort. Ich ritt ein sehr gutes Pferd, und hatte auf Alles ein Auge. Ich gallopirte auf den Flügeln, zur Rechten, zur Linken, vorwärts, rückwärts, weil mir immer bange vor irgend einem unvermutheten Hinterhalt war: denn ich wußte wohl, daß mit dem Fall des Anführers, die ganze Karwane dem schrecklichsten Gemetzel würde Preiß gegeben seyn.

Ich war vom Kopf bis zu den Füssen bewaffnet. Ich führte ein paar Doppel-Pistolen in meinen Hosentaschen, und ein paar dergleichen im Gurt; vor mir auf dem Sattelknopf ruhte meine doppelläufige Flinte; ein großer Säbel hing an meiner Seite, und ein Crik oder Dolch stack im Knopfloch meiner Weste.

Ich konnte im Augenblick zehn Schüsse thun. Anfangs war mir ein solches Arsenal sehr zur

Last; allein ich durfte es sowohl meiner eigenen Sicherheit, als des Zutrauens wegen nicht ablegen, das ich allen einflößte. Schon meine bloße Gegenwart bürgte für meine Entschlossenheit. In dieser Ueberzeugung verfolgte jeder ruhig seinen Weg, und verließ sich wegen seiner Vertheidigung auf mich.

Die Karwane auf dem Marsch war ein einziges unterhaltendes, ich kann sagen, prächtiges Schauspiel. Die Krümmungen und Zickzacks, welche sie bey den Wendungen und Umwegen um die Felsen und Gebüsche beschreiben mußte, gaben ihr beständig eine neue Gestalt. Bald war sie ganz aus meinen Blicken verschwunden, und plötzlich entdeckte ich vom Gipfel einer Anhöhe, ein Vogelblick von weitem, meinen Vortrab, der langsam gegen die Spitze eines Bergs zog, während das Korps meiner Armee, die ohne Tumult und in der schönsten Ordnung den Fußstapfen ihrer Vorgänger folgte, sich noch zu meinen Füssen befand. Die Weiber gaben ihren Kindern, die neben ihnen auf Ochsen saßen, zu trinken, zu essen, einige weinten, andere sangen oder lachten; die Männer schmauchten eine Pfeife Tabak, schwatzten unter sich, und hatten nicht mehr das Ansehn von Leuten, die sich voll panischen Schreckens, vor der Annäherung eines grausamen Feindes flüchten.

Ich war ein wenig beklommen, und die kritische Lage, in der ich mich befand, entging mir nicht. In dieser so großen Entfernung von meinem Vaterlande, gerieth ich zuweilen in Versuchung, mich selbst zu bewundern, daß ich in den Einöden Afrikas ein Volk von Wilden leitete, das willig meinen Befehlen unterthan, sie blindlings befolgte, und sich wegen der Sorge für sein Heil und Wohl, allein auf mich verließ. Ich

hatte von dem ganzen Haufen, als Haufen nichts zu fürchten; und doch erblickte ich gar manchen unter ihnen, vor dem ich gezittert haben würde, wenn im Streit von Mann mit Mann, die Stärke allein den Ausspruch hätte thun sollen. Allein ich war innerlich überzeugt, daß hier, wie überall, nicht der Stärkere, sondern der Verschlagenste gebiethet.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als meine Hunde, die auf allen Seiten die Gebüsche durchstäuberten, alle zugleich zu bellen und zu stehn anfingen. Jederman gerieth in Furcht. Man schrie, das könne nichts anders als ein Hinterhalt der Kaffern seyn. Ich maß dieser abgeschmackten Folgerung wenig Glauben bey. Wie hätte mein Vortrab unangegriffen vorbeyziehn können? Und doch sah ich ihn ruhig, und ohne den mindesten Schein von Allarm, seinen Weg fortsetzen. Ich gab meinem Pferde die Sporen, sprengte ins Gebüsche, und erblickte nichts weiter als ein Stachelschwein, das sich gegen meine Hunde wehrte. Ich tödtete es sogleich, und kehrte augenblicklich zurück, um meine Leute zu beruhigen, und sie mit ihrer panischen Furcht aufzuziehn.

Das Stachelschwein vertheidigt sich gut. Seine Stacheln schützen es vor jedem Uiberfall von andern Thieren. Nähert sich der Hund, so schleudert es sich seitwärts auf ihn; ist der Hund einmahl getroffen, so greift er nicht wieder an. Es bleiben ihm immer einige Stacheln im Fleisch stecken, das macht ihn muthlos und treibt ihn in die Flucht. Einer von meinen Hottentotten litte über sechs Monathe an einer Wunde, die er von einem Stachelschwein am Fuß empfangen hatte.

Wir zogen immer weiter, und uns beseelte jener Eifer, der alle Hindernisse übersteigen hilft,

und gewissermaaßen ein sicherer Vorbothe des glücklichen Erfolgs ist.

Wir sahen auf unserm Wege eine Wohnung, die von den Kaffern verwüstet worden war. Die Hütte war von Grundaus zerstört, und wir erhielten leider! den traurigen Beweiß, daß ein Theil ihrer hottentottischen Bewohner von diesen Barbaren ermordet worden; das frischte uns noch mehr an, sie zu verfolgen und zu bekämpfen. Die Zeit wurde uns lang, bis wir sie eingeholt und uns mit ihnen gemessen hätten. Bald sollten unsere Wünsche erfüllt werden.

An einem Abend, als wir uns nach einem sehr mühsamen und beschwerlichen Marsch der Ruhe überließen, hatte sich der alte Signier, trotz der Strapatze des Tages, ein wenig entfernt, um auf die Jagd der Perlhühner zu gehen, welche Vögel in diesen wüsten Gegenden sehr häufig sind. Sie setzen sich bey Sonnenuntergang hundertweise zusammen, um die Nacht auf den Bäumen zuzubringen. Sie machen ein unaufhörliches, widriges Gekaker, wodurch sie sich selbst verrathen.

Der alte Signier lauerte ihnen auf, als er im Sand die Spuren von Menschentritten zu erkennen glaubte, was sogleich bey ihm den Verdacht erregte, daß die Kaffern nicht weit seyn könnten. Er eilte auf der Stelle ins Lager, mir seine Entdeckung mitzutheilen. In eben dem Augenblicke erhielt ich einen Boten von dem Vortrab, der mir gleichfalls melden ließ, daß man auf dem Sand die frischen Spuren von dem Zug der Kaffern gewahr werde, und daß keine Zeit zu verlieren sey, um sich in Angriffs- oder Vertheitigungsstand zu setzen.

Meine erste Sorge war, überall Wachen auszustellen, um jeden nächtlichen Überfall zu ver-

hüthen. Wir erwarteten den Tag mit einer Ungeduld sonder Gleichen, und kaum sahen wir ihn dämmern, als wir aufbrachen, um den Feind auf dem Leib zu rücken.

Kaum hatten wir einige Schritte zurückgelegt, als ein neuer Abgeschickter des Vortrabs mir noch weit bestimmtere Nachrichten überbrachte. Als der Vortrab die Spitze eines Hügels am Weg erreichte, wurde er die Armee der Kaffern gewahr, die diesseits eines Flusses, der Elephanten-Fluß genannt, gelagert war. Sie mochte eine Viertelstunde entfernt seyn. Am Fuß des Hügels hatte man ein verlöschtes Feuer, und darum frischbenagte Knochen gefunden. Karau, der Gonaquas-Hottentotte, dessen ich oben erwähnte, und welcher der Uiberbringer dieser Nachrichten war, fügte noch hinzu, daß an derselben Stelle, wo die Kaffern augenscheinlich den Tag vorher kampirt gehabt, ein Ding gefunden habe, das er mir einhändigen wolle, weil es ihm ein Stück von europäischen Putz zu seyn scheine. Er breitete es vor mir aus, und wie groß war meine Uiberraschung, als ich aus den Händen des Hottentotten einen Apparat zum Schmetterlings-Faug empfing. Rocas de St. Kassian stand neben mir, er rief sogleich mit mir: „das ist der Schmetterlings-Apparat des armen Montval.“

Ich sah mit Vergnügen, wie der Zufall selbst mein Vorhaben unterstützte, und mir sehr zur rechten Zeit diesen Schmetterlings-Apparat schickte, um mir eine Gelegenheit zu einer Prosopopöi zu verschaffen, die im Stand wäre, in diesem Augenbick der Gefahr alle meine Kameraden zu entflammen.

Ich versammelte sie um mich hier, und indem ich den Schmetterlings-Apparat in die Höhe

hob,

hob, damit er von jedermann gesehn werden könne, rief ich: „Freunde! hier ist Montvals Apparat zum Schmetterlings-Fang, den man wieder gefunden hat. Die Kaffern haben ihn unterwegens verloren. Bald werden wir diese Barbaren überwunden, und ihnen unsern unglücklichen Kameraden entrissen haben. Wer von uns möchte der Ehre entsagen, Montvals Bande zu zerbrechen? Wer von uns glüht nicht von Verlangen, ihn dem schrecklichen Schicksal zu entziehn, das ihm droht? Dünkets euch nicht, Montval selbst zu hören, wie er eure Hülfe anfleht? Ists euch nicht als vernähmt ihr seine Stimme: „Rettet mich! die Barbaren wollen mich morden!“ O gewiß werdet ihr nicht taub gegen diese Stimme seyn wollen! Gewiß werdet ihr euch bemühn, ihn aus den Händen der Kaffern zu erlösen! Auf! Freunde, mir nach! der Feind ist keine Viertelmeile mehr entfernt!“

Indem ich so meinen Kameraden Muth zusprach, hatte ich den Karan aufgetragen, auch die Hottentotten durch eine Anrede anzufeuern, und ihnen Lust zum Kampf zu machen. Karan entledigte sich dieses wichtigen Auftrags aufs beste. Ich vollendete, was er so gut begonnen, indem ich an meine Streiter den wenigen Brandtwein austheilte, der mir noch übrig blieb. Hierauf benutzte ich den Enthusiasm, in den ich meine Armee versetzt hatte, und ließ sie ungestüm den Hügel hinab, und auf den Feind losstürmen, um ihn keine Zeit zum Besinnen zu lassen.

Wie ein wilder Wasserstrom, von einem plötzlichen Ungewitter angeschwellt, sich mit lautem Gebrülle von den Gebirgen ergießt, und in seinem Lauf alles fortreißt, was ihm im Weg steht, vor ihm flüchten die trostlosen Einwohner aus den verlassenen Hütten, die Fluthen überschwemmen

die Ebenen, und verbreiten weit umher Schrecken und Verheerung: . . . so ergriff, beym unerwarteten Anblick meines Heerhaufens, Furcht und Bangigkeit die Seele der Kaffern: sie hörten nur, was ihnen die Bestürzung eingab; und ohne uns das Terrain streitig machen zu wollen, warfen sie sich alle in den Elephanten-Fluß, und schwammen hinüber, um wenigstens diese Scheidewand zwischen sich und uns zu wissen. Vielleicht hätten sie sich mit den Hottentotten gemessen, wären diese allein gewesen; aber der Anblick von Europäern, und die Furcht vor dem Feuergewehr, dessen schnelle und schreckliche Würkung sie wohl kannten, trieben die Kaffern in die Flucht. Einer von ihren Anführern, der einen Cuaggaritt, den er mit vieler Mühe gezähmt, und zu einem trefflichen Renner abgerichtet hatte, führte den unglücklichen Montval hinter sich, welchen einige von uns an seinen Anzug erkannten, dessen man ihn noch nicht beraubt gehabt. Montval merkte gleich an unserm Flintenfeuer, daß wir zu seiner Rettung in der Nähe wären; doch die Hoffnung der Freyheit machte ihn nicht über die drohende Gefahr seiner Lage blind. Die überwundenen und versprengten Kaffern könnten Rache an ihm wegen ihrer schimpflichen Niederlage nehmen. Uiberdieß flogen die vergifteten Pfeile überall umher, einer konnte ihn treffen, und ihm den Tod in einem Kampf bringen, der zu seiner Befreyung unternommen worden.

Sobald man den Montval gewahr worden war, gab ich Befehl, den Anführer der Kaffern, der unsern Kameraden hinter sich hatte, nicht unter den Fliehenden aus dem Gesicht zu verlieren, und ihm nachdrücklich zu Leibe zu gehn. Chiousse und Karan erhielten sogar den be-

sondern Auftrag, ihn zu verfolgen, und im Fall des Widerstandes Gewalt zu brauchen, um den Montval zu erlösen. Stolz darauf, zu einem so ehrenvollen Geschäfte erkohren worden zu seyn, stürzten Chiousse und Karan mit Blitzes-Schnelle fort, und hatten bald das Haupt der Kaffern eingehohlt. Dieser, als er sich verfolgt sah, stieß seinen Cuagga in die Rippen, und wollte ihn zwingen, seine Geschwindigkeit zu verdoppeln. Aber der Cuagga, der es müde war, zwey Männer zugleich, und zwar im Galopp zu tragen, hielt seine Schritte auf, statt sie zu verdoppeln; es machte ihn sogar böser Laune, sich so ungerechter Weise angetrieben zu sehn. Er bäumte sich, und stieß zu wiederhohltenmahlen eine Art Geschrey aus, worin man den Laut Cuagg, Cuagg deutlich unterscheiden konnte. Zugleich schlug er dergestalt hinten aus, daß Montval, um nicht zu fallen, gezwungen war, den kafferschen Anführer fest zu umarmen; und doch wankten beyde. Montvals Furcht, in dieser schrecklichen Lage, war um so größer, da ihm, als Zoologen, die Eigenschaft des Cuaggas vollkommen bekannt war. Er wußte sehr gut, daß ihre Art hastiges Gebelle, worin man die häufige Wiederhohlung des Lauts, Cuagg, Cuagg! wahrnimmt, und welcher immer ein Vorbothe ihres hinten Ausschlagens ist, eben die Kaffern und Hottentotten veranlaßt hat, die Benennung Cuagga diesen Thieren zu geben. Er wußte ferner, daß diese Thiere sehr boshaft sind, und daß sie so heftig beißen, und solche derbe Püffe mit ihren Füßen austheilen, daß selbst die Hyänen sie nicht anzugreifen wagen.

Kaum hatte der Kaffern-Anführer den Unwillen seines Cuagga ein wenig beru-

higt, als er ſich von Chiouſſe und Karan umringt ſah, die ihn, jeder in ſeiner Sprache, aufforderten, dem Montval in Freyheit zu geben. Da ihre Ermahnungen fruchtlos blieben, fingen ſie an zu drohn, und wollten endlich zu Thätlichkeiten ſchreiten, als der Kaffer, um ſich zu vertheidigen, ſein Thier wendete, und im Rückziehn fochte.

Chiouſſe und Karan verfolgten ihn mit dem Säbel in der Fauſt. Der erſchrockene Cuagga machte gefährliche Sprünge, was dem armen Montval die empfindlichſten Rücke und Stöße zuzog. Karan, eben ſo gewandt und flink, als eifrig, einem Kampf ein Ende zu machen, der für unſern Kameraden hätte gefährlich werden können, ſchlüpfte unter dem Bauch des Cuagga, hob das eine Bein des Kaffern-Anführers in die Höhe, und warf ihn ſo aus dem Sattel. Chiouſſe nutzte den günſtigen Augenblick, und ſchwang ſich ſelbſt auf das Thier, und indem er den Montval empfahl, ſich feſt anzuhalten, nahm er mit ihm den Weg nach dem Lager.

Ich war unterdeſſen im Nachſetzen der Kaffern begriffen, und Chiouſſe, der mich von ferne erblickte, und fürchtete, daß meine Hitze mich in Gefahr bringen könnte, vermochte den Trieb nicht zu widerſtehn, ſich wieder an meine Seite zu ſtellen.

Er brachte zuförderſt den Montval, im Rücken der Armee, an einen abgelegenen Ort, in Sicherheit, und ſchärfte ihm ein, hier ſeine Rückkunft abzuwarten, ohne ſich weder zur Rechten noch Linken zu entfernen. Montval verſprachs, und Chiouſſe verließ ihn. Am Fuß eines Felſens ſitzend, ließ Montval ſeine erſtaunten Blicke umherwandern. Die Erinnerung ſeiner

Gefangenschaft, seiner Befreyung, der Stöße des Cuagga, der Anblick der fliehenden Kafferu, und der verfolgenden Hottentotten, das alles versetzte ihn in eine heftige Gemüthsbewegung, und erzeugte in ihm einen Haufen verwirrter Gedanken, die sich rasch einander drängten. In dieser Art von Betäubung blieb er eine ganze Stunde; sie war eine sehr natürliche Folge der Umstände, in denen er sich befunden hatte, und deren Opfer er noch werden konnte.

Endlich als er weder Kaffern, noch Hottentotten, noch Europäer mehr auf der Ebene erblickte, fingen traurige Vorstellungen seines Alleinseyns an, ihn zu bestürmen, und es kam ihm die Lust, einen benachbarten Hügel zu besteigen, um von dort seine Blicke weiter in die Ferne wandern zu lassen, und seine Kameraden entdecken zu können.

Indem er den Hügel hinanstieg, zerstreute ihn einen Augenblick der Fund einer seltenen Pflanze die zufällig eben in der Blüthe stand. Diese Pflanze hat eine dicke, saftige Wurzel, welche die Hottentotten, Kameka oder Barup nennen, und welche den Kolonisten unter dem Nahmen der Hottentotten-Melone bekannt ist. Sie dient, so wie die Wurzel, Ku genannt, den Durst und Hunger zu stillen. Man sollte glauben, die Vorsehung habe ihr diese wüsten, und versonkten Gegenden angewiesen, um den ermüdeten Wandrer wenigstens eine Erhohlung zu gewähren. Montval studirte sorgfältig die Blühte, und ob sie gleich noch nicht ganz aufgeschlossen war, so glaubte er sie doch unter das Geschlecht des Apocynum oder Hundskrauts setzen zu müssen. Die Wurzel, von kugelförmiger Gestalt, hielt fast 6 Zoll im Durchmesser. Sie war gelblich, und glich, ihrer Consistenz nach, einer

Rübe, von einem süßlichen, angenehmen Geschmack. Der Boden, wo diese Pflanze wächst, ist völlig unfruchtbar; man muß sogar sich wundern, daß ein solcher Boden, das geringste hervorbringen könne; denn Quellen sind da selten, Regen ist noch seltener, und die Flüsse, den größten Theil vom Jahre trocken.

Unterwegens stieß Montval auf eine andere, noch seltnere Pflanze als die erste. Es war das Codon royani, dem er schon lange, fruchtlos, nachgespührt hatte. Er erblickte einen niedlichen Vogel, mit rothen Flügeln und langen Schwanz, welcher sich auf die Salsola aphylla setzte, was eine, diesen Canton eigne Art von Buschwerk ist.

Der Flug dieses Vogels ist höchst sonderbar. Sein langer Schwanz, wenn er sich erhebt, macht ihm das Gleichgewicht verlieren, und verhindert ihn, eine horizontale Richtung zu nehmen, so daß er gezwungen ist, zickzackweise zu fliegen, oder mehrere kleine, oft wiederhohlte, Winkel zu beschreiben. Geht Wind, so ist sein Flug noch mehr gehindert; denn alsdann zwingt ihm der Schwanz, der Richtung zu folgen, wohin der Wind ihn treibt, und er legt gewöhnlich seinen Weg, auf der Seite liegend, zurück. Montval, der Gelegenheit hatte, diesen Vogel ziemlich in der Nähe zu beobachten, konnte nicht recht bestimmen, zu welcher Gattung er gehöre. Anfangs war er geneigt, einen Kernbeißer daraus zu machen; hernach wollte er ihn unter die Ammern ordnen; und zuletzt beschloß er, bis auf weiteres, eine eigene Species, von der Gattung der Vidua daraus zu bilden.

Montval, von seiner Naturhistorischen Liebhaberey fortgerissen, vergaß ganz seine Lage, und war so unbesorgt, als ob er die Gegenden

seiner Heimath durchstreife. Er hoffte, zwey Gewächse anzutreffen, auf welche die Hottentotten große Stücke halten, und die den Naturforschern noch wenig bekannt sind. Das eine ist die Zamia caffra, die hier zu Lande den Nahmen Brodboom oder Brodbaum führt. Dieser Baum hat die Stärke und Höhe eines Mannes; er breitet seine Blätter weit aus; eine fettige Wurzel treibt zuweilen mehrere Stämme. Unterdessen sieht man ihn fast immer allein. Er liebt vorzugsweise dürren Boden, und er wächst gern zwischen Steinen. Die Hottentotten bereiteten vom Mark dieses Baumes eine Art Teig, den sie wie Brot essen. Wenn sie dieses Mark aus dem Stamm genommen haben, vergraben sie es in der Erde, wo es mehrere Tage bleibt, bis es in Fäulniß übergegangen ist. Hat es die verlangte Qualität bekommen, so kneten sie es zu Kuchen, die sie unter glühenden Kohlen backen. Das zweyte Gewächse, das Montval aufsuchte, war eine Art Strauch, den die Botaniker cuchea undulata benannt haben, und der eine Menge Beeren erzeugt, wonach die Hottentotten sehr lüstern sind. Sie sind süß, geben aber, wenn sie gegohren, einen Essig, welcher, der Farbe nach, dem Essig von rothem Wein gleicht.

Montval fand nicht allein diese, sondern noch mehrere Gewächse, deren Entdeckung ihm nicht minder behagte. Er hatte in Reisebeschreibungen gelesen, daß die ebenen und dürren Hügel in der Nähe des Elephanten-Flusses eine fette Pflanze hervorbringen, welche die Botaniker Mesembryantheum emaroidum nennen, und deren Blätter die Kaffern und Hottentotten kauen, um sich zu erfrischen. Er war entzückt, diese Pflanze in Natura vor sich zu sehn, und um aus eigener Erfahrung beurtheilen zu

können, in wie weit ihre Blätter den Durst zu löschen vermögen, kaute er deren eins oder zwey. Da er sie von gutem Geschmack fand, so kaute er wohl ein Dutzend, und würde deren noch mehrere zu sich genommen haben, wenn er nicht von einer Betäubung befallen worden, die ihm auf seinen Füßen, wie einen Trunkenen, taumeln machte. Diese Betäubung nahm nicht ab, sondern vielmehr zu. Seine Augen wurden dunkel; er sah die Gegenstände doppelt, wie in einem dicken Nebel gehüllt, und seine Seele erfüllten lauter verwirrte und seltsame Ideen. Endlich sank er in den Zustand der vollkommensten Kraftlosigkeit, auf die verschiedenen Trophäen nieder, die seine Hand gesammelt hatte, und schlief zu den Füßen derselben Pflanze ein, deren Blätter ihm diesen Rausch zugezogen.

Um eben die Zeit kehrte ich siegend von der Verfolgung der Kaffern zurück. Ich hatte mich ihrer Anführer bemächtigt, und nahm mir vor, diesen Fang zu benutzen, und zwischen den Kaffern und Hottentotten den Grund zu einem ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu legen. Zwischen zweyen, lange feindselig gewesenen Nationen, Frieden zu stiften, der Gedanke schmeichelte mir mehr als mein Sieg. Indem ich mich dem Lager näherte, wünschte ich mir Glück, Montval da zu finden, und seinen Dank zu empfangen. Chiousse, der die Ehre haben wollte, ihn mir selbst bey meiner Ankunft vorzustellen, begab sich eilig nach dem Ort, wo er ihn gelassen. Aber wie groß war sein Erstaunen und sein Schmerz, als er ihn nicht da antraf! Er rief, keine Antwort. Er rief ihn von neuem, dasselbe Stillschweigen. Erschrocken durchstöberte Chiousse die ganze Gegend, und fand keinen Montval.

Er nahm sogleich den Rückweg nach dem Lager, und verbreitete überall Bestürzung. Montval, sagte er, sey verschwunden, und aller Wahrscheinlichkeit nach von neuem geraubt worden. Das ganze Lager kam bey dieser Bothschaft auf die Beine. Ich fühlte ebenfalls, wie unwürdig es seyn würde, der Ruhe zu pflegen, bevor der wiedergefunden worden, dessen Untergang die Kaffern geschworen zu haben schienen. Ich nutzte den noch übrigen Tag, meine Armee in kleine Trupps einzutheilen, und unter der Leitung des Rotrus de St. Kassian einen allgemeinen Streifzug in der ganzen Nachbarschaft vornehmen zu lassen.

Von zwölf der herzhaftesten Hottentotten, und fast von allen meinen Gefährten begleitet, die mich nicht gern aus den Augen verloren, befand ich mich selbst unter denen, welche den Montval nachspäheten. Chiousse brachte mich an den Ort, wo er ihm befohlen hatte, zu warten. Da es ein sandiger Platz war, so konnte ich mit leichter Mühe im Sand die Tritte Montvals erkennen, und mittelst dieser Weisung gelangte ich mit meinen Begleitern bis zu dem Gipfel eines benachbarten Hügels, aber hier hörten die Spuren von dem Fußstapfen unsers unglücklichen Landsmannes auf; doch schien es mir nunmehr mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit gewiß, daß Montval nicht von den Kaffern entführt sey, sondern sich durch seine Schuld, bey Verlassung des angewiesenen Postens, in dieser Gegend verirrt habe.

Verdrießlich rief Doctor Codonel: „Wir sind also alle auf den Beinen, wir entbehren also nach einem der mühseligsten und angreifendsten Tage der Ruhe und Erhohlung! Wir lau-

sen Gefahr, uns zu erkälten, und unsre rheumatischen Schmerzen rege zu machen, weil es dem Herrn Montval beliebt hat, umherzulaufen, statt hübsch auf einer Stelle zu bleiben? Es war ihm also nicht genug, uns in die Kafferey gesprengt, und in eine Rauferey mit den Kaffern verwickelt zu haben; Herr Montval bringt uns auch noch um die Nacht, und wir müssen uns vollends müde gehn, um ihn aufzusuchen?"

Der alte Signier war eben so mißvergnügt. „Mag doch Montval die ganze Nacht seinen Kräutern nachlaufen! was mich betrifft, sagte er mit einem Seufzer, ich bin halbtod für Hunger, und mein Rath ist, wir gehn ohne ihn zu Tische. Wir haben in unserm Lager Perlhühner und Gazellen, die auf uns warten.

Das wäre eine schöne Art einen Sieg zu feyern, daß man Essen, Essen seyn ließe, und im Felde umherzöge! Soll sich Montval wieder zu uns finden, so müssen wir große Freuden-Feuer anzünden, und an diesen Feuern alles Wildpret braten, das wir haben. Montval wird den Schein, den Flamme von fern sehn; der gute herrliche Bratengeruch wird ihn in der Nase kitzeln, und hält ihn seine Liebhaberey zu einer so ungebührlichen Stunde in den Wäldern zurück, so wird ihn der Hunger nun heraustreiben, und wieder zu uns führen."

Der Abbate Doloni hatte unterdessen in seinem Gedächtnisse alle die Stratageme geprüft und zusammengeordnet, deren man sich im Alterthume bediente, um Signale in großen Entfernungen zu geben. Er that den Vorschlag, verschiedene Fanale auf den benachbarten Höhen anzuzünden, und Wachen dabey zu stellen, um

den Montval herbey zu locken, und ins Lager zu führen.

Martin de la Bastide, der keine Gelegenheit vorbeyließ, wo er dem Doloni widersprechen konnte, warf dagegen ein, daß diese Feuer, statt den Montval herbeyzuziehn, ihn schüchtern machen und entfernen würden, weil die Kaffern auch welche bey Nacht brennen. Seine Meinung war, man sollte einige Flintenschüsse thun, indem ihr Knall den Montval beruhigen, und ihn bewegen würde, sich seinen Kameraden wieder zu nähern.

Der letzte Rath behielt die Oberhand. Man gab eine General-Salve, sowohl um sich dem Montval zu erkennen zu geben, als um die Kaffern und wilden Thiere zu verscheuchen, wenn deren welche in den umliegenden Gebüschen versteckt seyn sollten. Der Wiederhall pflanzte den Knall weit in die Ferne fort, und wir beobachteten hierauf ein tiefes Stillschweigen, und lauschten, ob Montval durch Rufen dieses Signal erwiedere. Aber kein Rufen wurde vernommen, nur hörte Karan, der sich ein wenig entfernt gehabt, durch die Stille ein Schnarchen bey einem Busche, wie das eines schlafenden Menschen. Seine Blicke hefteten sich sogleich auf den Ort, wo dieses Schnarchen herkam, und er wurde den Montval gewahr, der die ganze Länge nach ausgestreckt da lag. Er weckte ihn nicht, um uns das Vergnügen zu lassen, ihn in dieser Stellung zu betrachten. Wir gingen alle hin, nur Doktor Codonel, der alte Signier und noch ein paar andere nicht, die dem Bericht des Hottentotten nicht trauten, und sich fürchteten, das gehörte Schnarchen möchte vielleicht von einem furchtbaren, reißenden

Thier herrühren. Aber wir erkannten bald, daß Karan recht gesehn hatte.

Ich ließ alle meine Leute in einen Kreis um Montval treten, und wir hatten das Vergnügen, ihn wirklich in einem tiefen Schlaf zu erblicken. Neben ihm lag ein Bündel — vermuthlich seltener Kräuter, die er gesammelt hatte, und die seiner Hand entschlüpft zu seyn schienen; so wie man neben einem schlafenden Kinde oft gepflückte Sträuße von Kornblumen und Maaßlieben antrifft, die ihm entfielen, als es die Augen schloß. Anfangs weideten wir uns lange an seinem Anblick in diesem Zustand, aber endlich ersuchten mich Martin de la Bastide und Ingarbin um die Erlaubniß, ihn wecken zu dürfen. Sie ergriffen und rüttelten ihn sanft, um ihn nicht zu erschrecken. Allein zu ihrer Verwunderung blieb er fühllos, behielt die Augen geschlossen, und schnarchte mit verzweifelnder Halsstarrigkeit fort. Sie riefen ihn laut bey seinen Nahmen; wir machten Chorus mit ihnen, und schrieen Montval! Montval! Er antwortete eben so wenig, und schnarchte an einem weg. Ich befahl, ihn recht derb zu schütteln; doch auch das war fruchtlos. Nun fingen wir an zu argwöhnen, daß sein Zustand nicht natürlich seyn müsse, und um uns dessen zu vergewissern, mußte Doktor Codonel ihm an den Puls greifen. Er that es, und erklärte, daß wirklich sein Schlaf eine Lethargie sey, und daß es möglich wäre, daß der Kranke vielleicht nie wieder davon erwache. Dieß traurige Prognosticon, welches aber größtentheils seinen Grund in der übeln Laune des Doktors hatte, bekümmerte uns alle. Ich ertheilte sogleich Befehl, eine Trage von Baumästen zu machen. Wir legten unsern immer fortschlafenden Kameraden dar-

auf, und nahmen den Weg nach unſerm Lager, um dort alle mögliche Verſuche zu ſeiner Rettung zu machen.

Schon ſchickte Doktor Codonel ſich an, ihm Schröpfköpfe an verſchiedenen Theilen ſeines Leibes zu ſetzen, als Karan, dem ich befohlen hatte, das Bündel Pflanzen mitzunehmen, das wir neben Montval angetroffen, in dieſem Bündel das meſembryanthemum emarcidum erkannte, und uns nunmehr aus dem Traum half, indem er uns verſicherte, daß, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Montval ſich durch Ausſaugen der Blätter berauſcht habe. Er rieth uns die Natur wirken, und Montval ſich ſelbſt zu überlaſſen, und bürgte uns dafür, daß noch vor Morgen ſeine Schlafſucht verſchwunden ſeyn würde.

Wir befolgten ſeinen Rath, und hatten das Vergnügen zu ſehn, daß der Hottentotte uns nicht getäuſcht habe. Ein wenig vor Tagesanbruch fing Montval an, Zeichen von Auferſtehung zu geben. Er bekam nach und nach ſeine Beſinnungskraft, und den Gang ſeiner Ideen wieder. Er bemerkte nun, daß er ſich wieder unter uns befand, und konnte nicht beredte Ausdrücke genug finden, um uns ſeine Dankbarkeit zu erkennen zu geben.

Er räumte ein, daß der lethargiſche Schlaf, in welchem er gelegen, bloß die Wirkung des berauſchenden Safts des meſembryanthemum emarcidum geweſen, mit dem er eine Probe habe machen wollen. Ich erinnerte mich, fuhr er fort, geleſen zu haben, daß die Hottentotten ſie kauen, um ſich den Durſt zu ſtillen; allein ich hatte vergeſſen, daß ſie zur Erreichung dieſes Zwecks ſie ganz ſtoſſen, und in kleinen Ballen

Thier herrühren. Aber wir erkannten bald, daß Karan recht gesehn hatte.

Ich ließ alle meine Leute in einen Kreis um Montval treten, und wir hatten das Vergnügen, ihn wirklich in einem tiefen Schlaf zu erblicken. Neben ihm lag ein Bündel — vermuthlich seltener Kräuter, die er gesammelt hatte, und die seiner Hand entschlüpft zu seyn schienen; so wie man neben einem schlafenden Kinde oft gepflückte Sträuße von Kornblumen und Maaßlieben antrifft, die ihm entfielen, als es die Augen schloß. Anfangs weideten wir uns lange an seinem Anblick in diesem Zustand, aber endlich ersuchten mich Martin de la Bastide und Ingardin um die Erlaubniß, ihn wecken zu dürfen. Sie ergriffen und rüttelten ihn sanft, um ihn nicht zu erschrecken. Allein zu ihrer Verwunderung blieb er fühllos, behielt die Augen geschlossen, und schnarchte mit verzweifelnder Halsstarrigkeit fort. Sie riefen ihn laut bey seinen Nahmen; wir machten Chorus mit ihnen, und schrieen Montval! Montval! Er antwortete eben so wenig, und schnarchte an einem weg. Ich befahl, ihn recht derb zu schütteln; doch auch das war fruchtlos. Nun fingen wir an zu argwöhnen, daß sein Zustand nicht natürlich seyn müsse, und um uns dessen zu vergewissern, mußte Doktor Codonel ihm an den Puls greifen. Er that es, und erklärte, daß wirklich sein Schlaf eine Lethargie sey, und daß es möglich wäre, daß der Kranke vielleicht nie wieder davon erwache. Dieß traurige Prognosticon, welches aber größtentheils seinen Grund in der übeln Laune des Doktors hatte, bekümmerte uns alle. Ich ertheilte sogleich Befehl, eine Trage von Baumästen zu machen. Wir legten unsern immer fortschlafenden Kameraden dar-

auf, und nahmen den Weg nach unſerm Lager, um dort alle mögliche Verſuche zu ſeiner Rettung zu machen.

Schon ſchickte Doktor Codonel ſich an, ihm Schröpfköpfe an verſchiedenen Theilen ſeines Leibes zu ſetzen, als Karan, dem ich befohlen hatte, das Bündel Pflanzen mitzunehmen, das wir neben Montval angetroffen, in dieſem Bündel das meſembryanthemum emarcidum erkannte, und uns nunmehr aus dem Traum half, indem er uns verſicherte, daß, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Montval ſich durch Ausſaugen der Blätter berauſcht habe. Er rieth uns die Natur wirken, und Montval ſich ſelbſt zu überlaſſen, und bürgte uns dafür, daß noch vor Morgen ſeine Schlafſucht verſchwunden ſeyn würde.

Wir befolgten ſeinen Rath, und hatten das Vergnügen zu ſehn, daß der Hottentotte uns nicht getäuſcht habe. Ein wenig vor Tagesanbruch fing Montval an, Zeichen von Auferſtehung zu geben. Er bekam nach und nach ſeine Beſinnungskraft, und den Gang ſeiner Ideen wieder. Er bemerkte nun, daß er ſich wieder unter uns befand, und konnte nicht beredte Ausdrücke genug finden, um uns ſeine Dankbarkeit zu erkennen zu geben.

Er räumte ein, daß der lethargiſche Schlaf, in welchem er gelegen, bloß die Wirkung des berauſchenden Safts des meſembryanthemum emarcidum geweſen, mit dem er eine Probe habe machen wollen. Ich erinnerte mich, fuhr er fort, geleſen zu haben, daß die Hottentotten ſie kauen, um ſich den Durſt zu ſtillen; allein ich hatte vergeſſen, daß ſie zur Erreichung dieſes Zwecks ſie ganz ſtoſſen, und in kleinen Ballen

fermentiren lassen, und daß sie, ohne diese Vorsicht, zu Kopf steigt, und schnell berauscht.

Wir alle drangen nun in Montval, aus seinem Munde die Geschichte seiner Entführung und seiner Gefangenschaft zu erfahren. Er sagte zu uns, bey seiner Unbekanntschaft mit der Kaffer-Sprache sey es ihm unmöglich gewesen, von ihnen die Nachrichten einzuziehn, die er nöthig gehabt, um seine Lage zu benutzen. Die Kaffern, fuhr er fort, raubten mich, als ich ruhig Kräuter suchte, und das erste was sie thaten, war, mich zu visitiren, ob ich Toback bey mir hätte. Da sie nichts bey mir fanden als Pflanzen, so bildeten sie sich wahrscheinlich ein, ich sey ein Arzt, und könne ihnen große Dienste leisten, wenn sie verwundet oder krank würden. Und diesem habe ich vielleicht meine Rettung zu danken. Uibrigens sind die Kaffern von Natur nicht böse. Die Begierde, sich das Eisen zu verschaffen, das sie brauchen, läßt sie die Gewaltthätigkeiten und Mordthaten begehn, die ihr natürlich sanfter Karakter ohne Zweifel mißbilligt. Ich habe bemerkt, daß, im Ganzen genommen, sie größer von Statur sind, als die Hottentotten, daß sie besser gebaut, und ihre Farbe ein dunkleres Schwarz ist. Sie tragen um den Armen verschiedene eiserne oder elfenbeinerne Ringe, einen halben Zoll breit. Die Frauen, wenigstens die, welche ich bey ihnen gesehen, haben in dem einen Ohr eine Igel-Stachel. Andere putzen sich mit einer Art Ohrenringe, die aus einem Gemisch von Kupfer und Silber verfertigt sind. Ich glaubte aus ihren Zeichen zu verstehn, daß die Kaffern dieses Metall von einem Volk erhalten, das tiefer im Lande wohnt.

Der dritte Tag meiner Gefangenschaft war, ich weiß nicht warum? ein Festtag für die Kaf-

fern. Sie überließen sich an diesem Tage Ausbrüchen der Freude, die mir von böser Vorbedeutung schienen. Sie tanzten. Die Männer stellten sich mit dem Rücken aneinander, oder einer neben den andern, und hielten sich auf den Spitzen der Fußzehn im Gleichgewicht. Wenn sie mit der Ferse den Boden schlugen, setzten sie zugleich alle ihre Gliedmaaßen und fast alle ihre Muskeln in Bewegung. Sie war sonderlich im Gesicht und am Halse sehr sichtlich. Augen, Stirn und Kinn machten diese sehr taktmäßige Bewegung auf das genaueste nach. Unterdessen entstanden doch daraus Grimassen, die darum nicht minder schreckhaft für mich waren, daß sie nach dem Takt gemacht wurden. Denn ich bildete mir ein, die Kaffern mögten damit endigen, daß sie mich feyerlich einem ihrer Götzen opferten.

Die Musik zu dieser Art Tanz war ein brummender Gesang, bey dem ich von Zeit zu Zeit ein Gepfeife bemerkte; dieses Pfeifen brachten sie hervor, indem sie die Lippen seitwärts zogen, und die Zähne fletschten. Während die Männer tanzten, hüpften die Weiber ohne Ordnung um ihnen her, jedoch immer nach dem nehmlichen Takt, und unter stetem Bewegen des Kopfs und sämtlicher Glieder. Ich wurde angenehm überrascht, zu sehn, daß dieser Tanz, den ich Anfangs als die Präliminarien eines Menschenopfers, und als einen wahren Menschenfresser-Tanz gedeutet hatte, sich unschuldiglich mit einem Schmauß endigte, der aus den Uiberresten eines Büffels bestand, welchen die Kaffern den Tag vorher getödtet hatten.

Ohne Feuergewehr zu haben, bedienen sich die Kaffern mit vieler Geschicklichkeit ihrer Assagayen, um Büffel und andere wilde Thiere zu

erlegen. Entdeckt ein Kaffer einen Platz, wohin sich einige Büffel begeben haben, so benachrichtigt er davon seine Kameraden durch Pfeifen auf einem Schaafknochen, was man sehr weit hört. Auf dieses Zeichen versammeln sich in wenigen Augenblicken eine Menge Leute, welche die Büffel zu umringen suchen. Von 8 oder 10 dieser Thiere, welche sie auf diese Art einschließen, entwischt selten ein einziger. Unterdessen kostet eine solche Jagd oft einigen Jägern das Leben, sonderlich wenn die Büffel in Haufen fliehn; allein das hält die übrigen nicht ab, die Jagd eifrig fortzusetzen. Nach geendigter Jagd nimmt jeder sich das Stück, das ihm ansteht. Der Rest wird den Thieren Preiß gegeben.

Hätten die Kaffern, die mich mit sich fortschleppten, mir Zeit gelassen, unterwegens Kräuter zu suchen, und Kenntnisse von den Thieren und Mineralien zu sammeln, auf welche wir stießen, so würde ich meine Gefangenschaft geduldiger ertragen haben. Allein so gestehe ich, daß es mir äußerst hart ankam, ihnen folgen zu müssen, ohne meine Wanderung zu meiner Belehrung nutzen zu können. Ich habe zahllose Haufen von Gazellen in unserer Nähe laufen sehn, ohne vermögend zu seyn, die Arten richtig zu bestimmen. Uiberall, wo ein solcher Zug von Gazellen hintrifft, verwüsten sie die Felder, und die Höfener sind gezwungen, Tag und Nacht die Aecker zu hüthen, die sie vor ihren Verheerungen schützen wollen. Die Gazellen beobachten auf ihrem Marsch eine gewisse Ordnung, von der nichts im Stand ist, sie abzubringen. Sie sind in Glieder geordnet, und halten sich dicht aneinander. Die Annäherung eines Löwen oder andern reißenden Thieres erschreckt sie nicht, und beschleunigt nicht ihren

ren Zug. Derselbe Fall ereignet sich bey einem Flintenschuß oder Assagayenwurf. Wird dadurch eins oder das andere von ihnen getödtet, so marschiren die übrigen über sie weg, ohne an dem Schicksal ihrer Kameraden Theil zu nehmen. Man sollte diese kalte Gleichgültigkeit nicht bey Thieren vermuthen, die sich durch ihren zierlichen Wuchs und feine Physionomie auszeichnen.

Am vierten Tag meiner Gefangenschaft ließen mich die Kaffern einen forcirten Marsch machen, und wir kampirten des Abends in einem Thal, wo ich nicht ohne Entsetzen große Haufen von Menschenknochen erblickte. Ich konnte weder meinen Unwillen darüber noch meine Furcht verbergen. Der Kaffern-Anführer wurde es gewahr, und um mich zu beruhigen, suchte er mir in seiner Sprache, und mit Hülfe der Zeichen begreiflich zu machen, daß dieses Thal einige Jahre vorher der Schauplatz einer großen Schlacht und großen Menschenmetzgerey gewesen sey.

Dieß erinnerte mich, daß ich vor meiner Abreise aus Frankreich gelesen, daß zu einer gewissen Zeit unter den Kaffern ein bürgerlicher Krieg ausbrach, dessen Folgen schrecklich waren, und der aus einer gar seltsamen Ursache entstand. Der Statthalter am Kap hatte einen Offizier abgeschickt, um das Innere von Afrika zu untersuchen, und eine Charte davon aufzunehmen. Dieser drang bis in die Kafferey, und um sich bey den Häuptern beliebt zu machen, schenkte er ihnen zwey Grenadiermützen. Einige andere Häupter wurden darüber neidisch, und suchten Händel an denen, welche sich schon mit diesem neuen Putz geschmückt hatten. Sie bewaffneten sich gegen sie, um es ihnen zu rauben. Die ganze Kafferey schwamm in Blut, ehe es

entschieden würde welchem Haupte die beyden Grenadiermützen zugehören sollten. Endlich stiessen in einem Thal, unweit des Gazelken-Flusses, beyde Parteyen mit aller ihrer Macht auf einander, und in diesem allgemeinen Gefecht fand auf beyden Theilen so viel Erbitterung statt, daß fast alle Häupter ums Leben kamen. Diese Catastrophe öffnete den Uiberlebenden die Augen. Man legte den Grund zu einer allgemeinen Versöhnung, und um alle neue Störung zu verhüthen, kam man überein, die beyden Grenadiermützen an derselben Stelle einzuscharren, wo so viele unglückliche Kaffern geblieben waren.

Montval theilte uns noch mehr Umstände zum seinem Aufenthalt unter den Kaffern mit. Es ist bekannt, fuhr er hierauf fort, daß sich in diesen Gegenden mehrere seltene Thiergattungen aufhalten. Es würde hart für mich seyn, wenn ich die Grenzen der Kafferey verlassen müßte, ohne wenigstens an Ort und Stelle einen Elephanten oder eine Giraffe zergliedert zu haben. Warum wollen wir nicht die Ergebenheit unsrer hottentottischen Begleiter nützen, um eine allgemeine Jagd anzustellen, und einen ausgezeichneten Sieg über die grossen Arten der Zitzenhabenden Thiere davon zu tragen, die Afrika in seinem Schoos nährt? —

Montvals Eifer erregte bey uns den Enthusiasmus nicht, den er erwartete. Meine Gefährten brannten vor Verlangen, bald das Kap zu erreichen, und sich wieder unter civilisirten Menschen zu befinden. Die Hottentotten hingegen, die ihre Kraals verlassen hatten, um den Kaffern nachzusetzen, waren zufrieden, sie geschlagen zu haben, und sehnten sich nach ihrer Heimath zurück.

Da es für uns wichtig war, mit ihnen umzukehren, um so den Weg nach dem Kap nicht zu verfehlen, so wurde beschlossen, daß wir gleich den andern Morgen dahin aufbrechen wollten. Wir hatten einen weiten Weg vor uns, und schreckliche Länder zu passiren. „Es ist möglich, sagte ich zu Montval, daß wir auf unserm Wege einige von den großen Thieren antreffen, die Sie interessiren. Ich verspreche Ihnen dann, daß wir sie bekämpfen, und Ihnen Gelegenheit verschaffen wollen, sie zu zergliedern. Aber ich beschwöre Sie, um Ihrer eigenen Sicherheit willen, sich nicht ohne Noth von Ihren Kameraden zu entfernen. Sie verdanken ihnen jetzt Ihre Befreyung; allein sie würden gezwungen werden, Sie Ihrem unglücklichen Schicksal zu überlassen, wenn Sie allen Rath der Klugheit in den Wind schlagen, und sich von neuem der Gefahr aussetzen wollten, in die Hände der Kaffern oder Buschmänner zu fallen."

Montval gelobte, uns Schritt für Schritt zu folgen, aber immer von seinem naturhistorischen Eifer erfüllt, bath er mich, ihm einen Wagen zu bewilligen, um die Mineralien, Pflanzen, und andere Merkwürdigkeiten, die er unterwegens sammeln könnte, nach dem Kap zu schaffen. Es wird uns was leichtes seyn, sagte er, wenn wir einmahl am Kap sind, diese Sammlungen nach Frankreich zu senden, und dem Museum zu Paris damit ein Geschenk zu machen." Ich bewilligte ihm seine Bitte. Den andern Morgen mit Tagesanbruch setzten wir uns in Marsch, und nahmen unter der Führung einiger Hottentotten als Wegweiser, unsern Weg nach dem Kap.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rolando und seine Gefährten eretten auf ihrem Weg, aus der Kafferey nach dem Kap, einen Reisenden von einem schmählichen Tod — Geschichte dieses Reisenden — über einige wilde Thiere — Elephanten- und Giraffen-Jagd — naturgeschichtliche Nachrichten von diesen Thieren.

Wir waren nun von aller Unruhe wegen der Kaffern befreyt, und unter der Leitung unserer getreuen Hottentotten auf dem Weg nach dem Kap. Wir überließen uns unterwegens jenen sanften Träumereyen, welche die Einbildungskraft so süß einlullen, wenn sie Muße hat, sich ihnen Preiß zu geben. „Das Kap, sagten wir uns, ist gleichsam der Sammelplatz aller Nationen. Dort wird es endlich nur von uns abhangen, uns die Bestimmung zu wählen, die uns die liebste ist. Vielleicht daß wir dort Nachrichten von Personen finden, die uns theuer sind.“ Diese Aussicht und Hoffnungen versüßten uns alle Mühseligkeiten der Reise, und ließen uns selbst in diesen Beschwerlichkeiten einen Reiz finden, den ich nicht zu beschreiben vermag.

Schon waren wir zwey Tage auf der Reise, und noch war uns nichts außerordentliches begegnet. Unterdessen als der Abend kam, und wir unser Nachtlager aufschlagen wollten, hin-

terbrachte mir Chiousse, daß man von Zeit zu Zeit in der Ferne Flintenschüsse zu hören glaube, was in einer Wüsteney, wie diese, sehr auffallend sey. Mein erstes war, die ganze Sache zu bezweifeln, und gar nicht darauf zu achten; da ich aber in der Folge überlegte, daß mir das Wohl Aller anvertraut sey, und daß ein Anführer nie sein Ohr vor Nachrichten verschließen müsse, die möglich seyn können, so beschloß ich, mich mit Chiousse ein wenig vom Lager zu entfernen, um mich selbst zu überzeugen, ob er recht gehört habe.

Ich wurde gar bald davon überführt. Ich vernahm deutlich einige Flintenschüsse, und hatte nur darüber zu rathschlagen, was zu thun sey. Roccas de St. Kassian, Chiousse, Karan und noch einige andere, erbothen sich, wohlbewaffnet nach der Seite sich zu begeben, wo die Flintenschüsse herkämen, und mir unverzüglich zu melden, was sie in Erfahrung gebracht haben würden.

Ich ließ ihnen ein Dutzend Hottentotten von fern nachfolgen, und erwartete nun mit einer gewissen Unruhe das Resultat ihrer freywillig übernommenen Sendung.

Eine Stunde darauf kam Chiousse ganz außer Athem zurück. Wir umringten ihn sogleich, und fragten, was es gäbe? „Ich habe jetzt nicht Zeit zu antworten, erwiederte er; ich komme um Stricke zu hohlen; es ist ein Mensch, der Hungers stirbt!“ Und damit, ohne weiter ein Wort zu verlieren, ergriff er einen großen Wagen-Strick, und eilte, was er laufen konnte, wieder auf demselben Weg von dannen.

Wir verloren uns in tausend Muthmaßungen, und waren alle voller Erstaunen und Erwartung. Sonderlich konnte der alte Stynier

nicht begreifen, was Chiousse mit Stricken bey einem Menschen wolle, der verhungere? „Uibrigens, sagte er, ist es meine Pflicht, ihm ein gutes Essen bereit zu halten, und gleich will ich Hand daran legen.“

Nach einer Stunde, als es schon dunkle Nacht war, kamen unsre Leute mit Fackeln zurück. Unter ihnen befand sich ein Mann von interessanter Physionomie, auf dem Kopf trug er einen runden Huth mit einem Straußfedern-Busch: er war als Jäger gekleidet, eine Büchse in der Hand, einen Säbel an der Seite, zwey Pistolen im Gurt, und hatte einen langen Bart. Roccas de St. Kassian und Chiousse stellten mir ihn vor. „Dieser würdige Mann, dieser unerschrockene Reisende, sagten sie, wäre ohne unsern Beystand ein Kind des Todes gewesen. Er versteht und spricht französisch. Er wird uns seine Geschichte erzählen können. „Ja antwortete ich, aber erst muß er wohl seinen Hunger stillen, und sich erhohlen!“

Der Fremde war gerührt von meiner Fürsorge, und dankte mir auf eine sehr liebenswürdige Art. Man hatte für ihn einen Flügel von einem Perlhuhn und ein Gazellen-Viertel zurecht gemacht, das er begierig verschlang. „Meine Herrn, fing er an, als sein Hunger etwas befriedigt war, ich hatte seit 18 Stunden nichts gegessen, und dieses Mahl schmeckt mir vortreflich. Allein es sind noch keine zwey Tage, daß ich, dank meiner Büchse! an den Gränzen der Kaffrey so gut lebte, daß ich allen Königen der Erde trotz biete, je etwas gegessen zu haben, was mit den Leckerbissen zu vergleichen war, die auf meinen Tisch kamen.“

„Können wir nicht erfahren, unterbrach ihn

der alte Signier, was das für Leckerbissen waren?" —

— „Giraffen-Fleisch, meine Herrn, und appetitliche Schnitte vom Elephanten-Rüssel!" —

— „Giraffen! Elephanten! rief Montval, haben Sie selbst erlegt?" —

— „Warum nicht? Kommt ihnen das zweifelhaft vor? mit einem Flintenschuß habe ich eine Giraffe gefällt, und den seltenen Vorzug gehabt, ich allein, an einem Tage, und binnen nicht ganz zehn Minuten, vier Elephanten zu tödten. Ich werde Ihnen das alles, so wie mein letztes Abentheuer, umständlich erzählen, wenn ich mich ein wenig ausgeruht habe."

Den andern Morgen wollte uns der Fremde verlassen, um wieder zu seinem Trupp zu stoßen, der, nach seiner Meinung, nicht über eine Meile südlich entfernt seyn könne, und der über seine Abwesenheit trostlos seyn werde. Allein wir trugen das größte Verlangen, seine Geschichte zu wissen, und bathen ihn, sein Versprechen zu halten, und sie uns zu erzählen.

„Ich werde mich kurz fassen müssen, erwiederte er, denn die Zeit ist dringend; allein, ich bin wenigstens einige Details von meinen Begebenheiten Leuten schuldig, die mich von der erbärmlichsten Todesart errettet haben."

„Ich heiße le Maillant; ich bin unter dem brennenden Himmel der heißen Zone, im holländischen Guyana gebohren, da, wo der Surinam-Fluß seine majestätischen Fluthen wälzt. An seinem linken Ufer, drey Meilen vom Meer, erhebt sich Paramaribo, die Hauptstadt dieser weitläuftigen Kolonie. Sie ist mein Vaterland und die Wiege meiner Kindheit. Von erfahrnen Eltern erzogen, die sich durch eigener

Hände Arbeit die köstlichen Produkte zu verschaffen wußten, welche in diesem Lande verbreitet sind; hatte ich beständig die Erzeugnisse ihrer Besitzungen vor Augen. Ihr reichhaltiges Kabinet stand mir nach Belieben offen. Von meiner zartesten Kindheit an, nahmen diese zärtlichen Eltern, die sich nicht einem Augenblick von mir trennen konnten, und oft weite Reisen und lange Aufenthalte in den äußersten Gränzplätzen der Kolonie machten, mich immer mit sich, und so hatte ich Theil an allen ihren Wanderungen, an allen ihren Beschwerlichkeiten, wie an allen ihren Vergnügungen. Meine ersten Schritte also versuchte ich in Wüsteneyen, und ich wurde fast wild gebohren. Als das Licht der Vernunft anfing mir aufzugehn, fingen sich meine Neigungen bald zu entwickeln an. Meine Eltern unterstützten nach allen ihren Kräften meine Neugier, täglich schmeckte ich, unter so guten Anführern, neue Freuden, und täglich vermehrten meine Unterhaltungen mit ihnen meine Kenntnisse."

„Der Geist der Nachahmung, und das Verlangen ein Eigenthum zu haben, — Lieblingsleidenschaften der Kindheit! — störten bald meinen Genuß. Alles rief meiner Eigenliebe zu, daß ich mir selbst ein Naturalienkabinet anlegen müßte."

— „Edler Ehrgeiz! rief Montval aus: auch ich hatte ihn in meiner Kindheit, und er war es, der mich hieher getrieben hat!" —

„Dieser Gedanke, fuhr le Vaillant fort, hatte für mich viel verführerisches, und ohne Zeitverlust erklärte ich den schwächern Thieren den Krieg. Raupen, Schmetterlinge, Käfer, kurz alle Arten von Insekten, waren die Gegenstände, denen ich vorzüglich nachstrebte. Ich fiel auch darauf, mir eine Sammlung von Vögeln zu ma-

chen: und da unſere Sklaven mir nicht ſo viel lieferten, als ich wünſchte, ſo bewaffnete ich mich ſelbſt mit dem Blaſerohr und dem indiſchen Bogen, und erlangte in ihrer Führung eine außerordentliche Fertigkeit. Ich blieb ganze Tage auf dem Anſtand, und wurde ein entſchloſſener Jäger. Nur damahls erſt merkte man, und ich ſelbſt fand es, daß dieſer jugendliche Zeitvertreib ſich in Leidenſchaft verwandelte, der ich manche Stunde meines Schlafs aufopferte, und die von Jahr zu Jahr immer ſtärker wurde."

„Ich habe mich mit Fleiß ein wenig bey dieſen Eindrücken meiner erſten Jugendzeit aufgehalten, weil ſie einen großen Einfluß auf mein übriges Leben gehabt haben. Das Schickſal eines Menſchen liegt ſchon ganz in den Neigungen und Gewohnheiten ſeiner Kindheit ſkizzirt, wie eine Blüthe ſchon ganz in den Hüllen ihrer Knospe ſteckt. Als Kind liebte ich leidenſchaftlich die kleine Vögeljagd; als Mann ging ich zu Schiffe, um die ſeltenen Vögel Afrika's zu ſammeln, und trotzte den größten Gefahren, um meine Sammlung zu bereichern."

„Meine Eltern verließen Guyana, um nach Europa zurückzukehren. Ich begleitete ſie, und nach einer dreymonatlichen harten und gefährlichen Uiberfahrt kam ich mit ihnen nach Frankreich. Hier öffnete ſich meinem Hang zur Naturgeſchichte eine neue Bahn. Ich ſtudierte die europäiſchen Vögel, und begnügte mich nicht, ſie in den Kabinetten zu bewundern, ſondern verwendete meine Zeit darauf, ſie ſelbſt zu ſammeln und auszuſtopfen."

„Bey dieſen meinen Beſuchen der Naturalienkabinette kam mir zuerſt die Luſt an, ihre Schätze zu vermehren, indem ich in fernen Ländern noch unbekannte Vögel-Gattungen und vier-

fähige Thiere aufsuchte. Ich warf meine Augen auf das innere Afrika. Von Eifer und Enthusiasmus getrieben, widmete ich mich ganz der Ausführung dieses Plans, und schloß meine Augen zu vor allen Hindernissen. Ich verließ Paris, begab mich nach Holland, und schiffte mich daselbst nach dem Kap der guten Hoffnung ein."

Ich schweige von meiner Seereise; sie war so glücklich als möglich, und wir hatten immer guten Wind. Kaum waren drey Monathe verstrichen, so hatten wir schon die Berge des Kaps im Gesicht, vom schönsten Himmel beleuchtet. Noch denselben Tag legten wir uns in der Tafel-Bay vor Anker. Ich bemerkte eine Ungeduld, dieß neue Land kennen zu lernen, wohin ich wie im Traum mich versetzt fand. Alles schien mir hier wichtig und der Untersuchung werth, und schon maß ich mit den Augen die unermeßlichen Wüsteneyen, in welche ich mich vertiefen wollte."

Ich hielt mich nicht lange in der Kapstadt auf. Ich war zu begierig ins innere Land zu dringen, und eine große Reise gegen Osten vom Kap, ins Natal-Land, und in die Kafferey zu unternehmen. Ich bin jetzt in Begleitung einiger Hottentotten, für deren Treue der Statthalter mir Bürgschaft geleistet hat, auf dieser Reise begriffen. Des Tags reise ich mit zwey Wagen, die von Ochsen gezogen werden; des Nachts schlafe ich unter meinem Zelt, das mir die Hottentotten von meinem Gefolge unter freyem Himmel aufschlagen. Meine Absicht ist, weiter zu dringen, als noch kein Reisender im innern Afrika gekommen ist. Und doch, wovon hängt nicht oft das Schicksal eines Reisenden ab! Ohne Sie, meine Herrn, hätte ich mei-

re Leute nicht wieder gesehen, und mein Leben auf die traurigste Art geendet, nachdem ich Wunder der Tapferkeit gethan hatte!"

„Ich hatte schon die Giraffe und die vier Elephanten erlegt, von denen ich ihnen gesagt habe. Aber ich lagerte ohnweit eines Gehölzes, wo ich meine Vögelsammlung zu vermehren hoffte. Sonderlich stellte ich einem nach, der meine Geduld mehr als einmahl auf die Probe setzte, und mir bald das Leben gekostet hätte. Es war ein Adler von einer sehr schönen Art. Täglich sah ich ihn über meinem Lager, aber außer dem Büchsenschuß schweben. Ich paßte ihm auf, und ließ ihm aufpassen. Eine eigene Schildwache durfte ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren. Einmahl glaubte ich ihn zum Schuß zu haben, und gab Feuer, aber ohne Effekt. Der erschreckte Adler verschwand, und sein Verschwinden entflammte noch mehr mein Verlangen, ihn zu besitzen. Ich dringe in die Gegend des Waldes, wo ich ihn hatte hinfliegen sehn, und nachdem ich eine Viertelstunde gegangen, sahe ich ihn von weitem flattern. Er war verwundet worden. Ich nähere mich. Er erhebt sich wieder, fliegt mit Mühe weiter, läßt sich nieder, fliegt wieder auf, und setzt sich endlich auf einen sehr hohen, und so dick belaubten Baum, daß er gänzlich im Laub versteckt war."

„Als ich an den Fuß dieses Baumes kam, erblickte ich den Boden mit einer Menge Köpfe, großen Fischgräten, Knochen und den Überbleibseln von kleinen Gazellen besäet; ich schloß daraus, daß hier der Horstplatz meines Vogels seyn müsse, und sein Nest vielleicht in einem Loche des Baums, oder in einer Aeste-Gabel verborgen sey. Mein erster Gedanke war, eine schickliche Stelle zum Anstand zu wählen, und

dann mit Steinen in das Laubdickigt des Baums zu werfen, um den Adler aufsteigend zu machen, und so erlegen zu können. Ich umgehe den Baum und suche einen vortheilhaften Posten; allein vergebens warf ich meinen Stein, der Adler flog, zu meiner großen Bekümmerniß, nicht auf."

Nachdem ich noch mehrere Steinwürfe gethan, und mich vergewissert hatte, daß entweder der Adler nicht mehr auf den Baum, oder aber todt und irgendwo an einem Aß hangend geblieben sey, so nahm ich mir vor, auf den Baum zu klettern, und meine Beute zu suchen, um mir wenigstens nichts vorzuwerfen zu haben. Ich schieße meine Flinte ab, damit kein Unglück geschehen könne, hänge sie um, umklammere den Stamm, und klimme so mit vieler Mühe, bis wo die Aeste anfangen sich zu kreuzen; mit gierigen Blicken schaue ich mich nun um, ob ich nicht etwa wo meinen Adler an einem Aß hängend erblicke, wo ich ihn erreichen könnte.

Ich werde ihn auch wirklich zu meiner großen Freude gewahr. Aber diese Freude wurde bald durch die Schwierigkeit gestört, ihn greifen zu können. Mir blieb kein andres Mittel übrig, ihn in meine Gewalt zu bekommen, als den Aß, woran er hieng, aus allen Kräften zu schütteln. Er fiel. Doch damit war's noch nicht gethan. Indem ich wieder hinabstieg, was oben nichts leichtes war, schoß eine Hyäne hervor, die in einem benachbarten Busch versteckt lag, und bemächtigte sich meines Adlers. Bey diesem Anblicke erhob ich ein großes Geschrey, um das Thier zu verscheuchen; allein die Hyäne reckte den Kopf in die Höhe, und grinzte mit den Zähnen. Ich hatte eben den Baum umfaßt, um herunter zu rutschen, jetzt aber stieg ich hurtig wieder hinauf, und lud in aller Eile mein

Gewehr, um den Räuber zu Boden zu strecken. Der Schuß war noch nicht geschehen, als ein halbes Dutzend dieser Thiere den Baum umringten, mich förmlich belagerten, und unter fürchterlichem Geheul anfletschten. Ich schoß, und hatte das Glück, eins zu tödten und die andern zu verscheuchen. Allein unglücklicher Weise wurde es Nacht. Die Hyänen und Schakale heulten schrecklich in der ganzen Gegend umher. Ich konnte nicht vom Baume herunter, und mußte wider meinen Willen, auf ihm den Tag erwarten, ohne ein Auge zu schließen. Den andern Morgen sah ich mich von neuem belagert. Ich that Schuß auf Schuß, und wahre Wunder, allein meine Kräfte wurden erschöpft, und ich hätte endlich unterliegen müssen, wenn Ihre Kameraden nicht herbeygeeilt wären, und mir das Leben gerettet hätten. Sie fanden mich so matt, daß es mir nicht möglich war, vom Baum zu steigen; sie warfen mir einen Strick zu, den ich um meinen Leib schlang, und indem sie sich einer Gabel des Baums wie eines Kloben bedienten, ließen sie mich daran, mit einer Dienstgefliſſenheit herunter, die meinen ganzen Dank verdient.“ —

Diese Erzählung hatte die lebhafteste Theilnahme erregt, allein Montvals Neugier war noch nicht ganz befriedigt. Er beschwur le Vaillant, uns nicht eher zu verlassen, bis er uns alle Umstände von der Erlegung der Elephanten und der Giraffe mitgetheilt habe. Wir vereinigten unsre Bitten mit Montvals Bitten, und le Vaillant begann folgendergestalt.

„Schon lange glühte ich von Verlangen, mich mit Thieren zu messen, die meines Zorns würdig wären, und überall spührte ich Elephanten nach, ohne das Vergnügen zu haben, wel-

che anzutreffen. Um einige von diesen gewaltigen Gegnern zu entdecken, vertieften wir uns in einem großen Wald, wo die Hottentotten von meiner Begleitung, mir endlich die Spuren von einer Heerde Elephanten zeigten, die an demselben Tag vorbeygezogen seyn mußte. Mehr bedurfte es nicht, um mich in einem Rausch von Freude zu versetzen, und mir alle meine ausgestandenen Mühseligkeiten vergessen zu machen. Ich ertheilte sogleich meine Befehle. Wir schlugen unser Lager an derselben Stelle auf, und nachdem ich die nöthigen Anordnungen im Lager getroffen, wählte ich aus den Hottentotten fünf der besten Schützen zu meinen Begleitern, und mit einigen Lebensmitteln versehn, machten wir sechs uns auf den Weg, und folgten immer der Elephanten-Spur, die wir keinen Augenblick aus dem Gesicht verloren. Darüber wurde es Nacht, ohne daß wir etwas anderes entdeckt hätten. Bey unserer Abendmahlzeit waren wir ziemlich aufgeweckt, und einer suchte des andern Muth anzufrischen. Wir zündeten ein großes Feuer an, und nahmen unsre Schlafstätte auf der kalten, harten Erde."

„Wiewohl jeder seinen Kameraden Geduld und Herz einzusprechen gesucht hatte, so wurden wir doch sämmtlich durch die Furcht in Unruhe erhalten, so daß eigentlich keiner von uns ruhig schlief. Beym geringsten Wind, bey der leichtesten Bewegung eines Blattes fuhren wir auf, horchten lauschend, und waren auf unserer Hut. So ging die Nacht in beständiger Störung hin, und wir waren alle froh, als der Tag anbrach."

„Wir verfolgten nun von neuem die Spur, und vertieften uns weiter ins Gehölze. Dieser zweyte Tag verging so traurig wie der erste, und war ebenfalls nicht glücklicher. Am Abend

machten wir es, wie am gestrigen, nur mit dem Unterschied, daß wir jetzt entweder mehr Dreistigkeit, oder mehr Zuversicht bekommen hatten, und von dieser Nacht einen weniger unterbrochenen Schlaf hofften, der uns einige Erhohlungen von den Beschwerlichkeiten des Marsches gewähren könne. Aber wir wurden ein wenig hart aufgeschreckt. Kaum schliefen unsre Hottentotten ohngefähr eine Stunde, um das Feuer gelagert, als ein Büffel, von dem Schein desselben gelockt, sich ganz nahe herzumachte. Da dieß Thier die Menschen fürchtet, so hatte er uns kaum gewittert, als er, voll Schrecken, die Flucht ergriff. Das Geräusch, das er machte, wie er in größter Hast durchs Gesträuch setzte, und es auf seiner Flucht zertrat und von einander riß, weckte uns alle auf. Zu spät griff ich nach meinem Gewehr, er war schon verschwunden. Eine ganze Stunde machten wir die Runde, und feuerten unser Gewehr auf Gerathewohl ab; endlich versammelten wir uns wieder am Feuer. Der dritte Tag war noch stürmischer."

„Wir verlohren die Spuren unserer Thiere keinen Augenblick aus den Augen. Nachdem wir einige Stunden lang einen mühseligen und beschwerlichen Marsch durch Dornengesträuch gethan hatten, kamen wir auf einen lichten Platz des Waldes. Auf einer beträchtlichen Ebene stand nichts als etwas wenig Strauchwerk, und junger Anflug. Hier machten wir Halt. Einer von meinen Hottentotten, der auf einen Baum gestiegen war, um die Gegend auszukundschaften, gab uns, als er sich überall umgesehn, durch Zeichen zu verstehn, indem er einen Finger auf den Mund legte, wir möchten uns ruhig halten. Er zeigte uns mit der Hand, indem er sie verschiedenemahl auf- und zumach-

te, die Anzahl Elephanten an, die er gewahr werde. Er stieg herab; wir hielten Rath, und stellten uns unter dem Wind, um uns ihnen zu nähern, ohne entdeckt zu werden. Er führte mich durch das Gesträuch so nahe herbey, daß ich einen dieser ungeheuren Thiere gerade gegenüber stand. Wir berührten uns fast, so zu reden, und doch wurde ich ihn nicht gewahr. Nicht als ob die Furcht mir die Augen geblendet hätte; denn hier mußte jeder sich seiner Haut wehren, und sich auf Gefahr gefaßt halten; sondern ich stand auf einer kleinen Anhöhe, und höher als der Elephant. Vergebens wieß mir ihn mein braver Hottentott mit dem Finger, und wiederhohlte wohl zwanzigmahl im ungeduldigen Ton: da ist er ja! da ist er, da! ich sah ihn immer nicht. Meine Augen suchten ihn in einer größern Entfernung, denn ich ließ mir nicht träumen, daß, was ich zwanzig Schritte unter mir sah, etwas anders, als ein Stück Felsen seyn könne, weil diese Masse ganz unbeweglich blieb. Endlich sah ich etwas sich bewegen. Der Kopf und die Zähne des Elephanten, die sein colossalischer Körper bis dahin versteckte, drehten sich ruhig nach meiner Seite. Ohne die Zeit mit schönen Betrachtungen zu verlieren, legte ich hurtig meine große Flinte auf ihre Gabel, und schoß ihn mitten durch die Stirne. Er fiel tod nieder. Auf dem Knall sprangen wohl dreyßig Stück hervor, und rennten auf das eilfertigste davon. Nichts war lustiger anzusehn, als die Bewegungen, welche diese Thiere mit ihren großen Ohren im Laufen machten; denn je schneller sie liefen, um desto geschwinder wedelten die Ohren in der Luft. Doch das war nur das Vorspiel von weit hitzigern Auftritten.

„Ich

„Ich belustigte mich, sie zu beobachten, als ein Elephant bey uns vorbeylief, und einen Schuß von einem meiner Leute erhielt. Aus seinen mit Blut gefärbten Excrementen, die er fallen ließ, schloß ich, daß er tödtlich verwundet seyn müsse, deswegen setzten wir ihm nach.

Er legte sich nieder, sprang auf, fiel von neuem, aber wir ließen nicht ab von ihm, und zwangen ihn immer durch Flintenschüsse, zum Aufstehn. Das Thier hatte uns in einem Theil des Waldes geführt, der voll hoher Gesträuche, und hin und wieder mit abgestorbenen und gefallenen Baumstämmen bedeckt war. Beym vierzehnten Schuß drehte er sich wüthend gegen den Hottentotten, der auf ihn geschossen; der fünfzehnte Schuß eines andern Hottentotten, machte ihn noch grimmiger; dieser ergriff zugleich die Flucht, und rief uns zu, auf unsrer Hut zu seyn. Ich war nur fünf und zwanzig Schritte von der Stelle entfernt, und trug eine dreyßigpfündige Flinte, außer meinem Pulver und Bley. Ich konnte mich nicht so leichtfüßig aus dem Staube machen, wie meine Leute, die überdieß nicht so weit sich vorgewagt, und folglich schon einen Vorsprung hatten, um sich vor dem wüthenden Rüssel in Sicherheit zu setzen. Ich lief, aber der Elephant kam mir mit jedem Schritt näher auf dem Leib. Mehr todt als lebendig, und von allen den Meinigen verlassen (ein einziger eilte zu meiner Vertheidigung herbey), blieb mir nichts übrig, als mich niederzulegen, und hinter einem dicken, umgefallenen Baumstamm mich zu drücken.

Kaum hatte ich diesen Schutzort eingenommen, als der Elephant ankam, über dem Baumstamm setzte, und selbst vor dem Gelärm meiner Leute erschrocken, die er vor sich vernahm,

still stand und horchte. Ich hätte ihn recht gut von dem Ort, wo ich war, schießen können, mein Gewehr war auch zum Glück geladen; allein das Thier hatte schon so viele Schüsse vergeblich erhalten, es stand mir so wenig schußrecht, daß ich zweifelte, es mit einem Schuß zu fällen, und lieber ruhig liegen blieb, und mein Schicksal abwartete. Doch hatte ich ihn immer im Auge, fest entschlossen, mein Leben theuer zu verkaufen, wenn er auf mich zukommen sollte. Meine Leute, voll Unruhe über die Abwesenheit ihres Herrn, riefen mich auf allen Seiten aus vollem Halse. Ich hütete mich wohl, zu antworten. Mein Stillschweigen brachte sie auf die Meinung, sie hätten ihren Anführer eingebüßt, worauf sie ihr Geschrey verdoppelten, und als Verzweifelnde umkehrten. Auch der erschrockene Elephant kehrte um, und sprang zum zweytenmahl über den Baumstamm, keine sechs Schritte von mir, und ohne mich gewahr zu werden. Nun aber richtete ich mich auf, und theils aus Ungeduld, theils um meinen Hottentotten ein Lebenszeichen zu geben, schickte ich ihm einen Schuß in die Hintertheile nach. Er verschwand ganz aus meinen Blicken, und hinterließ überall auf seinem Weg deutliche Spuren, in welchen grausamen Zustand wir ihn versetzt hätten."

„Unterdessen rückte die Nacht heran, und wir eilten, den fliehenden Elephanten aufzusuchen, den ich mit einem einzigen Schuß fällte. Wir kamen just zur rechten Zeit, um durch unsre Gegenwart eine Menge Geyer und andere kleine fleischfressende Thiere zu verscheuchen, die bereits angefangen hatten, an ihm zu nagen. Wir zündeten eine Menge Feuer an. Wir hatten so Mangel an Lebensmitteln gehabt. Meine

Hottentotten zerlegten den Rüssel, und richteten mir einige Stücke davon zu. Ich aß zum erstenmahl von diesem Gericht, aber ich nahm mir vor, mich öfters damit zu traktiren; denn in meinem Leben hatte ich noch nichts Leckrers gegessen. Die folgende Nacht schlief nur ich allein. Meine Hottentotten wachten. Sie erzählten mir den andern Morgen, daß sich viele Büffel und Elephanten hätten dort herum hören lassen. Das nahm uns nicht Wunder, denn der ganze Wald wimmelte davon; unsre vielen Wacht-Feuer hatten sie aber abgehalten, uns zu beunruhigen."

„Wir brachten den übrigen Morgen damit hin, die Zähne des Elephanten auszubrechen. Sie wogen nicht mehr als zwanzig Pfund. Die Höhe des Thiers betrug 8 Fuß 3 Zoll. Meine Leute bepackten sich mit so vielem Fleisch, als sie tragen konnten, und wir traten den Rückweg nach dem Lager an."

„Ich erfuhr bey meiner Ankunft, daß es während meiner Abwesenheit, alle Nächte von Haufen Elephanten beunruhigt worden war, die so nahe kamen, daß man sie die Aeste abbrechen, und das Laub abweiden hörte. Ich durchging den angrenzenden Wald, und fand wirklich eine Menge geknickte, junge Bäume, blätterlose Zweige, und abgefressene Schößlinge."

„Dieß war hinreichend, um mich von neuem in Feuer zu setzen, und auf die Beine zu bringen. Ich bewilligte meinen Hottentotten einen Tag um sich auszuruhn, und gleich mit dem andern Morgen war ich den Elephanten auf der Spur. Ich hatte nicht nöthig weit zu gehn; denn von der Spitze eines Hügels, am Rand eines Gehölzes, erblickte ich im dichsten Strauchwerk vier dieser Thiere. Ich richtete es so ein,

daß ich ihnen unter dem Wind kam, und sie mich nicht wittern konnten, und indem ich mich mit Vorsicht näherte, machte ich mir das Vergnügen, sie nach Herzenslust über eine halbe Stunde zu betrachten. Sie waren beschäftigt, die Spitzen von den Büschen zu fressen. Bevor sie solche abrissen, schlugen sie drey oder viermahl mit dem Rüßel darauf, vermuthlich um die Ameisen und andere Insekten abzuschütteln. Nach diesem Vorspiel machten sie mit dem Rüssel aus so vielen Zweigen, als sie umfassen konnten, einen Bündel, und indem sie ihn jedesmahl von der Linken zur Rechten ins Maul steckten, verschluckten sie es, ohne es viel zu kauen."

„Nachdem ich ihren Beschäftigungen zur Gnüge zugesehn, schoß ich den, der mir am nächsten war, durch den Kopf, und in weniger als zehn Minuten hatte ich auch die drey übrigen zu Boden gestreckt. Vier Elephanten in weniger denn zehn Minuten erlegen, ist etwas so wunderbares, daß sie es kaum glauben werden. Ich selbst war ganz erstaunt darüber, und noch jetzt bin ich so stolz darauf, als ob ich eine ganze Armee geschlagen hätte."

„Ein Freudengeschrey verkündete mein Glück. Wir umringten die vier Kolossen, und als wir des einen Magen geöffnet, fanden wir darin ein sehr klares Wasser. Meine Leute tranken davon; ich wollte es auch versuchen, allein es erregte mir ein so unangenehmes Aufstossen, daß, sowohl um den Geschmack davon zu vertreiben, als um mich zu erfrischen, ich zu einer, über eine Viertelstunde entfernten Quelle eilte."

„Als ich wegging, waren meine Leute mit Zerlegung der Elephanten beschäftigt. Bey meiner Zurückkunft nach einer halben Stunde von der Quelle, war ich ganz erstaunt, keinen einzi-

gen mehr zu erblicken. Was konnte ihnen begegnet seyn, das sie zwang, ihre Arbeit aufzugeben? Ich stieg besorgt auf eine kleine Anhöhe, und schaute mich um, ohne jemand zu entdecken. Ich rief aus Leibeskräften, ich bekam keine Antwort. Voll Schrecken über dieses Schweigen und diese Verschwindung that ich einen Schuß. Wie groß war mein Erstaunen: alle meine Leute kamen mit einemmahl zum Vorschein! Ich sah sie alle vier aus den Leibern der Elephanten kriechen, wo sie sich hineingesteckt hatten, um die Lendenbraten abzulösen, die nach den Füssen und dem Rüssel für das beßte Stück vom Elephanten gehalten werden."

„Ich war nun ihrentwegen beruhigt, ließ sie bey ihrer Arbeit, und ging allein ins Lager, um ihnen ein Ochsengespann und eine Kette zu schicken, um darauf die Uiberbleibsel dieser monströsen Thiere heimschleppen."

„Hier endigte le Vaillant seine Erzählung, und wollte sich nun empfehlen, um zu den Seinigen zurückzukehren; jedoch Montval ließ ihn nicht los, bis er sein Versprechen wegen der Giraffe gehalten. Wir vereinigten noch einmahl unsere Bitten mit den seinigen, und le Vaillant, dem innerlich eben so viel daran lag, uns noch die Geschichte von der Giraffe zu erzählen, als uns, sie zu erfahren, begann sie mit folgenden Worten."

„Ich war bis zum Löwen-Fluß gekommen, und fand einen Strom, der so wenig Wasser hatte, daß wir zu unserm Weg sein Bette selbst wählten. Freylich ermüdete uns der fliegende Sand sehr, womit es bedeckt war; allein für diese Unannehmlichkeit entschädigte uns der Schutz, den uns die dichtbelaubten Bäume seiner Ufer vor den Sonnenstrahlen gewährten. Mit

einbrechender Nacht machten wir unter einer groſsen Mimosa halt, und als wir ein Feuer angezündet, ſetzten wir uns im Kreiſe um dasſelbe."

„Den andern Morgen, als wir den Marſch von neuem fortſetzen wollten, brachte mir einer von meinen Wegweiſern, den Namaqua-Hottentotten, eiligſt eine Nachricht, von der er geglaubt hatte, daſs ſie mir angenehm ſeyn würde."

„Er hatte mich, in ſeiner Horde, bey Erblickung einer Giraffe-Haut entzückt für Freude geſehn, und eilte mir zu hinterbringen, daſs er eins dieſer Thiere in der Nähe unter einer Mimosa gewahr worden ſey, von der es die Blätter abfreſſe."

„Sogleich warf ich mich auf eins von meinen Pferden, und flog in Begleitung meiner Hunde nach der bezeichneten Mimosa. Die Giraffe war nicht mehr dort; wir ſahen ſie in Weſten über die Ebene laufen, und jagten auf ſie zu, um ſie einzuhohlen. Sie ſetzte ſich in einen leichten Trott, ohne jedoch ihren Lauf zu übereilen. Wir gallopirten hinter ihr her, und brannten von Zeit zu Zeit unſere Flinten auf ſie ab; aber unvermerkt kam ſie ſo vor uns voraus, daſs wir endlich ſtill halten muſsten, weil unſere Pferde ganz auſser Athem waren. Wir verloren ſie nun aus dem Geſichte."

„Dieſer Anfang ſchien mir eben nicht von günſtiger Vorbedeutung. Meine Leute hatten mir lauter Vergnügen von der Giraffen-Jagd verſprochen; nach ihren Aeuſserungen ſollte es für mich ein leichtes Spiel ſeyn, ſie zu fällen, und doch ſah ich jetzt ſehr beträchtliche Schwierigkeiten vor Augen; allein das war noch nicht das verdrieſslichſte und niederſchlagendſte bey der Sache."

Unsere Hetze hatte uns aus einander und weit vom Lager versprengt. Ich schätzte die Entfernung wenigstens auf fünf starke Meilen; und was das allerbeunruhigendste war, die Giraffe hatte auf ihrer Flucht so viele Ab- und Seitenwege und Zickzacke gemacht, daß ich mich nicht orientiren, kannte, um wieder zu den Meinigen zu kommen. Es war Mittag. Schon stellten sich Hunger und Durst bey mir ein, und ich befand mich allein in einer dürren Einöde, den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, ohne Schutz vor ihrem Brand, wie ohne Lebensmittel, um den Hunger zu stillen."

„Von meinem Pferd konnte ich keinen Gebrauch machen. Keuchend und über die Kräfte angegriffen, war es außer Stand, mir seine Dienste zu leisten. Es blieb mir also nichts übrig, als hier ruhig abzuwarten, daß meine Leute, aus Sorge über meine Abwesenheit, sich aufmachen würden, um mich zu suchen. Allein wie durfte ich in dieser Entfernung, und bey dem gänzlichen Mangel an irgend einer Notiz oder einigen Fingerzeig hoffen, daß sie mich entdecken würden?"

„Von Zeit zu Zeit sahe ich Birkhühner über mir hinfliegen. Aus Langerweile, und auch um meinen Hunger zu stillen, schoß ich einige, zündete dann mit Hülfe meines Flintenschlosses, und auf Kosten einer meiner Manschetten, die Zunderstelle vertrat, etwas Gesträuch an, und bratete sie an diesem Feuer."

„Ob mir gleich diese Beschäftigung zwey Stunden ausgefüllt hatte, so hemmte sie doch die bittern Betrachtungen nicht, die ich anstellte. Ach! wie lang werden die Augenblicke unter solchen Umständen!"

„Als ich endlich an meiner Uhr bemerkte, daß es fünf sey, und daß ich hier die Nacht würde zubringen, und mich den Anfällen wilder Thiere ausgesetzt sehn müssen, so wendete ich die Zeit, wo es noch Tag war, an, um so viel Strauchwerk, als ich könnte, zusammen zu lesen, damit ich mein Feuer in der Finsterniß nähren und unterhalten könnte.“

„Doch, glücklicher Weise! war diese Vorsicht unnöthig; denn in dem Augenblick, wo ich am meisten daran verzweifelte, Beystand zu erhalten, glaubte ich in der Ferne Flinten-Salven zu hören, und ich brauche nicht erst hinzuzusetzen, welche Freude ich bey diesem Signal empfand. Ich antwortete sogleich durch Abfeuerung meiner Doppelflinte. Es waren wirklich einige von den Meinigen, die mich suchten. Bald darauf vernahm ich ihr Rufen. Nicht lange, so waren sie bey mir, und ich begab mich mit ihnen nach dem Lager.“

„Wir konnten noch, ehe es Nacht wurde, zwey Meilen zurücklegen. Mit dem sinkenden Tage lagerten wir uns unter einigen Aloeen, die am Wege standen.“

„Den folgenden Morgen stieß meine ganze Karwane zu mir. Ich sah noch fünf Giraffen, auf welche wir Jagd machten, die aber so viel List anwendeten, daß, nachdem wir sie den ganzen Tag gehetzt hatten, sie uns mit der Nacht entwischten.“

„Ich war außer mir, über diesen schlechten Erfolg, allein das setzte mich sonderlich in Verzweiflung, daß bey sechs und zwanzig Mäulern, die ich zu ernähren hatte, die Lebensmittel mir gänzlich drohten auszugehn. Ich hatte bloß einige Pfund Hippopotamus-Fleisch noch übrig. Doch das Glück wollte mir wohl, und

der kommende Tag war einer der schönsten meines Lebens."

„Ich war mit Sonnenaufgang auf die Jagd gegangen, in Hoffnung auf etwas Wildpret zu stoßen. Nach einigen Stunden trafen wir, als wir um einen Hügel herum kamen, sieben Giraffen an, die meine Hunde sogleich anfielen. Sechse von ihnen ergriffen zusammen die Flucht, die siebente wurde von den Hunden abgeschnitten, und floh auf einer andern Seite."

„Ich verfolgte diese letztere in vollem Rennen; allein trotz der Anstrengung meines Pferdes kam sie so weit voraus, daß sie beym Wenden um einen Hügel mir aus dem Gesicht verschwand, und ich von neuem, hochbestürzt über mein weniges Glück, still halten mußte."

„Unterdessen hohlten meine Hunde sie ein, und kamen ihr sogar so nahe, daß sie bleiben und sich gegen sie vertheidigen mußte. Ich hörte die Hunde an dem Ort, wo ich hielt, aus allen Kräften bellen; und da dieß Gebelle immer aus einer und derselben Gegend kam, so schloß ich, daß das Thier von ihnen wo gestellt seyn müsse, und sprengte sogleich dahin."

„Wirklich war ich kaum um den Hügel, als ich sie umringt von meinen Hunden erblickte, die sie durch starkes hinten ausschlagen abzuwehren suchte. Ich brauchte nichts weiter als abzusteigen; mit einem Büchsenschuß war die Giraffe erlegt."

„Entzückt über meinen Sieg kehrte ich zurück, um meine Leute herbey zu rufen, damit sie das colossalische Thier zerlegten, und ihm die Haut abzögen. Indem ich meine Augen nach ihnen umherwandern ließ, erblickte ich einen von meinen Hottentotten, der mir auf das dringendste eine Menge Zeichen machte, die ich An-

fangs nicht zu deuten wußte; aber als ich nach der Seite sah, wo er mit der Hand hinwieß, wurde ich mit Verwunderung eine Giraffe unter einem großen Ebenholz-Baum mit meinen Hunden gewahr. Ich glaubte, es wäre eine andere, und eilte auf sie zu; allein es war meine geschossene, die sich wieder aufgerichtet hatte, und die in dem Augenblick, wo ich ihr den zweyten Schuß beybringen wollte, todt niederfiel."

„Sollten Sie wohl glauben, daß eine Eroberung wie diese, meine Seele mit Ausbrüchen der Freude erfüllte, die an Wahnsinn grenzte? Mühseligkeit, Strapatze, Noth, Ungewißheit der Zukunft, Eckel vor der Vergangenheit, Alles verschwand, Alles entfloh beym Anblick dieser neuen Beute. Ich konnte mich nicht genug an ihrem Anschaun weiden. Ich maaß ihre ungeheure Höhe. Mein Blick wendete sich mit Erstaunen von dem getödteten Thiere, auf das Werkzeug seines Todes. Ich rief alle meine Leute, ich nannte sie zu wiederhohltenmahlen bey ihren Nahmen; und obgleich jeder von ihnen dasselbe thun konnte als ich, und obschon wir weit gewichtigere und gefährlichere Thiere erlegt hatten, so war doch ich der erste, der dieses fällte. Ich stand im Begriff, die Naturgeschichte damit zu bereichern, Romane zu vernichten, und die Wahrheit an ihre Stelle zu setzen."

„Alle meine Leute kamen herbey, und wünschten mir Glück zu meinem Triumph. Ein einziger blieb zurück. Vergebens drang ich mit Rufen und Gebehrden in ihn, mehr zu eilen. Er war mit dem Pferd gestürzt, hatte die Schulter gequetscht, und näherte sich mit langsamen Schritten, seinen Gaul am Zügel führend. Als er nicht mehr weit von mir war, erzählte er mir seinen Sturz. Ich, ohne darauf zu hören,

was er sagte, ohne daran zu denken, ob er Hülfe brauche, ich erzählte ihm meinen Sieg. Er zeigte mir seine Schulter, ich zeigte ihm meine Giraffe. Ich war wie im Taumel; in dem Augenblick würde ich selbst meine eigenen Wunden vergessen haben." —

„Erlauben Sie, da ich Ihnen auch meiner Seits Glück wünsche, sagte Montval zu le Vaillant; erlauben Sie, daß ich im Nahmen aller Naturforscher Ihnen für das schöne Geschenk danke, das Sie der Wissenschaft gemacht haben. Denn gewiß haben Sie die Giraffe nicht eher verzehrt, bis sie solche vorher sorgfältig zergliedert, und ihre Haut, so ganz und unversehrt als möglich, aufbewahrt haben?"

Als ich sie getödtet hatte, fuhr le Vaillant fort, war mein Erstes, sie auf das genaueste nach allen ihren Verhältnissen zu messen, dann sie abzuzeichnen, und meine Zeichnung nach dem verjüngten Maaßstab zu reduciren. Während dieser Zeit waren alle meine Leute beschäftigt, die verschiedenen Theile, die ich zeichnete, zu halten."

„Ich muß die Wahrheit gestehn, daß diese Operation ihnen ein wenig lang dünkte. Sie starben bald vor Hunger, da sie, wie ich, in sechs und dreyßig Stunden nichts gegessen hatten, und seufzten nach dem Augenblick, wo das Zeichnen und Ausmessen geendigt seyn würde, um sich an dem Fleische des Thieres zu erhohlen. Schon wetzten verschiedene ihre Messer an Steinen. Allein meine Absicht war, die Haut ganz zu erhalten, und sie selbst abzuziehn; und ich war nichts weniger als Willens, sie von ihnen zerfetzen zu lassen. Vergebens bathen sie mich, sie ihnen Preiß zu geben, indem sie versicherten, ich würde nunmehr Giraffen in Menge be-

kommen: ich hüthete mich wohl, mich durch diese Hunger-Suade verführen zu lassen, und schritt sogleich zu Werke."

„Zuerst schlitzte ich die Haut unter dem Leib, vom Steiß bis an die untere Lefze, auf. Unterdessen schnitt ich nicht in diese untere Lefze, weil bey dem weichlichen Gewebe dieses Theils sie beym Trocknen, wenn sie gespalten worden, mehr einschrumpfen müßte, was hernach das Thier verstellen würde, wenn man ihm seine Gestalt wiedergeben wollte. Nach diesem ersten Einschnitt machte ich noch vier andere, inwendig auf jedem Beine eins. Diese gingen vom Hufe bis an den Bauch, in den ersten Einschnitt."

„Nach dieser vorgängigen Operation kam es nun darauf an, dem Thier die Haut abzulösen, und dazu bediente ich mich einiger meiner Leute mit ihren scharfen Messern. Ich trug Sorge, daß die Hufe und der Kopf an der Haut hängend blieben. Diese letztere Arbeit übernahm ich ebenfalls; ich schnitt nehmlich dem Kopf an dem letzten Halswirbel ab, und löste die Hufe von der tibia. Während ich damit beschäftigt war, fällten meine Namaquer Holz, und zündeten unser Küchenfeuer an. Sie entdeckten bey der Gelegenheit Eine Quelle. Ich ließ die Haut darin vom Blut und dem andern Unrath abspülen, und gab nun das Fleisch des Thieres meinen Hungerleidern Preiß."

„Der Hottentotte, der meinen Koch machte, hatte einige Stücken abgeschnitten, die er mir geröstet brachte, und die ich vortrefflich fand. Er legte auch die tibia auf Kohlenfeuer. Ihr weißes und festes Mark, wie Schaaffett, war ein wahrer Leckerbissen. Nie hatte ich so schönes Mark gesehn, und ich bedauerte höchlich,

kein geröstetes Brod mir dazu verschaffen zu können."

„Nach dem Essen legte ich von neuem Hand an. Meine Leute hatten, auf mein Geheiß, ein Stück Boden von ungefähr 20 Fuß ins Gevierte, eben gemacht. Auf diesem Boden ließ ich die Haut, mit den Haaren unterwärts ausbreiten, und am Rande mit großen Steinen beschweren."

„Meine Absicht war, sie zu dörren, das Fett wegzuschaffen, und überhaupt allen Gährungsstoff zu tilgen, wodurch sie in Fäulniß gerathen oder zu Schaden kommen könnte. Aus diesem Grund hatte ich viele Feuer anzünden lassen, um recht viele Asche zu bekommen. Ich bedeckte nun die Haut mit dieser Aschen-Lage, überall und in gleicher Stärke. Sie verblieb die ganze Nacht in diesem Zustand, und aus Furcht, daß eine Hyäne sich in der Dunkelheit heranschleichen, und sie anfressen mögte, schlug ich mein Zelt bey meinem Schatz auf."

„Das Zerlegen des Kopfs und der Hufe nahm mir den ganzen folgenden Tag weg. Die Hufe machten mir wenig Mühe, allein bey dem Kopfe war das nicht der Fall. Was diesen letzten betrifft, so hoben wir zuerst die Haut an den Kinnladen und Backen auf, und nahmen das Fleisch darunter weg, indem wir statt dessen Werg hineinstopften, um die Form zu erhalten und wieder herzustellen. Die Augen wurden fast auf gleiche Weise behandelt. Nachdem wir den Augapfel ausgerissen, und die Höhlung mit heißer Asche getrocknet, füllte ich gleichfalls diese Lücke oder Höhle mit Werg, um die Augenwimpern zu stützen."

„Die schwierigste Arbeit war, das Ausnehmen des Hirns. Die Giraffe hat sehr viel

Gehirn. Ich war um so viel verlegner deßwegen, weil ich die Hirnschalle weder durch Einschnitt noch Bruch verletzen wollte. Endlich fiel ich darauf, das Hirn auszustippen oder auszutunken. Dieß bewerkstelligten wir mit Hülfe eines eisernen Draths, der an dem einen Ende mit Haaren versehn, und so in Gestalt eines Pinsels, in die Knochenkapsel des Craniums gesteckt wurde. Als die Hirnschaale geleert war, füllte ich sie mit heißer Asche. Auch that ich von Zeit zu Zeit frische Asche auf die Haut, und unterhielt zu deren Zweck viele Tage lang sehr große Feuer."

„Endlich als dieses Gahrmachen durch Feuer neun Tage gedauert, und die Haut noch nicht den zu ihrer Conservirung nöthigen Grad der Austrocknung erhalten hatte, jedoch es damit so weit gediehen war, daß sie, wenn es länger fortgesetzt worden, nicht mehr hätte gehandhabt werden können, so ließ ich sie, die Füße und den Kopf inwendig vierfach zusammen legen, und mit Riemen befestigen. In diesem Zustand machte sie ein Pack von sechs Fuß ins Gevierte, und drey und einen halben Fuß in der Dicke aus."

„Die Verlegenheit, eine solche Last auf meinem ganzen Weg mit mir zu schleppen, brachte mich Anfangs auf den Gedanken, sie einer benachbarten Horde aufzuheben zu geben, und sie auf meiner Rückkehr wieder abzuhohlen; allein ich hieng viel zu sehr an diesen unschätzbaren Schatz, als mich davon trennen zu können."

„Ich mußte überdieß befürchten, daß die Haut während meiner Abwesenheit aus Mangel an gehöriger Sorgfalt verderben möchte. Ich fühlte, wie schwer es halten würde, eine andere zu bekommen, wenn ich die verlöre, deren Besitz ich bloß einem glücklichen Zufall verdankte.

Alles erhöhte für mich ihren Werth, selbst die gehabte Mühe sie zuzubereiten. Ich dachte also an nichts, als wie ich sie bey mir behalten könnte."

„Meine größte Verlegenheit war, wie ich sie ohne Wagen, höchst wahrscheinlich kein Fuhrwerk hieher zu bringen, fortschaffen sollte. Ich hatte zu dem Transport nichts als meine Ochsen; allein, selbst wenn ich den Aufenthalt und die andern Beschwerlichkeiten in diesem wüsten Lande nicht mit in Anschlag brachte, die ein Pack von dem Umfang mir nothwendig unterwegens verursachen mußte, so überstieg doch schon sein ungeheures Gewicht die Kräfte eines gewöhnlichen Ochsen. Das Thier wäre davon erdrückt worden. Ich kaufte also die beyden stärksten Ochsen, die bey der Horde anzutreffen waren, und ließ eine Tragbahre verfertigen, die auf ihren Schultern ruhte, und indem sie neben einander gingen, die Last unter beyde gleich vertheilte. Als die Maschine fertig, war probirte ich sie, und ihr Gelingen setzte die Wilden, für die sie neu war, so in Erstaunen, daß bey meinem ganzen Aufbruch die ganze Horde sich auf den Beinen befand, um sie zu sehn und zu bewundern."

„Bey meiner Ankunft im Lager, war mein erstes, meine Giraffe in Wasser einzuweichen, um sie biegsam zu machen, und von der Aschenkruste zu säubern, die daran saß. Hierauf kratzte und schabte ich sie rein, kurz ich that alles, was ein Gerber zu thun pflegt."

„Um sie in den Stand zu setzen, sich zu conserviren, kam es nun bloß darauf an, sie mit einigen zusammenziehenden Säften zu tränken, und dieß bewerkstelligte ich, indem ich statt der Lohe mich einer starken Lauge von Asche und Tabak bediente, worinn etwas Alaun, vier Unzen Kampfer und ein Pfund Seife zerlassen worden."

„Da meine Lauge auf keine ander Art mit Nutzen angewendet werden konnte, als wenn die Haut in einer horizontalen Lage wäre, so errichtete ich eine weitläuftig geflochtene, aber starke Hürde auf Gabeln, wie ein Gerüste. Die Haut wurde darauf mit dem haarigten Theil unterwärts ausgebreitet, und in dieser Lage mit der Lauge begossen, während man sie von unten mit in die Lauge getunkten Lappen anfeuchtete. Alsdann wurde sie mit Matten zugedeckt, damit die Sonnenstrahlen nicht die Farbe der Haare auszögen, und so ließ ich sie trocknen."

„Ich könnte ihnen manches über die Naturgeschichte der Giraffe sagen. Dieses Thier heißt wieder, so wie alle Thiere mit Hörnern und gespaltener Klaue. Es graset auch, doch selten, weil es in dem Lande, wo es wohnt, an Triften fehlt. Seine gewöhnliche Nahrung ist das Laub von einer Mimosa-Art, Canaap von den Eingebohrnen genannt. Da der Baum dem Canton eigen ist, und nur hier wächst, so könnte dieß vielleicht der Grund seyn, warum die Giraffe sich hier fixirt hat, und in den Regionen des mittägigen Afrika nicht gefunden wird. Doch ist dieß übrigens nur eine gewagte Behauptung, und welcher sogar das Alterthum zu widersprechen scheint."

„Das schönste von der Giraffe ist unstreitig der Kopf. Das Maul ist klein, die Augen sind lebhaft, und zwischen den Augen über der Nase ist ein stark vorstehender und sehr merklicher Geschwulst. Diese Erhöhung ist kein fleischigter Auswuchs, sondern ein Schwellen des knochigten Theils, und gleiches Bewandtniß hat es mit den zwey kleinen Bucken oder Erhöhungen, womit das Occiput versehen ist, und die, so groß wie Hühnereyer, zu jeder Seite des Anfangs

der

der Mähne sich erheben. Die Zunge ist rauh und läuft spitzig zu. Die beyden Kinnladen haben auf jeder Seite sechs Backzähne, und die untere außerdem noch vorn acht Schneidezähne, während diese der obern fehlen."

„Die Hufe sind gespalten, ohne Ferse, und gleichen ziemlich Ochsen-Hufen, unterdessen gibt es gleich der erste Blick, daß die vordern stärker und dicker sind als die hintern. Die Giraffe ist sehr fein von Beinen, allein an den Knieen sind kahle Stellen, weil sie niederknieet, wenn sie sich legen will. Auch hat sie in der Mitte des Sternum eine große Schwiele, ein Beweiß, daß sie gewöhnlich auf der Brust ruht oder liegt."

„Steht die Giraffe still, und man erblickt sie von vorne, so verdeckt der vordere Theil des Körpers, weil er weit breiter ist als der hintere, diesen ganz, und das Thier gleicht dann einen noch aufrechten abgestorbenen Baumstamm."

„Ihr Gang, wenn sie marschirt, ist weder linkisch noch unangenehm. Allein, sobald sie trabt, so fällt es ins lächerliche, und man sollte glauben, es wäre ein Thier das hinkt, wenn man den, auf dem langen unbiegsamen Hals gespitzten Kopf von vorne nach hinten wackeln sieht. Die Länge des Halses übersteigt die Länge der Füsse wenigstens um vier Zoll, und es ist also augenscheinlich, daß in Verbindung mit der Länge des Kopfs er hinreicht, um das Thier ohne Beschwerde grasen zu lassen, und daß es folglich nicht gezwungen ist, zu knieen, oder die Beine von einander zu sperren, wie einige Reisende geschrieben haben."

„Die Vertheidigung der Giraffe, so wie die des Pferdes und der übrigen einhufigen Thiere, besteht in Hintenausschlagen: allein ihr Hintertheil ist so leicht, und ihr Ausschlagen so rasch,

daß das Auge ihm nicht zu folgen vermag, und daß es hinreicht, das Thier gegen den Löwen zu vertheidigen, doch nicht gegen den ungestümen Anfall der Leoparden."

„Aber ich habe Sie bereits zur Genüge mit solchen Details unterhalten. Sie erhalten nur darum ein so großes Interesse in meinen Augen, weil ich der erste bin, der die Ehre haben wird, Europa eine ächte Giraffenhaut zu zeigen, und eine gründliche Geschichte dieses prächtigen wiederkäuenden Thieres zu liefern." —

„Welche Ehre! rief Montval, und wie sehr würde ich darnach geizen! Edelmüthiger, kühner Reisender! erlauben Sie, daß ich Sie im Nahmen der Naturgeschichte umarme, deren Gebieth Sie vergrößert haben. Hielt mich die Freundschaft nicht bey Rolando und meinen Landsleuten zurück, so würde ich Sie um die Gewährung des Vorzugs bitten, Sie begleiten zu dürfen. Ich würde ihre Mühseligkeiten und Triumphe theilen, ich würde Ihnen bey Ihren Arbeiten helfen, wir würden Trophäen auf Trophäen häufen, und unsre Nahmen würden die Huldigungen der Zeitgenossen als Vorläufer der Verehrung der Nachwelt empfangen!" —

„Ich bin weit entfernt, unterbrach ihn Abbate Doloni, Ihren Eifer zu mißbilligen, oder das Verdienst des Reisenden verkleinern zu wollen, den der Zufall uns hat antreffen lassen; allein ich habe eine kleine Bemerkung zu machen. Aristoteles, ich räume es ein, erwähnte der Giraffe nicht, aber bloß darum, weil den Griechen die Gegenden unbekannt waren, wo dieß vierfüßige Thier sich aufhält. Dagegen spricht Plinius davon, und zu Cäsars Zeiten brachte man welche lebendig nach Europa." —

—„Das hindert aber nicht, schrie le Vail-

lant, daß ich nicht der erste bin . . . ." — „Nein, Sie sind nicht der erste, entgegnete Doloni, und hätten Sie den Oppian in seinem Buch de Venatione gelesen, so würden Sie bekennen müssen, daß dieser Schriftsteller die Giraffe auf eine Art beschrieben hat, die nicht zweydeutig ist. Der Camelopardalis sagt er, hat einige Aehnlichkeit vom Kameel, seine Haut ist getiegert, wie das Pantherfell, und der Hals so lang wie der eines Kameels. Er hat einen kleinen Kopf und kleine Ohren, breite Füße, lange Beine, aber von sehr ungleicher Höhe. Die Vorderbeine sind weit höher als die Hinterbeine, die sehr kurz sind, und machen, daß die Gruppe des Thieres gegen den Erdboden zu sinken scheint." — „Das ist ein grober Irrthum, rief le Vaillant, und ein Beweiß, daß Ihr Oppian seinen Camelopard, oder wenn Sie wollen, seine Giraffe nur nach Hörensagen beschrieben hat. Ich werde beweisen, wenn ich das Skelet der meinigen aufstelle, daß die Knochen der Vorder- und der Hinterbeine fast von gleicher Länge bey diesem Thiere sind. Ich werde beweisen, daß Ihr Plinius und Ihr Oppian die Schulterblätter der Giraffe schlecht beobachtet haben. Kurz, ich werde bis zur Evidenz darthun, daß die Ungleichheit zwischen den Vorder- und Hinterbeinen, allein der Größe dieser Schulterblätter, und der Größe des stachlichten Fortsatzes an den Wirbelbeinen des Rückgrades, beyzumessen sey." —

„Sie glauben mir, mit Ihren anatomischen Kunstwörtern von stachlichten Fortsätzen und Wirbelbeinen zu imponiren, erwiederte Doloni; allein wenn sie Oppian's Beschreibung angreifen, so werden Sie wenigstens des Strabo seine nicht verwerfen. Es gibt,

G 760722 A

sagt Strabo, in Aethiopien ein großes Thier . . . ." — „Schon eine Unrichtigkeit! unterbrach le Vaillant: man trifft diese großen Thiere auch außer Aetiopien an!" — Man nennt es Camelopardalis, ob es gleich dem Panther in nichts gleich, denn sein Fell ist nicht so gezeichnet. Die Hintertheile sind bey diesem Thiere weit niedriger als die Vordertheile, deswegen ist es in der Gegend der Gruppe nicht höher als ein Ochse, aber gegen die Schultern größer als ein Kameel. Wenn man aus diesem Mißverhältnisse auf seine Leichtigkeit schließen soll, so kann es eben nicht sehr schnell laufen." — „Ein neuer Bock! rief le Vaillant aus, und der beweißt, daß Strabo nie eine Giraffe verfolgt hat. Ich versichere, ich, aus Erfahrung, daß dieses große Thier, wie er es nennt, sehr große Schritte macht, sehr schnell und ausdauernd trottirt und galloppirt, und daß es selbst mit einem guten Pferde schwer hält, ihm zu folgen und es einzuhohlen."

Der Abbate, als eifriger Anhänger des Alterthums, häufte Citaten auf Citaten. Zu den Zeugnissen des Plinius, Oppian und Strabo, gesellte er die des Heliodor. „Wissen Sie wohl, sagte er zu le Vaillant, daß es ungleich rühmlicher für Sie gewesen wäre, eine Giraffe lebendig zu fangen, und sie lebendig nach Europa zu schicken? Sie hätten dann dasselbe gethan, was nach der Erzählung des Heliodor die äthiopischen Gesandten thaten, die eine so zahme Giraffe bey sich hatten, daß sie solche mit einem kleinen Strick am Hals überall hinführten, wohin es ihnen beliebte."

Dem le Vaillant wurmte zwar dieses ein wenig, doch hatte er so viele Gewalt über sich, seinen Verdruß zu verbergen. Ich gestehe,

sagte er, ich würde mich sehr geschmeichelt finden, wenn ich Europa das Vergnügen verschaffen könnte, wieder eine lebendige Giraffe zu sehn. Ich übernehme es, eine zu fangen; allein ich mache dem Herrn, der so gut in den alten Schriftstellern bewandert ist, verbindlich, mich bey diesem edlen Vorhaben zu unterstützen. Er begleite mich durch diese Wüsteneyen. Er nehme die Sorge über sich, die Giraffe zu zähmen, sie unterwegens auf dem Schiffe zu füttern, und dann verspreche ich ihm, wenn dieses prächtige Thier seinen Einzug zu Paris halten wird, daß er es seyn soll, der, nach dem Beyspiel der äthiopischen Gesandten des Heliodor, vor der Giraffe hergeht, und sie an dem kleinen Strick, oder vielmehr am Bändchen führt!" —

Mit diesen Worten nahm le Vaillant Abschied, und drang noch einmahl in Doloni, ihm zu folgen; allein dieser führte allerley Vorwände an, warum er bey uns bleiben müsse; denn er wollte lieber mit uns nach dem Kap gehen, als den le Vaillant ins innere von Afrika begleiten.

Dreyßigstes Kapitel.

Reise von der Gränze der Kafferey nach dem Kap — Montval stellt einem Vogel nach, der Secretär oder Schlangenfresser genannt — was ihm begegnet — wie er großen Gefahren entgeht — merkwürdiger Kampf mit zwey Löwen — Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung — Beschreibung der Kapstadt und der umliegenden Gegend.

Wir entfernten uns nun von der Kafferey, und die Freude der Hottentotten, die bey uns waren, zeigte zur Gnüge, daß wir uns dem Lande der Hutniquas näherten, durch das wir wieder zurück mußten, um uns einen Weg nach dem Kap zu öffnen. Wir konnten es diesen guten Wilden nicht abschlagen, einige Tage Theil an ihrem Jubel über das Wiedersehn ihrer Wohnungen zu nehmen. Sie bewirthen uns auf das beste, und wir wohnten ihren Tänzen bey. Es war ein ziemlich lustiger Anblick, die Hottentotten ganze Stunden lang mit ihren Kindern auf dem Rücken herumhüpfen zu sehn, indem sie unaufhörlich in einerley Ton folgende Worte wiederhohlten, die eben so nichtssagend sind, als die meisten europäischen Refrains: Mayema, mayema hu, hu, hu! mayema, mayema, hu, hu, hu!

Der europäische Einwohner Nahmens Vander-

hok, der den Martin de la Bastide so gut aufgenommen hatte, als dieser, auf meinen Befehl auf Kundschaft des Landes ausging, zeichnete sich sonderlich durch seine freundschaftliche Begegnung aus. Er hatte auf seinem Hofe viele Gattungen Obst, die er uns in reichlichem Maaße vorsetzte, und er stellte in der Nähe seiner Wohnung einige Jagd- und Fischpartien an, welche uns mit allerhand Sorten von Wildprät und Fischen versahn, so das auf unserer Tafel ein Uiberfluß herrschte, von dem man sich schwerlich eine Vorstellung machen kann.

Montval benutzte unsern Aufenthalt im Lande der Hutniquas, um seine Sammlung von Dingen zu vermehren, die er mit sich nach dem Kap nehmen wollte. Er bestürmte Vanderhok mit Fragen über die Naturprodukte der Gegend, und ließ nichts aus der Acht, was zu seiner Belehrung und zur Bereicherung seiner Kenntnisse dienen konnte.

„Wissen sie nicht, sagte er zu dem guten Alten, ob ich so glücklich seyn werde, in diesen Gegenden einen Vogel anzutreffen, der noch wenig bekannt ist, und der sich von Schlangen nährt?" — „O, ich kenne ihn! antwortete Vanderhok; es ist ein Vogel, der eben so ansehnlich von Größe, als merkwürdig durch seine Gestalt ist. Er hat die Höhe eines Kranichs, und die Dicke eines welschen Hahns." — „Richtig! so beschreiben ihn wenigstens einige Schriftsteller. Allein ich möchte mich gern selbst von der Wahrheit der Sache überzeugen, denn es herrscht noch eine entsetzliche Ungewißheit in der Naturgeschichte dieses Vogels. Einige geben ihm, als karakteristisches Merkmahl, die dünnen Spindelbeine eines Strandvogels: andere einen Adlerskopf auf einem Storch- oder Kranichhalse. Einige ord-

nen ihn unter die Geyer, andere unter die Falken. Ja, es gibt welche, die ihm einen Hahnschnabel beylegen. Es ist Zeit, daß alle diese Zweifel aufgeklärt werden, und deßwegen habe ich mir vorgenommen, selbst einen von diesen sonderbaren Vögeln zu untersuchen. Unter welchem Nahmen ist er in dieser Gegend bekannt?" — Die Holländer haben ihn den Secretär genannt, eines Federbüschels wegen, den er hinter dem Kopf hat; denn in Holland pflegen schreibende Personen, wenn sie im Schreiben unterbrochen werden, die Feder hinter das Ohr zu stecken, was einige Aehnlichkeit mit dem Kuppebusch dieses Vogels hat. Allein der Secretär ist auch unter dem Nahmen Schlangenfresser bekannt." —

Montval fuhr mit Fragen fort, und Vanderhok versprach, ihm Morgen an einen Ort in der Nähe zu bringen, wo er zuweilen Secretäre gesehen habe. Wir müssen aber sehr frühe aufbrechen, setzte er hinzu, denn dem Schlangenfresser ist schwer beyzukommen. Es ist ein äußerst mißtrauischer und sehr listiger Vogel. Der Jäger muß es schlau anfangen, wenn er ihm zu Leib gehen will. Da er gewöhnlich einerley Gegend besucht, so muß man, wenn man eine Stelle entdeckt hat, die ihm gefällt, sich vor Tag dahin begeben, sich in einem dichten Busch verstecken, und da verweilen, bis der Vogel schußrecht ist. Man muß sich bey dieser Jagd mit vieler Geduld waffnen, und nicht die geringste Bewegung machen; der Busch muß recht im Dunkel seyn, so daß man kein Tageslicht durchschimmern sieht, weil sonst der hellsehende Vogel bald den Jäger darin entdeckt haben würde. Flintenlauf und Schloß werden mit dem warmen Blut eines Thiers gerieben, damit sie nicht blinken.

Diese Methode ist bey den Kolonisten am Kap eingeführt, und ungleich besser, als das in Europa übliche Bronziren oder Anlaufen der Läufe: wir müssen unsern Gewehren auf diese Art den Glanz benehmen, um den Gazellen nahe kommen zu können." —

Montval war bezaubert von der Gefälligkeit Vanderhoks, und entzückt von der Hoffnung, einen Schlangenfresser zu erlegen; er versprach vor Tage aufzustehn und hielt Wort. Die Sterne funkelten noch am Firmament, als Vanderhok und er schon auf den Beinen waren. Sie begaben sich nach der Gegend, die Vanderhok zur Erreichung der Zwecke des Naturforschers für die vortheilhafteste hielt. Sie verbargen sich beyde in einem dickbelaubten Busch, und blieben hier zwey ganze Stunden, indem sie das strengste Stillschweigen beobachteten. Als es heller Tag war, wurde Vanderhok des Wartens überdrüssig. „Wahrscheinlich, sagte er zu Montval, haben alle Secretäre diese Gegend verlassen. Wir könnten hier den ganzen Tag passen, und würden doch nicht unsern Zweck erreichen."

Die Bemerkung that den Montval weh. „Ich bedaure, erwiederte er, daß Sie den Muth sinken lassen. Was mich betrifft, da ich einmahl vor Tag aufgestanden bin, und den Weg hierher gemacht habe, so will ich mir nichts vorzuwerfen machen. Ich will noch zwey Stunden harren, und nicht ehe die Geduld verlieren, bis mich der Hunger vom Platz treibt. Gehen Sie, wenn Sie wollen, wir sind zu nahe bey ihrem Hof, als daß ich nicht den Weg allein finden könne."

Vanderhok wollte Anfangs den Montval nicht verlassen; er blieb noch eine Stunde

mit ihm auf der Lauer; aber endlich, da er ihn nicht bewegen konnte, mitzugehen, ließ er ihn auf seinen Posten, und kam zu uns.

Montval stand noch einige Zeit im Busche Schildwache; zuletzt wurde er es auch satt, vergeblich zu warten, ging heraus, und durchstreifte ein wenig die Gegend. Er erstieg sogar einen kleinen benachbarten Berg, und ließ von da seine Blicke in der Ebene umherwandern. Anfangs wurde er nichts gewahr; als er aber sich eines Fernglases bediente, das er immer bey sich führte, glaubte er von weitem etwas zu erblicken, das ihm auffiel. Er ging näher, und konnte nun ziemlich deutlich einen Vogel unterscheiden, der mit sehr ungewöhnlichen Bewegungen sehr schnell, bald nieder, bald wieder in die Höhe flog. Ob ihm gleich der Secretär aus den Beschreibungen der Naturkundiger bekannt war, so fiel es ihm doch, der Entfernung wegen, unmöglich, ihn zu erkennen. Er kam erst aus dem Zweifel, als er dem Vogel so nahe war, daß er ihn im Kampf mit einer Schlange sehn konnte."

Der Kampf war von beyden Seiten sehr hitzig, und beyde Theile bothen gleiche List und Schlauheit auf. Die Schlange, welche die Ungleichheit ihrer Kräfte fühlte, wendete, um zu fliehn, und ihr Loch wieder zu erreichen, jene verschlagene Klugheit an, die man ihr beymißt, indessen der Vogel, der ihre Absicht errieth, durch einen Sprung sich ihr in den Weg warf, und sie zwang, halt zu machen. Das kriechende Ungeziefer mochte auf einer Seite zu entwischen suchen, auf welcher es wollte, so fand es immer seinen Feind vor sich. Nun verband es Muth mit List, richtete sich stolz auf, um ihn zu schrecken, und zeigte ihm mit gräßlichem Geziſche sei-

nen drohenden Rachen, seine funkelnden Augen, und den von Gift und Wuth geschwollenen Kopf.

Zuweilen machte diese offensive Vertheidigung einen augenblicklichen Stillstand in den Feindseligkeiten. Doch bald kehrte der Vogel von neuem zum Angriff zurück, bedeckte sich den Leib mit einem von seinen Flügeln, wie mit einem Schild und schlug mit dem andern auf seinen Feind los, der sich selbst seinen Streichen bloß stellte. Montval sah die Schlange wanken, und ohnmächtig niederfallen; der Sieger warf sich nun über sie her, um ihr den Rest zu geben, und hackte ihr mit seinem Schnabel den Hirnschädel auf.

Montval, der so begierig auf den Besitz dieses Vogels war, um ihn sorgfältig studiren, und eine vollständige Beschreibung von ihm liefern zu können, nutzte diesen Augenblick, wo es keine Beobachtung mehr zu machen gab, nach ihm zu schießen. Er glaubte anfänglich ihn getödtet zu haben, und lief zu ihm hin, um sich seiner zu bemächtigen; allein in dem Augenblick, wo er nach ihm greifen wollte, erhob sich der Secretär, der nur verwundet war, wieder auf seine Füsse, und lief so schnell, daß Montval nicht nachkommen konnte. Zum Glück stolperte der Vogel, und der Naturforscher eilte herbey, und machte sich fertig, ihm einen zweyten Schuß beyzubringen; doch in eben dem Moment schwang sich der Vogel in die Luft, und ließ sich flatternd in der Nähe auf einem alten Baum nieder. Montval schlich auf den Fußzehn, und mit der Flinte am Backen zum Baum, und ging wohl sechsmahl rings herum, ohne den Schlangenfresser entdecken zu können. Nun fiel ihm le Vaillant ein; und

er glaubte viele Aehnlichkeit zwischen dessen Abenteuer und dem seinigen zu finden.

Er bildete sich ein, der tödtlich verwundete Vogel sey beym Niederflattern auf dem Baum krepirt, und hänge wo in den Aesten. Aber was dem le Vaillant begegnet war, machte ihn zweifelhaft, ob er auf den Baum steigen, oder ob er auf seine Beute Verzicht thun solle? Doch bald machte er sich Vorwürfe über seine Zweifelmüthigkeit, nahm alle Herzhaftigkeit zusammen, und mit dem festen Vorsatz, sich schnell zu expediren, versuchte er die Erklimmung des Baums, die, wegen seines Alters, und wegen der Dicke des Stammes, wirklich höchst beschwerlich war. Um sie zu bewerkstelligen, war er gezwungen, seine Jacke und seine Flinte am Fuß des Baums zu lassen. Mit Hülfe einiger Knorren und Sprünge am Stamm, der wohl ein Sekulum zählen mogte, gelangte er endlich bis dahin, wo sich der Baum in zwey Hauptäste theilte.

Montval ruhte hier einen Augenblick aus, denn es hatte ihm wirklich große Anstrengungen gekostet. Hierauf forschte er nach dem Schlangenfresser in allen Aesten, und war so unglücklich, ihn nicht zu finden. Voll Verzweiflung über diesen Unfall, und da er alle Mittel erschöpft, seine Beute zu entdecken, und sogar mehr als einmahl sich die Mühe gegeben, an allen Zweigen zu schütteln, wollte er eben wieder herabsteigen, als er glaubte im Stamm selbst etwas sich regen zu hören. Er wurde nun gewahr, daß dieser alte Stamm seiner ganzen Länge nach hohl war. Er legte das Ohr an, und vernahm deutlich das schwache Flügelschlagen eines Vogels in der Tiefe. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dieses sein Schlangenfres-

ser sey. Das Herz klopfte ihm für Freude, ihn wiedergefunden zu haben. Im Taumel seines wissenschaftlichen Eifers, und blind gegen Alles, was sein Unternehmen gewagtes und unbesonnenes hatte, rutschte er selbst in den hohlen Stamm hinab, und duckte sich zusammen, um den Vogel zu ergreifen.

Zum Unglück für Montval hatte der Secretär, obschon verwundet, noch eine große Kraft in seinen Fängen und seinem Schnabel. Selbst der Schmerz seiner Wunde machte ihn noch furchtbarer.

Montval, als er ihn fassen wollte, weckte in ihm alle Energie der Lebenserhaltung auf; der Vogel raffte seine Kräfte zusammen, und schlug so ungestüm mit den Flügeln, als ob er zehn Schlangen auf einmahl zu betäuben hätte. Zugleich erhielt Montval in die Muskeln seiner Beine solche Schnabelbisse und Krallenfänge, daß er ein Zettergeschrey erhob, und doch, wegen seiner eingeklemmten Lage, ihnen nicht ausweichen konnte. Er fühlte das Bedürfniß der Vertheidigung in seiner ganzen Stärke, aber es blieben ihm keine Vertheidigungsmittel als seine Füsse. Er hielt sich das Gesicht mit den Händen zu, um seine Augen zu wahren, und entschloß sich endlich, wiewohl höchst ungern, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er griff den Secretär mit Fußtritten an, der Secretär antwortete durch Schnabelbisse: „Nein, rief Montval mitten im Kampfe aus, nein, das ist kein hühnerartiger Schnabel, das ist der Schnabel eines ächten Falco. Nie hat der Secretär zum Geschlecht der Störche gehört, er gehört zum Geschlecht Falco. Es ist ein Raubvogel im ganzen Sinn des Worts. Jammerschade, daß ich gezwungen bin, ihn zu zertreten; es wäre für

mich so angenehm gewesen, ihn ausstopfen und unbeschädigt aufbehalten zu können!"

Obgleich Montval vom Secretär so unbarmherzig gekneipt und zerhackt wurde, so empfand er doch eine gewisse Beruhigung, daß er sich auf eine, nicht zweydeutige Weise, überzeugen könnte, in welches Geschlecht dieser Vogel zu klassificiren sey. Aber so wie der Streit hitziger wurde, und der Secretär seine Schnabelbisse, und Montval seine Fußtritte verdoppelte, gab letzterer endlich wieder Willen den Regungen seines Zorns nach, und verfuhr ohne Schonung. Er ließ seine Fußtritte mit solcher Schnelligkeit und solcher Gewalt auf ihn loshageln, daß es ihm zuletzt nach einem halbstündigen Kampf gelang, dem Secretär den letzten Lebensfunken auszutilgen. Montval faßte ihn nun, nicht ohne einen Uiberrest von Furcht, beym Halse; und da ihm dünkte, als ob seine Flügel sich noch etwas bewegten, so hörte er nur die Stimme des Zorns und der Furcht; er stemmte seinen Fuß gegen den Leib des Vogels, und indem er ihm die Luftröhre mit beyden Händen beklemmte, bemühte er sich ihn zu ersticken. Doch der Secretär war schon längst todt, und da er viele starke Quetschungen empfangen hatte, so lösete sich sein Kopf leicht vom Körper ab, und blieb dem Montval in der Hand, der darüber innig betrübt war."

„Er kann mir nicht mehr schaden, sagte er, aber es ist ein verlohrener Vogel; nie vermag er mit Ehren in einer Sammlung zu figuriren. Er betrachtete bey diesen Worten den Kopf des Secretärs, den er in der Hand hielt, mit Aufmerksamkeit, und rief von neuem aus, indem er seinen starken und gekrümmten Schnabel in der Nähe sah; „Nein! das ist kein hühnerartiger

Schnabel! das ist ein wahrer Falkenschnabel! und unter das Falken-Geschlecht muß dieser Vogel unwiderruflich geordnet werden. Gewiß hat ihn Sonnerat, als er ihm einen hühnerartigen Schnabel beylegte, nie mit Augen gesehn!"

Montval war also vollkommen mit sich einig, in welche Klasse er den Schlangenfresser setzen wolle, und nun dachte er auf Mittel, mit seiner Beute aus dem Stamm wieder herauszukommen: doch alle seine Versuche waren vergebens, und jetzt erst sah er ein, welche Unvorsichtigkeit er begangen hatte. Er wendete die größten Anstrengungen an, um herauszusteigen; allein seine Bemühungen blieben fruchtlos, und dienten nur seine Kräfte zu erschöpfen. Schon stellte der Hunger sich ein, und die schwärzesten Bilder erschreckten seine Einbildungskraft. Da er sich niemand hörbar machen konnte, durfte er nicht einmahl Hülfe hoffen. Er schrie zwar aus Leibeskräften, aber sein Geschrey verhallte in den Lüften. „Ich sehe wohl, sagte er bey sich selbst, ich werde den Secretär roh verzehren müssen, um nicht Hungers zu sterben, allein das wird meinen Tod höchstens nur um ein paar Tage verschieben. Das Bedürfniß der Nahrung wird von neuem sich einstellen, und mir die traurige Aussicht lassen, die gräßlichste Art des Todes zu sterben."

Indem Montval sich so den schwärzesten Betrachtungen überließ, und die kläglichsten Seufzer ausstieß, entdeckte er, daß der Stamm, in dem er eingekerkert war, an einigen Stellen Sprünge hatte. Er legte das Auge an diese Ritzen, die durchs Alter entstanden waren, damit wurde es um nichts besser. Denn er unterschied wohl die Gegend, doch er sah niemand, der ihn befreyen konnte. So verstrich ihm der

Tag in der lebhafteſten Angſt. Er hatte alle Hoffnung und allen Muth verloren.

Mit einbrechender Nacht begannen die Hyänen, die Rhinocerosse, die Leoparden, die Schakale, und die Löwen in den benachbarten Wäldern auf das gräßlichſte zu heulen und zu brüllen. Einige ſchlichen ſogar an den Baum, deſſen Stamm den Montval verbarg, und durch den Geruch von ſeiner Gegenwart belehrt, legten ſie ihre ſpähenden Schnauzen an die Spalten des Stamms, und witterten brummend den Gefangenen, der in dem Augenblick ſich Glück wünſchte, daß er in dieſer ſeiner Schanze vor ihren Zähnen geſichert ſey.

Unterdeſſen waren wir, wie es dunkel wurde, über Montvals Außenbleiben unruhig geworden, und Vanderhok, der es ſich nicht verzieh, daß er ihn verlaſſen hatte, wollte durchaus mit einigen von uns ihn aufſuchen. Ich war von dieſer Expedition. Wir wappneten uns vom Kopf bis zu den Füſſen, und unter dem Vortritt von zwölf Hottentotten, welche groß brennende Fackeln trugen, folgten wir Vanderhok, der uns gerade nach dem Ort führte, wo Montval ſich verſteckt hatte, um auf den Secretär zu lauern.

Als wir ihn nicht da fanden, ſuchten wir ihn in der ganzen Gegend, und riefen ihn laut bey Nahmen. Unſer Geſchrey, unſere Fackeln, und die Schüſſe, die wir alle Augenblicke abfeuerten, verjagten alle wilde Thiere; allein ſchon verzweifelten wir, unſern Kameraden wieder zu finden, als wir am Fuß eines Baums ſeine Jacke und Flinte gewahrten. Bey dieſem Anblick glaubten wir Anfangs, er ſey von einem Thiere zerriſſen worden; doch als wir unſer Rufen noch lauter wiederhohlten, hörten wir ihn aus der

Hoh-

Höhlung des Baums antworten, und waren ganz entzückt, ihn so nahe bey uns zu wissen.

Vanderhok fragte ihn, welcher Zufall ihn in den hohlen Stamm eingesperrt habe? „Erst zieht mich heraus, gab er zur Antwort, und dann will ich euch mein Abentheuer erzählen. „Unsere Hottentotten kletterten sogleich auf den Baum, reichten dem Montval die Hände, und so halfen sie ihm heraus, seinen Vogel bey den Beinen haltend. Da ist er, rief er uns zu, indem er uns ihn zeigte. Ich kann euch versichern, daß er mir theuer zu stehn gekommen ist."

Wir umarmten alle den Montval, der unsere Umarmungen erwiederte, und sich Glück wünschte, dem Tod entronnen zu seyn. Da er sich aber nicht stehend erhalten konnte, und wir seine Beine so blutig erblickten, so fragten wir ihn, wodurch er diese Wunden bekommen habe? „Der Vogel da, hat mich so derb gezwickt; gab er zur Antwort. Es ist unbegreiflich, wie man ihm einen hühnerartigen Schnabel beylegen konnte. Es ist ein ächter Falke!"

Die Hottentotten übernahmen es, den Montval bis zur Wohnung Vanderhoks zu tragen. Bey seiner Ankunft daselbst war unser erstes seine Wunden zu verbinden, die, Dank einem Hülfsmittel der Wilden! sich schon den andern Morgen schlossen. Er erzählte uns nun seine Geschichte, und versicherte uns, daß das Vergnügen, endlich den Schlangenfresser zu besitzen, ihn hinlänglich für alle erlittene Unfälle entschädige.

Der Aufbruch wurde auf den folgenden Tag festgesetzt, aber vorher wollte Montval erst seinen Secretär zergliedern. Er fand in seinem Kropf eilf ziemlich große Eidechsen, drey

Schlangen von der Länge des Arms, eilf kleine, völlig ganze Schildkröten, von welchen viele ungefähr zwey Zoll im Durchmesser hatten, und endlich eine große Menge Heuschrecken und andere Insekten, deren einige so gut erhalten waren, daß man sie in eine Sammlung hätte legen können. Den Eidechsen, den Schlangen, den Schildkröten war allen der Kopf aufgehackt.

Als wir das Land der Hutniquas hinter uns hatten, zogen wir durch waldige Landstriche, die mit allerhand wilden Thieren bevölkert waren. Wenn wir unsere nächtliche Ruhe hielten, zündeten wir große Feuer an, um sie zu entfernen. Am Tage hatten wir oft das Vergnügen, große Heerden von Gazellen und Antilopen vor uns herlaufen zu sehn. Wir erblickten auch Trupps von wilden Zebras und von Straußen, deren Federn unser Luxus bis in Afrikas entlegenste Ebenen nachspäht. Zwey oder dreymahl verfolgten wir einige dieser Vögel, doch ohne Erfolg. Mit ihren langen Beinen und weiten Schritten, reißen sie mit solcher Geschwindigkeit aus, das das rascheste Jagdpferd ihnen kaum gleichrennen kann. Sie laufen mit ausgespreiteten Flügeln, vermuthlich um das Gleichgewicht zu halten, denn ihre Körper sind zu schwer, um sich von der Erde erheben zu können.

Wir näherten uns Zwellendamm, und wünschten uns Glück, schon mehr als die Hälfte unserer beschwerlichen Reise zurück gelegt zu haben, als sich eine Gelegenheit zeigte, unsern Muth glänzen zu lassen. Auf unserm Weg kamen wir zu einer Horde Hottentotten, die in einem Kraal beysammen wohnte. Die Häupter bewillkommten uns herzlich, und gaben uns die größten Beweise von Freundschaft; allein sie

verhehlten uns zugleich nicht, daß wir sehr gelegen kämen, um sie von furchtbaren Nachbarn zu befreyen, welche sie beständig beunruhigten, und in stetem Allarm erhielten.

Seit einiger Zeit hatten ein Löwe und eine Löwin ihren Sitz in der Nähe der Horde, und in einem sehr dicken Dickicht aufgeschlagen, das man uns zeigte. Vergebens hatte die Horde versucht, sie daraus zu vertreiben, die wilden Thiere waren im Besitz ihrer Verschanzung geblieben. Jede Nacht fielen sie nicht allein die Heerden, sondern selbst die Menschen an. Noch in der letzten Nacht hatten sie einen Ochsen geraubt. Voll Hoffnung und Vertrauen auf unser Feuergewehr, beschwor mich die Horde, sie von dieser furchtbaren Plage zu erlösen, und zweifelte nicht an einem glücklichen Erfolg, sobald ich mich nur dazu entschließen wollte.

Trotz der Bitten des alten Signier und seines Sohns, des Doctors Codonel, des Abbate Doloni, und einiger andern, die mir dringend anlagen, meine Reise fortzusetzen, und mich auf kein so gefährliches Unternehmen einzulassen, fühlte ich doch zu sehr, daß ich es der Horde nicht gut abschlagen könnte, und bey dieser Gelegenheit, dem Vertrauen der Hottentotten entsprechen, und uns bey ihnen in Ansehn setzen müsse. Allein das Unternehmen selbst heischte große Vorsicht und Klugheit. Die Hartnäckigkeit der beyden Löwen, in dem Dickicht zu bleiben, ohngeachtet aller Versuche, die man gemacht hatte, um sie herauszulocken, ließ mich argwöhnen, daß sie Junge haben müßten, und dieser Umstand machte den Angriff unendlich gefahrvoll.

Diese, schon an sich so furchtbaren Thiere, sind dann von einer Wildheit, der nichts wi-

versicht. Von dem Bedürfniß getrieben, ihre Familie zu vertheidigen, und zu ernähren, scheuen sie alsdann keine Gefahr, und würden einer ganzen Armee die Spitze biethen. Es ist nicht mehr Herzhaftigkeit, es ist Wuth und Raserey.

Demohngeachtet machte ich mich verbindlich, sie des andern Morgen anzugreifen, und versprach, wo nicht sie zu vertilgen, doch wenigstens sie zu zwingen, sich zu entfernen. Aber wegen der Dichtheit des Dickichts, und der Schwierigkeit des Angriffs, bedingte ich ausdrücklich aus, daß außer der Mannschaft meiner Karwane, auch alle Mannspersonen der Horde daran Antheil nehmen sollten. Während der Nacht umringten wir uns mit großen Feuern, und gaben von Zeit zu Zeit Flinten-Salven. Diese Vorsicht war unnütz. Die beyden Thiere hatten noch vollauf vom gestrigen Ochsen zu zehren, und zeigten sich nicht, ließen sich aber einen großen Theil der Nacht durch hören.

Mit erster Morgendämmerung waren alle Mannspersonen der Horde schon auf den Beinen, und erwarteten, sämmtlich mit Pfeilen und Assagayen bewaffnet, nur meine Befehle, um zum Kampf zu eilen. Selbst die Weiber und Kinder wollten von der Partey seyn, freylich nicht um zu kämpfen, sondern um ihre Neugier zu befriedigen, und sich unsers Siegs zu erfreuen. Ich hörte die Löwen in ihrer Verschanzung brüllen, oder bald brachte der Tag sie zum Schweigen; die Sonne ging auf, und tiefe Stille, die um sie herrschte, war für uns das Signal.

Das Dickigt mogte 200 Fuß in der Länge und 60 in der Breite halten. Es lag tiefer, als der Boden umher, so daß man, um hineinzukommen, Bergunter gehen mußte. Uibrigens bestand es ganz aus Dornenstrüchern und Busch-

holz, nur in der Mitte erhoben sich einige Mimosa's.

Diese Bäume würden für mich treffliche Angriffs-Posten gewesen seyn, wenn ich hätte zu ihnen gelangen können; auf ihrem Gipfel war ich in völliger Sicherheit, und konnte von da herab, mit Bequemlichkeit, die beyden Thiere schießen.

Allein es wäre von mir höchst unvorsichtig gehandelt gewesen, in das Dickigt zu gehn, um zu den Bäumen zu kommen, da ich nicht wußte, wo sich das Lager der Löwen befand, und ich folglich leicht von ihnen unterwegens angefallen werden konnte.

In ihrer Verschanzung waren also unsere beyden furchtbaren Gegner nicht anzugreifen; es kam nun darauf an, sie mit guter Manier herauszubringen; denn zu ihnen hineinzudringen, war eben so schwer, als gefährlich, weil wegen der sehr hohen und sehr dichten Gebüsche, meine Schützen ihre langen Flinten nicht hätten gut handhaben, noch damit gehörig zielen können. Ich beschloß also, sie und die andern Wilden, in gewissen Entfernungen, auf der Anhöhe, rings um das Gehölze zu postiren, so daß die Löwen die Ebene nicht erreichen könnten, ohne entdeckt zu werden. Denn ich war überzeugt, daß, sobald wir sie im flachen Felde hätten, wir die Stärkern und Sieger seyn würden.

Kein Wilder wollte sich ins Gehölze wagen: wir fielen daher darauf, sämmtliche Ochsen der Horde mit Gewalt hineinzutreiben.

Als wir alle unsere Posten eingenommen, und uns zum Schuß fertig gemacht hatten, trieb man die Ochsen vorweg, und durch Schläge und Schreyen zwangen wir sie, ins Dickigt zu dringen. Zu gleicher Zeit hetzten wir die Hunde an,

und um die Löwen zu erschrecken, und zu nöthigen herauszukommen, ließ ich einige Pistolen-Salven geben.

Die Ochsen hatten bald ihre Feinde am Geruch gewittert, sie prallten erschrocken zurück und warfen sich auf uns. Doch unser Geschrey, das Hunde-Gebelle, und das Getöse unsrer Waffen, zwangen sie von neuem in das Dickigt hinein; sie thaten es mit einer Art von Wuth, indem sie sich an einander drängten, und auf das schrecklichste blöckten.

Die Löwen, ihrer Seits ergrimmten beym Anblick der Gefahr; ihre Wuth äußerte sich in einem gräßlichen Gebrülle. Man vernahm sie, nach und nach, an allen Stellen des Dickigts, ohne daß sie gewagt hätten, sich frey zu zeigen, oder gegen uns herauszubrechen.

Das Zusammentreffen zweyer Heere kann nicht lärmvoller seyn, als ihre drohenden Stimmen, mit dem Geschrey der Menschen, dem Bellen der Hunde, und dem Blöcken der Ochsen vermischt.

Dieß schreckliche Concert dauerte einen Theil des Morgens, und schon fing ich an, an einem guten Erfolg unsers Unternehmens zu verzweifeln, als ich plötzlich von der mir entgegengesetzten Seite ein durchdringendes Zettergeschrey vernahm, auf welches sogleich ein Flintenschuß folgte, der mich beben machte. Doch nach dem Schuß erhob sich unmittelbar ein Jubel der Freude, der durch den ganzen Kreis, von Mund zu Mund, bis zu mir lief, und mir einen Sieg verkündigte. Ich eilte an den Ort, und fand die Löwin in den letzten Zügen. Sie hatte endlich die Verschanzung verlassen, und einen wüthenden Ausfall auf unsere Leute gethan. Doch Chiousse, der daselbst seinen Posten hatte, schoß auf sie, und die Kugel durchbohrte sie durch und durch.

Ihre Zitzen, obgleich ohne Milch, waren geschwollen und hängend, eine Anzeige, daß sie noch ganz kleine Jungen, und ich recht gemuthmaßet hatte.

Es fiel mir ein, ob ich nicht durch den todten Körper der Löwin sie aus dem Dickicht herauslocken könnte. Ich ließ also die Löwin bis zu einer gewissen Entfernung von dem Gehölze schleifen, in der Uiberzeugung, daß die Jungen gewiß sich ihr nähern, und der Alte sie vielleicht begleiten würde, um seine Gefährtin zu rächen, oder seine Kinder zu vertheidigen.

Ich zog in dieser Absicht einige von meinen Schützen, die zur Rechten und Linken gestellt gewesen waren, auf diesen Posten zusammen, und wir entfernten uns ein dreyßig Schritte von dem todten Körper, in völliger Bereitschaft, Feuer zu geben, wenn die Thiere sich zeigen sollten. Doch meine List blieb fruchtlos, und wir warteten vergebens viele Stunden lang.

Zwar liefen die jungen Löwen, voll Unruhe über die Abwesenheit ihrer Mutter, überall in der Verschanzung brummend umher. Der Alte selbst verdoppelte sein Brüllen und seine Wuth.

Wir erblickten ihn einen Augenblick am Rand des Dickichts mit funkelnden Auge, emporgesträubter Mähne, und wie er sich die Seiten mit seinem Schwanze schlug. Unglücklicherweise war er mir aus dem Schuß. Einer von meinen Schützen, der vortheilhafter postirt war, fehlte ihn. Auf diesen Schuß verschwand er. Entweder fürchtete er sich, einen so zahlreichen Haufen wie den unsrigen anzugreifen, oder er wollte seine Jungen nicht verlassen, oder er war leicht verwundet worden, genug er kam nicht wieder zum Vorschein. Obgleich, wie ich schon anführte, diese Art Thiere, wenn sie Junge haben, wilder und unerschrockner sind, als zu jeder andern Zeit des

Jahres, so sind doch die Löwen bey solchen Gelegenheiten es nie so sehr als die Löwinen, und das ist eine, allen Wilden wohl bekannte, Wahrheit.

Nachdem wir vergeblich gewartet hatten, und an dem Erfolg unserer Kriegslist zweifeln mußten, beschloß ich, auf meinem ersten Angriffs-Plan zurückzukommen. Dem zu Folge schickte ich jedermann wieder auf seinen Posten, und wir versuchten von neuem, die Ochsen in das Dickicht zu jagen, um die Löwen herauszutreiben, allein sie waren viel zu scheu geworden. Sie weigerten sich schlechterdings zu gehorchen, und ich sah mich gezwungen, darauf Verzicht zu thun, obschon meine Hunde, durch das Blut der Löwin angefeuert, das sie gerochen hatten, mit vieler Hitze anfielen, und eine große Erbitterung zeigten.

Wir hatten fast den ganzen Tag auf unsre Jagd verwendet. Die Sonne neigte sich zum Untergang, und sie fing an gefährlicher zu werden. Ich glaubte es also der Klugheit angemessen, auf den Rückzug zu denken, und unsern letzten Sieg bis morgen zu verschieben.

Die Hottentotten trugen die Löwin in den Kraal, von der sie ein gutes Mahl bereiten wollten. Montval wünschte ihr Fell zu haben, und bath mich, es ihm zu überlassen. Ich willigte darein, und befahl, daß vor allen Dingen es der Löwin abgezogen werden sollte. Sie war am Vordertheil 4 Fuß, 4 Zoll, 6 Linien hoch, und hielt von der Spitze der Schnautze bis ans Ende des Schwanzes 10 Fuß, 8 Zoll in der Länge.

Als das Fell abgezogen war, steckte sich Chiboussé hinein, um es so in den Kraal zu tragen, wohin ihn mit Jauchzen die ganze Horde begleitete. Er selbst schritt einher wie

ein Held. Ich betrachtete diesen neuen Herkules, und so weit ich auch jetzt von dem Nemäischen Löwen entfernt war, so war doch der Bezug so auffallend, daß es mir dünkte, als ob ich selbst unwillkürlich einen weit gravitätischern Schritt bey diesem nach den Griechen erneuertem Feste, angenommen hätte. Wenn der wackere Chiousse nicht alle Ehrenbezeugungen des Sohns der Alkmene erhielt, so geschah's vermuthlich, weil ein mächtigerer Gott seine Streiche gelenkt hatte. Ich hatte einigen Antheil an dem Angriffs-Plan, und ich wurde auch wirklich mit Lob und Dank überschüttet.

Daß Oberhaupt beschwor mich, im Nahmen der Horde, und zum Unterpfand ihrer Dankbarkeit vier Schaafe und zwey Ochsen anzunehmen. Ich nahm die Schaafe an, und ließ sie auf der Stelle schlachten, um das Banket, daß uns die Löwin geben sollte, zu verherrlichen; aber die beyden Ochsen überließ ich dem Chiousse, der sie auch wirklich wohl verdient hatte. Anfangs schlug er sie aus, und beharrte auch hartnäckig auf seiner Weigerung. Aber als ich ihm demonstrirte, das sie dem Tod der Löwin geschenkt, und dieser Tod sein Werk wäre, so besann er sich nicht länger.

Der Schmauß war nun fröhlicher, da er größtentheils aus dem Thiere bestand, das so große Verheerungen angerichtet hatte. Ich gestehe, daß ich nach ihrem Fleische bey weitem nicht so lüstern als unsre Gäste war; unterdessen versuchten wir davon zu kosten, und fanden es nicht ganz schlecht.

Auf das Banket folgten die Lustbarkeiten. Man tanzte, man sang die ganze Nacht, und diese lärmenten Festivitäten, die mir nicht erlaubten, einen Augenblick die Augen zuzuthun, er-

innerten mich wieder an die Nemäischen Spiele.

Während der Nacht hörte ich weder das Brüllen der jungen Löwen, noch ihres Vaters. Ich schrieb die Ursache dem schrecklichen Bacchanal zu, daß die Hottentotten machten, und ich zweifle, ob alle Löwen der Gegend, wenn sie hier versammelt gewesen, den Tumult und das Jauchzen des Festes zu überbrüllen vermocht hätten. Doch dieses Schweigen hatte einen andern Grund. Der Alte war durch die Gefahren, die ihm gedroht, schüchtern geworden, und hatte die Dunkelheit der Nacht benutzt, um sich mit seiner Familie zu entfernen. Als wir den Morgen die Jagd wieder anfangen wollten, fanden wir den Busch leer.

Gleich bey den ersten Schritten, welche meine Hunde in das Dickicht thaten, merkte ich schon an der Art, wie sie suchten, daß wir zu spät kämen. Um aber dessen gewiß zu werden, ließ ich einige Pistolenschüsse thun, in der Hoffnung, daß die Thiere, wenn sie noch darinn wären, dadurch stutzig gemacht und aufgeschreckt werden, und ihre Anwesenheit durch Brüllen oder Hin- und Herlaufen zu erkennen geben sollten.

Da diese Vorsichtsmaaßregel ohne Erfolg blieb, so drangen wir, doch mit Behuthsamkeit, in die Verschanzung, und trafen da nichts als die Spuren der Verheerung an, welche diese gefräßige Familie angerichtet hatte. Uiberall lagen Knochen und Gerippe zerstreut oder in Haufen, und der Anblick dieser Gebeinhügel, indem er die Horde an ihren vielen gehabten Verlust erinnerte, gab jedem Veranlassung, den seinigen zu erzählen und zu beklagen.

Ich war unterdessen beschäftigt, die Spur der jungen Löwen und ihres Vaters aufzusuchen,

um danach die Zahl und Größe jener, so wie die Stärke des letztern zu bestimmen.

Ob man gleich Beyspiele hat, daß Löwinen drey Junge auf einmahl geworfen, so schien uns doch diese deren nur zwey gehabt zu haben: aber alles zeigte an, daß sie so groß wie ein grosser Hund, und folglich schon furchtbar waren.

Was dem Vater betrifft, so mußte er, nach dem Abdruck seiner Tatze zu schließen, die um ein Drittel größer war, als die Löwin, einer gewesen von den allergrößten sein.

Nach dieser glänzenden Expedition nahmen wir Abschied von der Horde, und setzten unsern Weg fort. Wir kamen durch verschiedene kleine Flüsse. Wir passirten Zwellendam und die warmen Bäder, und langten am Fuß eines hohen Bergs an, Hottentott-Holland Kloof genannt, wo wir zwey Rasttage hielten. Als wir seinen erhabenen Gipfel erstiegen, konnten wir deutlich den Tafelberg und die Kapstadt erkennen, die seit so langer Zeit das Ziel unsrer Wünsche war. Dieser Anblick verdoppelte unsern Eifer, und der übrige Theil des Wegs dünkte uns nur ein Spaziergang.

Endlich hielten wir, nach der angreifendsten und mühseligsten Wanderung, die es je gegeben, unsern Einzug in der Kapstadt. Es war, als ob beym Eintritt in sie, alle unsre Beschwerlichkeiten, alle unsere Strapatzen vergessen wären. So lange waren wir von aller policirten, menschlichen Gesellschaft getrennt gewesen, und mit einer Art Enthusiasmus betrachteten wir diese Häuser, diese Gärten, diese Festungswerke, alle diese Denkmähler der Civilisirung und Industrie. Der Hafen und die Schiffe die daselbst lagen, waren für uns ein bezauberndes Schauspiel. Wir genossen uns-

re Befreyung, und die Zukunft mahlte sich unsern Blicken mit den schimmernsten Farben.

Unser erstes war, dem Statthalter vom Kap aufzuwarten, der mit der lebhaftesten Theilnahme aus meinem Munde die Geschichte unsrer Abentheuer vernahm. Er setzte uns Erfrischungen im Uiberfluß vor, und wollte durchaus, daß wir unsere Wohnung in seinem Pallast nehmen sollten. Wir benutzten seine gute Stimmung, und nahmen sein Erbiethen mit Dank an. Acht Tage lang thaten wir nichts, als die Stadt und ihre Gegend zu besehn, und den Zustand der Kolonie zu studieren.

Ein jeder von uns beschäftigte sich vorzüglich mit solchen Beobachtungen, die am meisten Bezug auf seine Lieblingswissenschaften hatten. Montval besuchte die Menagerie und den Garten der Regierung, und stellte Bemerkungen über die Schichten und Lagen der Berge an, welche die Stadt umgeben. Ingardin ging auf die Marktplätze, und erkundigte sich nach den Abgaben, welche die fremden Schiffe zahlen müssen, die am Kap einlaufen, und ihre Waaren verkaufen wollen. Raccas de St. Kassian und ich, begleiteten den Statthalter in die Citadelle, und ließen uns durch ihn, von der militairischen Verfassung der Kolonie unterrichten. Doctor Codonel besuchte die Spitäler, und notirte sich die Verwüstungen, welche die Pocken und Masern am Kap zu verschiedenen Zeiten angerichtet haben. Martin de la Bastide untersuchte die Saldanha-Bucht, und verbesserte mehrere Irrthümer, die sich in den Karten über die Lage dieser Bucht eingeschlichen hatten. Alle theilten mir ihre Bemerkungen mit, und theils aus diesen, theils aus meinen eige-

nen Beobachtungen, zog ich die Beschreibung des Kaps, die hier folgt.

Die Kapstadt ist mit Mauern umgeben, die fest genug sind, um den Angriff der Eingebohrnen widerstehn zu können. Die Häuser sind alle von Backsteinen erbaut, von außen geweißet und gewöhnlich ein oder zwey Stockwerke hoch, selten höher. Die Dächer sind flach, und mit einer Art graßartiger Pflanze oder Rohr gedeckt, das diesem Lande eigen, und zu dem Gebrauch, zu dem man es bestimmt, vollkommen tauglich ist. Die auf dieser Spitze Afrikas so häufigen Orkane, welche oft beträchtliche Verwüstungen anrichten, erlauben nicht, sich den Dachungen der Ziegeln zu bedienen, oder den Gebäuden eine größere Höhe zu geben. Die Statthalterey und das Magazin der Kompagnie, sind vielleicht die einzigen Gebäude von drey Stockwerken.

Zur bessern Vertheidigung der Stadt von der Seeseite, hat man viele neue Batterien am Gestade des Meers selbst angelegt. Die Citadelle, welche eigentlich diesen Zweck erfüllen sollte, wurde zu einer Zeit erbaut, wo man vornehmlich darauf denken mußte, die Stadt von der Landseite gegen die Anfälle der Hottentotten zu sichern.

Als man aber in der Folge gewahr wurde, daß die Canonen der Citadelle die Rhede nicht hinlänglich bestrichen, so nahm man seine Zuflucht zu neuen Batterieen. Seit dem amerikanischen Kriege, wo man am Kap die Ankunft einer französischen Eskadre befürchtete, sind diese Batterieen, vier an der Zahl, in sehr gutem Vertheidigungsstande, und können einer furchtbaren Flotte die Spitze biethen.

Viele Gassen der Stadt sind mit Kanälen versehn, deren Wasser, obgleich nicht im reichlichen Maaß, doch für die Einwohner von gro-

ßem Nutzen iſt. Man hat es von den benachbarten Bergen hergeleitet. Das große Waſſerbecken bey der Citadelle iſt ebenfalls ein ſehr nützliches Werk für die Stadt; das darin enthaltene Waſſer kommt in Röhren von den Bergen. Dieß Becken dient hauptſächlich den Transport der Waaren zu erleichtern, welche auf die Schiffe geladen werden, und die Schiffe, welche Waſſer brauchen, können ſich ebenfalls ihre Fäſſer daraus füllen: das Waſſer iſt vortrefflich, und äußerſt rein.

Das Spital, das die Kompagnie unterhielt, iſt ſehr verfallen: die Kranken werden darinn ſchlecht behandelt. Der Grund davon liegt zum Theil in den wenigen Kenntniſſen der Doctoren und Wundärzte, die an der Spitze ſtehn, und vorzüglich an der Raubſucht der Adminiſtratoren. Man verſicherte mir, daß die Kompagnie es an nichts fehlen ließe, um den Kranken die nöthigen Erleichterungen zu verſchaffen, daß aber die Vorſteher den größten Theil der zur Unterhalung des Spitals beſtimmten Fonds, in ihren Beutel ſteckten, und daß es den Kranken oft an den unentbehrlichſten Dingen gebreche.

Man ſieht wenig europäiſches Geſinde am Kap: alle Einwohner laſſen ſich durch ſchwarze oder braune Sklaven bedienen, welche von der Inſel Madagascar, oder aus einigen Gegenden Oſtindiens kommen. Ihre Sprache iſt ein verdorbenes Portugieſiſch, oder die malayiſche Sprache. Höchſt ſelten findet man welche, die holländiſch ſprechen. Dieſe Sklaven lernen alle Arten von Handwerken, und ſind, nach Maaßgabe ihrer Geſchicklichkeit, ihren Herren von größerm oder geringerm Nutzen, ſonderlich die, welche das Handwerk eines Schneiders, Tiſchlers, Maurers oder Kochs gelernt haben.

Der Herr eines solchen Sklaven vermiethet ihn dann an Andere, Tag-, Wochen- oder Monathweise, und der Sklav ist gehalten, seinem Eigenthümer täglich eine gewisse Summe zu bringen. Die männlichen Sklaven tragen ihre Haare mit einem Schnupftuch, in Gestalt eines Turbans umwunden; die Weiber und Mädchen wickeln gleichfalls ihre Haare, in Form eines Büschels zusammen, und befestigen sie oben auf dem Kopf mit Hülfe einer langen Nadel. Die Kleidung der Sklaven ist wenig von der unserer Matrosen verschieden; sie besteht in einer Art kurzer Jacke und langen Hosen; sie gehn baarfuß und ohne Huth, zum Zeichen, daß sie ihre Freyheit verloren haben, und sich im Stand der Knechtschaft befinden.

Wenn man am Kap zu Gaste geladen wird, so überreicht ein Sklav den Gästen zuerst ein Waschbecken und Handtuch, um sich die Hände zu waschen; ein Gleiches findet nach dem Essen statt. Bey reichen Leuten hat jeder Gast einen Sklaven zur Bedienung hinter seinem Stuhl. Zuweilen halten diese Sklaven einen Fächer von Palmblättern in der Hand, um damit die Fliegen abzuwehren, die hier zu Lande eben so beschwerlich sind wie in Europa.

Man sieht um die Stadt eine große Menge Baum- und Gemüßgärten, wo alles im üppigsten Flor und Wachsthum steht. Das Wasser zum Begießen und Wässern der Gärten vor der Stadt, wird in kleinen Gräben oder Rinnen von den umliegenden Bergen geleitet.

Die Gemüßgärten des Kaps liefern den Schiffen, welche hier, oft nach langen und beschwerlichen Fahrten anlegen, die nöthigen Früchte und Gemüße zu ihrer Erfrischung. Die holländischen Schiffe, welche aus Europa kommen,

um nach Batavia oder China zu gehn, werden immer zuerst mit dieser vegetabilischen Verproviantirung versorgt; ist reichlicher Vorrath davon vorhanden, so überläßt man ebenfalls davon an die Fahrzeuge anderer Nationen. Eine große Anzahl von Gemüßen die am Kap gebaut werden, arten mit der Zeit aus; um sie immer in möglichster Vollkommenheit zu besitzen, sorgen die Einwohner dafür, oft frischen Samen aus Holland kommen zu lassen. Der Blumenkohl allein schlägt nicht aus der Art; er übertrifft an Güte und Größe den europäischen; die Holländer erhalten ihren schönsten Blumenkohl Samen vom Kap und verkaufen ihn ziemlich theuer an die europäischen Gärtner.

Aepfel, Birnen, und anderes Obst scheinen am Kap größer zu werden als in Europa; aber es fehlt viel, daß sie den guten Geschmack und Wohlgeruch hätten, wie in ihrem Vaterlande; sie haben überdieß den Fehler, sich nicht zu halten.

Verschiedene der untern Schichten der Berge und Hügel um der Kapstadt bestehn aus einem roth gesprenkelten Thon; diese Farbe rührt von den Infiltrirungen des Wassers her, das durch die Bergspalten sickert, und ockerartige Theile daselbst absetzt.

Der obere Theil dieser Hügel stellt einen unordentlichen Klumpen Steine von verschiedener Größe vor, welche durch Wasserfluthen von den höchsten, hinter diesen Hügeln gelegenen Bergen, dahin gewälzt schienen. Die Citadelle liegt im Osten der Stadt, nicht weit vom Meer; sie ist mit hohen Mauern und ziemlich tiefen Gräben umringt, und mit geräumigen und bequemen Wohnungen, sowohl für die Soldaten von der Besatzung, als für den Statthalter versehn, der

jedoch

jedoch nie darin residirt. Mit einbrechender Nacht wird das große Thor der Citadelle geschlossen, und jeder Soldat muß, wenn er nicht ausdrückliche Erlaubniß zum Gegentheil hat, sich bey seiner Kompagnie einfinden, sobald der Tambour Vergatterung schlägt. Die kleine Pforte bleibt bis 10 Uhr offen; dieß ist die Zeit, wo alle Soldaten, die nicht Urlaub über Nacht haben, im Quartier seyn müssen. In der Nacht werden die Thore nie geöffnet, ausgenommen wenn ein dringender Nothfall die Gegenwart eines Arztes heischt: Bey gewöhnlichen Fällen muß man sich begnügen, den Chirurgus um Rath zu fragen, der in der Citadelle schläft.

Das milde Klima, das am Kap fast das ganze Jahr durch herrscht, macht den Einwohnern den Gebrauch der Oefen und Kamine entbehrlich. Unterdessen habe ich Zimmer mit Kaminen gesehn, aber sie schienen mehr zur Zierath als zum Heitzen da zu seyn. Ist es sehr kalt, so bedienen sich die Frauenzimmer der Wärmstübchen, oder kleiner mit Kohlen oder heißer Asche angefüllter Behälter, die sie unter die Füße setzen.

Man sieht am Kap wenig Frauenzimmer, die ihre Kinder durch Ammen säugen lassen; das ist vielleicht eine von den Ursachen, welche diesen Frauenzimmern keine schwere Niederkunft verursacht. Einige Familien stammen von mütterlicher Seite von schwarzen Aeltern, aber schon im dritten Glied merkt man diese Farbe nicht mehr an den Kindern. Die Kinder eines Europäers mit einer Sklavin erzeugt, zeichnen sich ziemlich durch ihre dunkelbraune Farbe aus, die sich jedoch schon der Farbe der Weißen nähert. In der dritten Generation sind diese Kinder völlig weiß, selten aber schön.

Der Herr des Sklaven hat das Recht, ihn mit Geißelhieben zu züchtigen, wenn er etwas verbrochen hat; allein er darf sich nicht an seinem Leben vergreifen; dieses Recht steht nur der Regierung zu. Ein Sklav, der von seinem Herrn zu hart gehalten wird, kann ihn beym Fiskal der Kompagnie verklagen; der Herr wird dann gewöhnlich zu einer starken Geldbusse verurtheilt. Ein Sklav, der an seinen Herrn oder an einen andern Europäer Hand legt, wird am Leben gestraft. Vor Gerichte wird das Zeugniß eines Sklaven nie zugelassen. Es ist den Sklaven verbothen, Waffen zu führen, oder irgend ein Gewehr zu besitzen. Im Fall eines Aufstandes würden also die Kap-Einwohner ein ausgezeichnetes Übergewicht über die Sklaven haben, die, trotz ihrer großen Anzahl, mit leichter Mühe besiegt werden würden. Bewilligt ein Herr seinem Sklaven die Freyheit, so zieht letzterer unverzüglich Schuhe und Strümpfe an, und setzt einen Hut auf; dadurch beurkundet er, das er die Freyheit erhalten habe.

Die wirthschaftliche Verwendung mehrerer Naturprodukte des Kaps, beschäftigte Montvals ganze Aufmerksamkeit. Der Rotang, eine Art bambusähnliches Rohr, wird zu Schalusieen vor den Fenstern gebraucht; zu diesem Behuf spaltet man es in recht dünne Stücken, die man dann durch Bindfaden zusammen heftet. Aus demselben Rohr verfertigt man auch Körbe, Stühle und anderes Hausgeräthe. Der dicke Bambus, obgleich hohl und dem Ansehn nach wenig solid, widersteht jedoch zum Erstaunen. Man braucht ihn zu Leitersprossen; zu Tragbahren und andern ähnlichen Dingen. Die dünnesten Stücke dienen, um Gehege um die Gärten zu machen, und diesen Zweck erfüllen sie trefflich.

Brennholz ist durchgängig sehr seltem am Kap; man ersetzt es durch Heidekraut und Strauchwerk.

Man findet im ganzen Umfang des Kaps keine Kalksteine: man brennt Kalk aus den Muscheln, die man am Strand antrifft; um sie zu verkalken, schichtet man große Haufen davon auf, thut Stücken Holz und Strauchwerk dazwischen, und steckt sie dann in Brand. Auf den Thonhügeln bey der Citadelle sah ich große Löcher graben, und die Erde, die man ausgrub, war mit einer großen Menge Muscheln vermischt.

Man wusch diese Erde in Körben, und die Muscheln, welche auf dem Boden liegen blieben, wurden getrocknet und gleichfalls zum Kalkbrennen gebraucht. Die Missethäter, welche aus der Kapstadt auf eine kleine Insel, das Robbeneyland, in der Nähe des Kaps verwiesen und gebraucht werden, sind vorzüglich beschäftigt, Muscheln zu sammeln, die ihnen die Nähe des Meeres in großer Menge liefert, um sie, nach der oben beschriebenen Procedur in Kalk zu verwandeln.

Die Einwohner des Kaps haben eine große Furcht vor den Pocken und Masern, und um sich davor zu bewahren, wenden sie dieselbe Vorsicht an, die wir in Europa gebrauchen, um uns vor der Pest zu schützen. Sobald ein Schiff auf der Kap-Rheede anlangt, schickt man einen Chirurgus an Bord, um Erkundigung von der Gesundheit der Mannschaft einzuziehn. Ist jemand darunter mit einer von den gedachten Krankheiten behaftet, so läßt man niemand, er sey wer er wolle, ans Land, und weißt dem Schiff einen eignen Ort an, um daselbst vor Anker zu bleiben, nachdem man es mit den nöthigen Lebensmitteln versehn hat.

Wenn sich die Pocken am Kap zeigen, so

flüchtet jederman ins Innere des Landes. Während meines Hierseyns standen die Einwohner in großer Angst vor zwey Feinden, deren Erscheinung sie sogleich würde haben auswandern machen, die französische Eskadre und die Pocken. Man hat hier die Einimpfung noch nicht versucht, ein deutlicher Beweiß von der großen Unwissenheit der Aerzte. Es war im Jahr 1713, wo diese schreckliche Krankheit zum erstenmahl mit der größten Wuth ausbrach. Ein dänisches Schiff hatte sie mitgebracht. Die Kapstadt wurde fast ganz dadurch entvölkert, nur drey Häuser blieben verschont. Die Verwüstungen, welche die Pocken auf dem Lande, und sonderlich unter den Hottentotten anrichteten, waren noch fürchterlicher. Die ganze Gegend um die Stadt war voller Leichen, die lange unbegraben blieben. Das zweytemahl, daß die Pocken am Kap regierten, geschah im Jahr 1755, und zum drittenmahl äußerten sie sich 1767; es war wieder ein dänisches Schiff, das diese letztere Epidemie dahin verpflanzte.

Seit dieser Zeit sind die Pocken nicht wieder zum Vorschein gekommen. Die Masern wütheten das letztemahl eben so fürchterlich, und hatten alle Kennzeichen einer wirklichen Epidemie; allein höchstwahrscheinlich trug die Unwissenheit der Aerzte und Chirurgen, welche die Regierung damahls auf das Land schickte, um die daran Erkrankten zu kuriren, das meiste dazu bey, diese Krankheit gefährlicher zu machen, als sie gewöhnlich ist. Alle Aerzte hatten sich in dieser Krankheit geirrt, und sie auf eine Art behandelt, die gerade das Gegentheil von der in Europa üblichen war. Es ist betrübt für die Bewohner des Kaps, daß Alles was Heilkunde und Wundarzneykunst betrifft, sich hier in einem so jämmer-

lichen Zustand befindet, und daß eine große Anzahl Menschen beständig die Opfer der Unwissenheit und Unerfahrenheit werden.

Der Statthalter am Kap überhäufte uns mit Artigkeiten. Seiner Gefälligkeit verdankten wir alle nur mögliche Notizen von dem Zustand der Kolonie, und der Geschichte ihrer Produkte. Aber als wir uns in acht Tagen von den Strapatzen unserer Reise ins Innere von Afrika ausgeruht und erhohlt hatten, regte sich in uns allen das Verlangen, einen Entschluß zu ergreifen. Schon lange beseufzte ich die Härte der Umstände, die mich gewissermaßen meiner Familie fremd gemacht hatten. Ich sah mich auf dem Weg nach Peru; allein der Wunsch meinen Vater wieder zu sehen, stimmte mich für die Rückkehr nach Frankreich. Ich war im Begriff, mit meinen Kameraden eine entscheidende Entschließung zu fassen, als die Ankunft eines französischen Schiffs unserer Lage plötzlich eine ganz neue Gestalt gab.

Inhalt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Seite

Sturm im Kanal von Mozambique — Rolando und seine Gefährten leiden an der afrikanischen Küste Schiffbruch — Mangel und Noth der Schiffbrüchigen — Mittel die sie anwenden, um ihren Zustand zu verbessern — Chiousse, Jagarda und mehrere werden auf Entdeckungen ausgesendet — Aufbruch nach dem Lande der Hutniquas — heftiger Orkan — Montval wird von den Kaffern entführt — Entschluß, den Rolando und seine Gefährten fassen — Versammlung aller Hottentotten aus der Nachbarschaft — Gestalt, Aufzug und Kleidung derselben — — 3

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft verschiedener Haufen von Hottentotten — Beschreibung ihres Kostums und ihrer Waffen — Nation der Sonaquas — Rolando und die Hottentotten setzen den Kaffern nach — das Stachelschwein — der Elephantenfluß — Niederlage der Kaffern — was mit Montval nach seiner Befreyung sich zuträgt — Rolando und die Seinigen begeben sich auf dem Weg nach dem Kap. — 36

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Seite

Rolando und seine Gefährten erretten auf ihrem Weg, aus der Kafferey nach dem Kap, einen Reisenden von einem schmählichen Tod — Geschichte dieses Reisenden — über einige wilde Thiere — Elephanten- und Giraffen-Jagd — naturgeschichtliche Nachrichten von diesen Thieren. — 68

Dreyßigstes Kapitel.

Reise von der Gränze der Kafferey nach dem Kap — Montval stellt einem Vogel nach, der Secretär oder Schlangenfresser genannt — was ihm begegnet — wie er großen Gefahren entgeht — merkwürdiger Kampf mit zwey Löwen — Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung — Beschreibung der Kapstadt und der umliegenden Gegend. — 102

Reisen
und
Abenteuer
Rolando's
und
seiner Gefährten.

Ein
Robinson für Kinder
zur
Erlernung geographischer und naturhistorischer
Vorkenntnisse.

Nach dem Französischen des Jauffret.

Sechstes und letztes Bändchen.

Wien,
Bey B. Ph. Bauer,
1804.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Rolando erhält Nachricht von seiner Familie — Sein Vater hat drey Schiffe ausgerüstet, um ihn in allen Meeren aufzusuchen — Das Schiff Syrius, vom Kapitän Bramapan geführt, langt am Kap an — Rolando lernt verschiedene neue Gefährten und Genossen seines Glücks kennen — Abfahrt nach Batavia, als dem für die drey Schiffe bestimmten Sammelplatz, wo Rolando seinen Vater, seine Mutter, und seine beyden Brüder, Dom Juan und Dom Pedro antreffen soll — Ereignisse während der Fahrt — Beschreibung der Insel Java — Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. —

Während wir, ein unwillkührliches Spiel der Zufälle, von Hindernissen und Gefahren umringt, einige der wildesten Landstriche unsers Erdballs durchirrten, trugen sich fern von uns Dinge zu, die auf unser Schicksal nothwendig wirken mußten. Unsere Ankunft am Kap machte uns mit diesen Ereignissen bekannt, und wir alle erblickten in diesem glücklichen Vorfall eine vorzügliche Gnade der Vorsehung.

Das französische Schiff, der Syrius, das in der Tafelbay vor Anker lag, war aus dem Hafen von Marseille, mit noch zwey Schiffen ausgelaufen, die mit ihm einerley Bestimmung hatten, nähmlich mich in allen Meeren aufzusuchen. Der Tod meines Oheims zu Lima, hatte meinem Vater ein Erbe von mehrern Millionen

zugewendet. Dadurch war das Eis seines Alters erwärmt worden, und seine ganze Zärtlichkeit für mich aufgewacht. Ihm war schon aus eingezogenen Erkundigungen bekannt, daß ich mich zu Moka eingeschifft hatte: er schloß daraus, daß ich meinen Weg entweder nach den indischen Gewässern, oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung genommen haben müßte, und rüstete, dem zu Folge, drey Schiffe aus. Das eine bestieg er selbst, mit Dona Maria, meiner verehrungswürdigen Mutter, und mit meinen Brüdern, Dom Pedro und Dom Juan; den beyden andern wieß er die Insel Java zum Sammelplatz an. Das Schiff, der Syrius, vom Kapitän Bramapan commandirt, hatte Befehl, am Kap anzulegen, Erkundigungen von uns einzuziehen, und sogar hier einen Monath zu verweilen, bevor es sich nach Batavia begäbe, um dort weitere Verhaltungsbefehle zu erwarten.

Unsere Freude über diese Nachrichten, die Hoffnung, in zwey Monathen meine ganze Familie zu umarmen, und der frohe Rausch, der sich aller meiner Gefährten bemächtigte, als sie erfuhren, ich sey ein Millionär geworden; dieß Alles wurde nur noch von dem Entzücken übertroffen, dem sich der Capitän des Syrius überließ, als er sah, daß die Ehre, uns ausfindig gemacht zu haben, ihm zu Theil geworden sey. „Ein neuer „Beweis! rief er aus, ein neuer Beweis von dem „glücklichen Gestirn, das über mir seit meiner Ge„burt waltete! Welch' Vergnügen vor mich, Ro„lando seinem ehrwürdigen Vater vorzustellen, „Zeuge seiner Uiberraschung zu seyn, und Thrä„nen der Freude über die Wangen des Greises „rinnen zu sehn, die so lange die Betrübniß umwölkte! Und dann auch, welch' Glück für alle

„meine lieben Landsleute, für jene Bewohner von „La Roque-Brussane, die sich bereden lie„ßen, mir zu folgen, in Hoffnung, in Peru „ein glückliches Alter zu leben!“

Diese Worte erregten eben so viel Uiberraschung als Freude bey allen meinen Gefährten, die La Roque-Brussane hatte geboren werden sehn. Sie begaben sich unverzüglich an Bord des Syrius, um ihre Landsleute zu umarmen, und ich verfügte mich mit ihnen dahin, um der Einladung des Capitäns zu folgen, der mich zu Gast geheten hatte, und mich mit zwanzig Stückschüßen begrüßen ließ.

Capitän Bramapan äußerte sogleich, als er mich am Bord des Schiffs empfing, das Schiff gehöre mir zu, und er könne das Commando davon länger nicht, als mit meiner Einwilligung behalten. Ich erklärte dagegen, daß ich ihn in seiner Befehlshaber-Würde bestätige. Er gab uns einen herrlichen Schmauß, wo Frohsinn den Vorsitz führte, und bey dem wir die nähere Bekanntschaft von unsern neuen Glücksgenossen machten.

La Latte und Montberard wurden sonderlich von Ingardin bewillkommt und umarmet, der die alte Bekanntschaft mit ihnen erneuerte. Ersterer sagte, er sey entschlossen, La Roque zu verlassen, weil er dort nicht jene sich gleiche Dauer von Gesundheit genösse, die er in Peru zu finden hoffe. In meinem Dorfe, fuhr er fort, war ich höchstens die Wintermonathe durch ein wenig bey Leibe, aber sobald das Frühjahr kam, schrumpfte mein ganzer Körper zusammen, und während des Sommers war ich immer in einer Art von Hinfälligkeit, aus der mich nichts zu reißen vermochte, als ein paar von den Donnerwettern, die Himmel und Erde umkehren. Auch war die Gesundheit, die ich dann genoß, immer

nur flüchtig und erkünstelt; ich fiel bald wieder in meinen Marasmus zurück, und die Concerte, die ich mich anstrengte, jeden Abend zu geben, zogen mir nichts als Verdruß zu; denn man beschuldigte sie der Monotonie und etwas Aehnliches von Frosch-Gequäkse zu haben. Meine Freunde hatten geglaubt, mir aufzuhelfen, wenn sie mir eine schickliche Parthie vorschlügen, allein meine Verheirathung mit Mamsell Margary hatte keine von den glücklichen Folgen, die man sich versprach. Sie glaubte durch mich zur reichen Frau zu werden, und ich, ich glaubte durch sie in Wohlstand zu kommen. Wir betrogen uns Beyde, und wenig Tage unserer Ehe reichten hin, unsere wechselseitige Dürftigkeit aufzudecken.

Montberard hatte seinen Landsmann Bramapan fast aus denselben Bewegungsgründen, wie La Latte, begleitet. Der Aufenthalt zu La Roque griff seine Gesundheit so sehr an, daß sein ganzer Körper einem Gerippe glich. Vergeblich bemühten sich seine Freunde ihn aufzuheitern. Sie waren ihm Gegenstände des Neides geworden, und der Gedanke, vom Glück weniger begünstigt worden zu seyn, als seine Landsleute L'Oube, Paybrulon, Picault-de-Saint-Anne, Coldagnys, und einige andere, hatte nicht wenig dazu beygetragen, ihn in diesen Zustand der Auszehrung zu versetzen. Die Abreise von La Latte und Bramapan bestimmte ihn mitzugehen, und schon hatte die Veränderung der Luft sehr vortheilhaft auf ihn gewirkt.

Pilafort war aus sehr löblichen Bewegungsgründen zu Schiffe gegangen. Er war ein starker, handfester Mann, von Kindheit an gewöhnt, die härtesten Metalle zu bezwingen, und mit Hülfe des Feuers das Eisen zu glätten. Sei-

ne nervigten Arme zeugten von einer nicht gemeinen Stärke. Sein durchdringendes Auge funkelte wie Feuer, und seine Gestalt hat etwas herkulisches. Sein sehnlicher Wunsch war immer gewesen, ins Innere der Bergwerke der Neuen-Welt zu dringen, und eifrig hatte er die dargebothene Gelegenheit ergriffen. Auch war sein Vorhaben, in seiner Kunst die wilden Völkerschaften der Inseln des großen südlichen Weltmeers zu unterrichten, und so der Wohlthäter dieser fernen Regionen zu werden.

Roubaud wurde unter unsern neuen Gefährten vortheilhaft ausgezeichnet. Es war ein Mann, der sich eben so sehr durch die Eigenschaften seines Herzens als seines Geistes empfahl. Zu La Roque Brüssane geboren, und von allen Mitteln entblößt, sich Unterricht zu verschaffen, hatte er durch eigene Anstrengung die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen sich auszugleichen, und durch die bloße Hülfe seines Genies sich zu den erhabensten Kenntnissen des menschlichen Geistes empor zu schwingen gewußt. Allein und sich selbst überlassen, hatte er die Mathematik und Meßkunst erlernt, und es gab fast nicht ein Problem in diesen Wissenschaften, dessen Lösung der bewundernswürdige Roubaud nicht errathen gehabt hätte. Mit Freuden hatte er sich zu Reise nach Peru entschlossen, um nautische Beobachtungen anzustellen, und bald hätte ich Gelegenheit, mir Glück zu wünschen, ihn bey mir zu haben.

Noch mehrere Reisende, die ich in der Folge zu erwähnen Anlaß haben werde, befanden sich am Bord des Syrius. Es wurde beschlossen, wenn die Mannschaft sich noch einige Tage ausgeruht, so wollten wir in See stechen, um uns nach der Insel Java, als dem bestimmten Sam-

melplatz zu begehen, wo, nach aller Wahrscheinlichkeit, mein Vater und meine Familie mich schon erwarten würden.

Wir alle harrten mit der lebhaftesten Ungeduld des Tages der Abfahrt. Endlich erschien er, und gleich den Morgen gingen wir mit einem frischen Nordwest-Wind, von Regen und Hagel begleitet, unter Segel; gegen eilf Uhr Vormittags hatten wir das Cap weit von uns, und grüßten die Rhede mit neun Stückschüssen. Um zwey Uhr Nachmittags waren wir so glücklich, schon außerhalb der Bay zu seyn. Wir fuhren Anfangs ein wenig nach Süden aufwärts, in Hoffnung, daß der Wind uns günstiger werden sollte.

Den Morgen darauf wehte der Wind noch immer mit Ungestüm aus Nordwest. Die folgenden Tage über befiel uns des Nachmittags und Abends, ein starker Sturm, mit so heftigen Donnerschlägen und fürchterlichen Blitzen, die beständig zwischen den Masten unsers Schiffs durchfuhren, daß wir jeden Augenblick fürchteten, sie möchten es anzünden. Dieser Orkan war mit großen Schloßen, Regen und starken Windstößen vergesellschaftet. Unterdessen litten wir keinen Schaden. Nur erblickten wir, als das Ungewitter am stärksten war, zwey heilige Feuer an den Spitzen der Bramstenge-Raaen, welche eine kleine, helle Flamme von sich gaben: bald darauf ließ das Ungewitter nach.

Schon einen Monath waren wir in See, als sich der Scharbock unter dem Schiffsvolk, und besonders unter den Matrosen, zeigte. Capitän Bramapan hielt dafür, wie er mir sagte, daß der Syrius keinen hinreichend langen Aufenthalt am Cap gemacht habe. Unterdessen ließ er

zwey Mahl in der Woche eine gute Suppe von frischem Hammelfleisch der Mannschaft reichen.

Das war aber nur der Anfang von unsern Widerwärtigkeiten; denn außer dem Scharbock äußerte sich auch noch auf unserm Schiffe ein bösartiges Fieber, das vorzüglich die Matrosen angriff, und woran viele starben. Erst klagten die Kranken einige Tage lang über Kopf- und Magen-Schmerzen, Uibelkeit und Ekel. Viele starben beym ersten Anfall vom Fieber, andere nach zwey oder drey Tagen. Noch ehe sie todt waren, gaben diese Unglücklichen einen starken Leichengeruch von sich, der so stark zunahm, daß man sie eine halbe Stunde nach ihrem Verscheiden, ins Meer werfen mußte. Sie waren dann über und über mit schwarzen und blauen Flecken, sonderlich um Hals und Brust bedeckt, was einen gänzlichen Uibergang des Körpers in die Fäulniß anzeigte. Bey einigen kamen sogar diese Flecken zum Vorschein, noch ehe sie den letzten Athem von sich gegeben hatten.

Die Verheerungen, welche diese Krankheit anrichtete, verursachte eine große Bestürzung unter dem Schiffsvolke; es bildete sich ein, die Pest sey am Brod des Schiffs, und es kostete den Capitän große Mühe, es vom Gegentheil zu überzeugen, sonderlich die Offiziere, welche nur mit dem äußersten Widerwillen seine Befehle im Besuchen der Kranken befolgten, um Acht zu haben, daß man es ihnen, in dem jämmerlichen Zustand, in welchem sie sich befanden, an nichts fehlen lasse.

Zum Glück für uns wurde das Wetter günstiger, und wir konnten die Lucken offen lassen, was dazu diente, die böse Luft, die im Schiff herrschte, wenigstens zum Theil zu reinigen. Auch wachte der Capitän darüber, daß das Lokal, wo

die Kranken waren, das heißt, der Raum zwischen dem ersten und zweyten Verdeck, vollkommen reinlich erhalten wurde, und daß man beständig frische Luft hineinließ, was bey Tage, nach dem Dühamelschen Verfahren, durch ein trichterförmig angebrachtes Segel, und bey Nachtzeit durch Ventilatoren geschah. Man bediente sich nie des Wassers, um das Kranken-Gemach zu reinigen, damit nicht die Luft durch die Nässe noch mehr verdorben würde, sondern man zündete täglich Weyrauch oder Wachholderbeere an, und warf Essig und Schießpulver auf glühende Stückkugeln. So besprengte man auch mit Essig die Hangmatten der Kranken, und sie mußten sich damit alle Morgen den Mund ausspülen, und die Hände waschen.

Ihre Kost bestand in einer dünnen Hammelfleisch-Suppe mit Limonensaft; den zweyten Tag gab man ihnen recht dicken Reiß, und den dritten erhielten sie Bier und Brod, zusammen gekocht, und ein wenig Wein. Ihr Frühstück war, Grütze und spanischer Wein. Die Genesenden speisten an einem besondern Tisch. Die ersten Tage gab man ihnen Grütze und Erbsen, ohne Fleisch und Speck, was ihr Magen nicht verdauen konnte, und geschah es, daß sie welches verstohlnetweise naschten, so wurden sie durch einen schleunigen Rückfall dafür gestraft.

Es waren gerade zwey Monathe und zehn Tage, nachdem wir das Kap verlassen hatten, als der wachhabende Matrose die Insel Java von ferne erblickte. Den andern Morgen und die folgende Tage wurden wir sie deutlicher gewahr. Die sehr hohen Gebirge dieser Insel, bis zur Spitze mit Gehölze bedeckt, gaben einen lachenden und anmuthigen Anblick.

Als wir uns der Insel näherten, kamen uns

eine Menge japanischer Barken mit Obst und Gemüse entgegen. Man schärfte dem Schiffsvolke ein, von diesem Obst mäßig zu essen, sonderlich von den Ananaßen, die zwar sehr ammuthig von Geschmack sind, aber oft Ruhren und gefährliche Durchfälle, hauptsächlich bey Scharbock-Kranken, veranlassen.

Endlich langten wir, nach einer Meer-Stille von einigen Tagen, auf der Rhede von Batavia an, und ließen den Anker fallen. Diese Rhede ist sehr geräumig, aber nicht tief, und hat einen schlammigten Grund. Die Tiefe nimmt sogar alle Jahre ab, da hingegen das Ufer zusehends wächst. Die große Anzahl kleiner Eylande, womit die Rhede angefüllt ist, schützt die Stadt vor Orkanen. Die Schiffe können, in geringer Entfernung von der Stadt ankern, und man fährt dann den Fluß in Barken hinauf. Ich begab mich den folgenden Tag mit dem Capitän nach dem Herrenlogement, einem großen und schönen Gasthof für die Fremden.

Wir hatten bey unserer Ankunft den Verdruß gehabt, weder das Schiff, der Bucentaur, auf welchem sich meine ganze Familie befinden sollte, noch den Pelikan auf der Rhede zu erblicken, der mit dem Syrius zu gleicher Zeit von Marseille ausgelaufen war. Doch auf die Bemerkung des Capitäns Bramapan überzeugten wir uns, daß dieser Verzug, so unangenehm er auch war, nichts ausserordentliches noch beunruhigendes hatte. Der Aufenthalt des Syrius am Kap, der einen Monath, ja deren zwey, dauern sollte, hatte nur eine Woche gewährt. Es war also wahrscheinlich, daß jene Schiffe nicht vermutheten, schon erwartet zu werden. Mit jedem Tag konnten sie zu Batavia eintreffen, und wir durften mit Zuversicht hoffen,

daß der Monath nicht verstreichen würde, ohne uns alle zu vereinigen.

Ich gestehe jedoch, daß dieses Harren mir wehe that, und mir mit jedem Tage lästiger wurde. Meine Gefährten riethen, unsern nothgedrungenen Aufenthalt zu Batavia zu benutzen, um Nachrichten von der Insel Java, ihren Bewohnern, und ihren Landesprodukten einzuziehen. Montval wünschte, einige Streifereyen in das Innere der Insel vorzunehmen, und naturhistorische Merkwürdigkeiten zu sammeln. Martin de la Bastide wollte einen Vulkan besuchen, der an 20 Stunden von Batavia gelegen ist. Kurz alle baten um Erlaubniß, von der Zeit, welche sie auf dieser merkwürdigen Insel zubringen mußten, einen ersprießlichen Gebrauch machen zu dürfen. Ich ertheilte ihnen diese Erlaubniß sehr gern, und suchte selbst mich und meine Grillen zu zerstreuen, indem ich, sowohl aus ihren Erzählungen, als aus meinen eigenen Beobachtungen, folgende Notizen sammelte.

Die große Insel Java ist südwärts vom Aequator, und unter einem Himmelsstrich gelegen, der bey den Alten für unbewohnbar wegen der zu großen Hitze galt, die nach ihrer Meinung, ihn so gänzlich unfruchtbar machte, daß kein lebendiges Geschöpf es daselbst aushalten könnte. Diese falsche Vorstellung rührte daher, weil sie keine Kenntniß von dem innern, zwischen beyden Wendekreisen gelegenen Afrika, hatten, und in gleicher Unwissenheit befanden sie sich auch in Absicht auf Indien und auf die große Halbinsel diesseits des Ganges. Aber wir wissen aus den Entdeckungen der neuern Seefahrer, daß die so nahe am Aequator gelegenen Länder, weit entfernt unfruchtbar und unbewohnbar zu seyn, vielmehr eine, in Rücksicht auf ihren Umfang, verhältniß-

mäßig eben so große Volksmenge ernähren können, als die besten Gegenden der gemäßigten Himmelsstriche, sobald sie den erforderlichen Anbau erhalten.

Uibrigens war die Voraussetzung der Alten, daß die Hitze in diesen Ländern äußerst groß seyn müsse, nichts weniger als ungegründet, weil daselbst zweymahl im Jahr die Sonne im Zenith steht, und folglich ihre Strahlen fast immer senkrecht fallen. Allein, die Hitze wird, zum Glück, durch die Land- und See-Winde gemildert, welche auf der Insel Java wechselsweise das ganze Jahr herrschen. Da auch die Sonne immer, bis auf einige Minuten auf und ab, um sechs Uhr auf- und untergeht, so erfrischen die langen Nächte dergestalt die Athmosphäre, daß sie, zwey Stunden vor Aufgang, mehr kühl als warm ist, sonderlich für Personen, die bereits einige Zeit in diesen Ländern gewohnt haben.

Die Eingebornen der Insel sind allgemein unter dem Nahmen der Javaner bekannt, sowohl die von Bantam, als die aus den andern Königreichen, ausgenommen die Insulaner von Madura, welche nach dieser letzten Insel benannt werden.

Die Javaner haben ein schwarzbraunes Gesicht, schwarze, nicht tiefliegende Augen, eine kurze Nase, die jedoch nicht zu sehr abgestumpft ist, schwarze, lange Haare, einen Mund von mittlerer Größe, und die obere Lippe ein wenig in Gestalt eines halben Monds aufgeworfen. Sie sind größtentheils von einer Statur, welche über die Mittelgröße geht, und durchgängig von einem angenehmen Aeußern. Ihren Verstandesfähigkeiten nach gleichen sie den meisten Völkern von Indien; das heißt, sie verrathen weder einen lebhaften Geist, noch viel Scharfblick; eben

so wenig scheinen sie einer anhaltenden Beschäftigung mit einer Sache fähig, und scheuen überhaupt Arbeit: Faullenzen und Wollust haben mehr Reiz für sie. Im Innern ihres Hauses leben die Javaner fast auf die Art der übrigen Nationen Indiens, und ein Gleiches gilt von mehreren andern Gebräuchen, als dem Grüßen, und dem Benehmen im Publikum.

Die Kleidung der Javaner ist äußerst einfach. Die Männer umwickeln ihre Haare mit einem Schnupftuch in Gestalt eines Turbans, und die Weibspersonen legen sie in einem Wulst auf dem Wirbel des Kopfs zusammen, und stecken sie mit einer langen Nadel fest. Da beyde Geschlechter große Stücke auf ihre Haare halten, die sehr lang und von einer blendenden Schwärze sind, so unterlassen sie nicht, solche täglich mit Kokosöhl zu salben. Die Tracht der Männer besteht aus einer langen, vorn mit einer großen Anzahl Knöpfe besetzten Weste; über die Weste ziehen sie den Kajin, der einem knappen Schlafrock gleicht, den sie um den Leib mit einem Gurt gürten. Bey den Reichen ist die Weste gewöhnlich von Brocat, und mit Gold oder Demanten gestickt. Beyde Geschlechter tragen Pantoffeln, mit abgestumpfter, und ein wenig aufgestülpter Spitze, allein nie tragen sie Strümpfe. Die Frauenzimmer haben um den Leib einen Rock, oder vielmehr eine Art Stoff, der bis zu den Füßen geht, und dem sie den schicklichsten Faltenwurf geben; der Ober-Leib ist mit einer Gattung kurzen Hemds bedeckt.

Man kann behaupten, daß die Javaner, im Allgemeinen den Putz und alles lieben, was zum Luxus gehört. Wenn die Reichen öffentlich erscheinen, so geschieht dieses immer unter dem Vortritt und im Gefolge einer zahlreichen Diener-

schaft, von welcher jedes etwas trägt, was zum Gebrauch des Herrn dient, als Tabackspfeife, Taback, eine Büchse mit Pinang, Spucknapf, Sonnenschirm u. s. w. Frauen von Stand lassen sich in Tragsesseln tragen, die oft reich verziert sind.

Die Waffen der Javaner besteht aus verschiedenen Arten. Der Kri gleicht einem Hirschfänger, und wird sowohl von Armen als Reichen geführt. Die, gewöhnlich achtzehn Zoll lange, Klinge, ist entweder gerade, oder geschlängelt, oft damascirt, und zuweilen vergiftet. Die Scheide ist immer von Holz, und entweder gemahlt, oder mit Gold oder Silber beschlagen. Der Griff ist von Holz, und von einer besondern Gestalt. Die Javaner führen den Kri an der rechten Seite, und weit hinterwärts; gemeine Leute tragen ihn gewöhnlich auf den Rücken, an einer Schnur oder Art Wehrgehänge befestigt. Nebst dem Kri bedienen sie sich auch noch eines 6 bis 8 Zoll langen Dolches, den sie in den Gurt stecken. Leute von der niedrigsten Klasse, und Bediente, zeichnen sich durch eine Waffe, in Form eines sehr kurzen, aber breiten, Hackemessers aus, womit sie sich gewöhnlich den Weg durch das dicke Strauchwerk bahnen, wovon die Javanischen Wälder angefüllt sind. Sie tragen dieß Hackemesser auf den Rücken, in einer hölzernen, an einem Riemen hängenden, Scheid.

Die Tänze der Javaner, denen wir mehrmahlen beyzuwohnen Gelegenheit hatten, bestehn in verschiedenen Bewegungen des Körpers, der Arme und Beine. An der Spitze der Gesellschaft, die sich diesem Vergnügen widmet, befindet sich immer eine reichgeschmückte Dame, welche den Tanz mit einer von den Mannspersonen eröffnet, und dann nach einander, mit den übrigen zu tanzen fortfährt. Am Ende des Balls gibt jede Manns-

person einige Stücken Geld der schönen Tänzerin, welche dieses Geld mit den Musikanten theilt.

Die musikalischen Instrumente der Javaner sind eine Art Geige mit zwey Saiten, eine Trommel, auf die sie von beyden Seiten mit den Fingern schlagen, und ein sonderbares Instrument, aus mehrern Stücken Holz von ungleicher Länge bestehend, die mit den Enden auf ein hohles Holz gesetzt werden; sie hämmern dann mit einem kleinen, hölzernen Schlägel darauf, und entlocken so ihm Töne. Ferner bedienen sie sich einer Art kupfernen Kessels, der hängt, und zweyer kupfernen Becken, die sie in der Hand halten, und nach dem Takt gegen einander schlagen. Wenn diese Instrumente von geschickten Personen gespielt werden, so macht es kein unangenehmes, und sogar ziemlich harmonisches, Ganzes, sonderlich wenn man diese Musik von weitem hört.

Die Javaner zeichnen sich nicht durch Geschlecht- oder Familien-Nahmen aus; jeder führt den Nahmen, der ihm eigen ist, und den man mit unsern Familien Nahmen vergleichen kann. Eben dieser Nahme wird häufig nach Umständen, gewechselt. Wird ein Javaner der Vater eines Sohns, so ändert er seinen Nahmen; heißt der Sohn Tjoso, so nimmt der Vater den Nahmen Baba Tjoso, „Vater des Tjoso„ an; hat er mehrere Söhne; so wird der Vater immer den Nahmen des jüngsten führen.

Obgleich die Insel Java nur einen Umfang von mittler Größe hat, so ist sie doch in verschiedene Königreiche und Fürstenthümer getheilt, deren Souveräne oder Oberhäupter mehr oder weniger von der holländischen ostindischen Gesellschaft abhängig sind. Bantam wird von einem Kaiser, Surikarta von einem König regiert, Djokjarkta von einem Sultan. Alle diese klei-

nen

nen Monarchen prunken überdieß, nach der Weise der Morgenländer, und nach Verhältniß ihrer Macht und Staatengröße, mit einer Menge pomphafter Titel.

Batavia, diese berühmte Stadt, deren Rhede gleichsam als der Stapel des indischen Handels angesehen werden kann, ist groß und schön, und würde ein herrlicher Aufenthalt seyn, wenn die Luft minder ungesund wäre. Der Ruf, und die Beobachtungen des Martin de la Bastide hatten uns schon vor dieser Ungesundheit gewarnt. Wir ergriffen alle mögliche Vorsichts-Maaßregeln, um keine schlimme Wirkung davon zu spüren.

Die Gassen sind zu Batavia nicht gepflastert, weil die, von der brennenden Sonne erhitzten Steine, die nackten Füsse der Sklaven und der Pferde versengen würden, die hier zu Lande nie beschlagen werden. Doch bemerkt man in den meisten großen Straßen eine Lage Steine, welche für die europäischen Fußgänger bestimmt sind. Die Kanäle, so die Gassen durchschneiden, sind an mehreren Stellen mit Batterien versehen, worauf Kanonen stehen, welche bey einem Auflauf die Kanäle und Gassen bestreichen können. Man hat sich zuweilen in der Nothwendigkeit gesehen, dieß Mittel gebrauchen zu müssen, um die Sklaven oder Javaner zu zwingen, in ihren Häusern zu bleiben, wenn ein Aufstand ausbrach.

Gegen das Innere der Insel hat Batavia eine sehr schöne und große Vorstadt, von Europäern, Sinesern und andern indischen Nationen bewohnt. Außerhalb dieser Vorstadt findet man eine große Anzahl Landhäuser und schöne Gärten, welche den reichsten Einwohnern der Stadt gehören. Es gibt sechs Kirchen zu Batavia, nähmlich zwey für die Reformirten, eine für die Por-

ungiesen, eine für die Lutheraner, die Spital-Kirche, und die Kirche der Citadelle.

Vor dem einen Thore steht die, auf Kosten eines protestantischen Predigers, Nahmens Moore, erbaute Sternwarte. Seit dem Tode dieses Gelehrten wird kein Gebrauch mehr davon gemacht. Die holländische ostindische Gesellschaft besitzt in der Stadt eine Buchdruckerey, die sehr gut unterhalten ist, und eine schöne Bibliothek, deren Katalog 1752 gedruckt wurde.

Die Bewohner dieser großen Stadt bestehn aus verschiedenen indischen Nationen, welche der Handel und merkantilische Speculationen vereinigt haben. Außer den Javanern, d. h. den Eingebornen der Insel Java, gibt es zu Batavia eine große Menge Sineser, welche, wie die Amsterdamer Juden, einen sehr ausgebreiteten Schacher und Handel, und viele Künste und Gewerbe treiben. Häufig halten sich auch Sineser noch auf dem umliegenden Lande und im Innern der Insel auf. Die zu Batavia niedergelassenen Europäer sprechen durchgängig holländisch. Die andern Nationen und die Sklaven bedienen sich des malayischen, welche Sprache in Ostindien am ausgebreitetsten ist; versteht ein Fremder diese Sprache, so wird er sich überall durchhelfen können; das Malayische ist in Indien, was das Französische in Europa ist.

Die Wohnungen der Javaner gleichen mehr Hütten als Häusern. Sie sind aus einem Gestechte von gespaltenen Bambusröhren gemacht, das man mit Thon überzieht; Cocos-Blätter bilden das Dach. Der Eingang ist niedrig, und sie haben weder Thüren noch Fenster. Das ganze Haus hat gemeiniglich nur ein Zimmer, wo durch einander Mann, Frau, Kinder, und zuweilen auch ihre Hühner wohnen, die sie in Menge halten.

Sie suchen sich für ihre Wohnstätten ein schattiges Plätzchen, und gibt es keins in der Gegend so pflanzen sie Bäume dahin. Die Wohlhabenderern suchen sich mehr Bequemlichkeiten zu verschaffen; allein, im Ganzen genommen, leben sie äusserst erbärmlich. Ihre Hauptnahrung besteht aus gekochtem Reiß und etwas Fisch, und Wasser ist ihr ganzes Getränke. Sie lieben sehr den Rack, wenn sie sich welchen verschaffen können. Sie kauen beständig Pinang oder Betel, und zuweilen auch eine gewisse Art Tabak, der auf der Insel Java wächst, und nach ihr benahmt wird. Sie rauchen diesen Tabak gleichfalls aus Pfeifen von Schilfrohr, und vermischen ihn dann oft mit Opium, um ihren Lebensgeistern mehr Schwungkraft zu geben, obgleich der anhaltende Gebrauch dieser Specerey mehr dient, sie abzuspannen. Ich habe welche von diesen Opium-Rauchern gesehen, die, unbeweglich wie Bildsäulen, mit starren aufgerissenen Augen da saßen, ohne ein einziges Wort vorbringen zu können. Sie haben weder Tische noch Stühle, und setzten sich auf Matten, die Beine kreuzweise untergeschlagen. Sie kennen auch den Gebrauch der Löffel, Gabeln und Messern nicht, deren Stelle bey ihnen die Finger vertreten. Eine von ihren Haupt-Vergnügungen ist, der Hahnen-Kampf. Sie erziehen zu dem Ende welche von diesen Thieren von der großen Art, und so arm sie auch sind, so verkaufen sie lieber Alles, was sie haben, als daß sie diese Kampf-Hähne weggeben sollten. Für die Erlaubniß dergleichen Hähne halten zu dürfen, bezahlen sie der Kompagnie eine Abgabe, die jährlich zu Batavia verpachtet wird, und unter den Einkünften des Königreichs Jackatra mit begriffen ist. Im Jahr 1770 trug dieser Pacht monathlich 420 Gulden ein; allein diese Art Steuer trifft nur die Ein-

wohner von Jackatra. Sie sind sehr geschickte Ballon-Spieler, den sie mit ungemeiner Fertigkeit und Gewandtheit wechselsweise mit Fuß, Knie und Ellbogen zu schlagen verstehn, und ihn so lange Zeit in Bewegung und in der Luft erhalten, ohne daß er die Erde berührt. Dieser Ballon, so dick wie ein Menschenkopf, ist von Schilfrohr gemacht, und inwendig hohl.

Der Mohammedismus ist die Religion dieser Insulaner: doch versichert man, es gebe im Innern des Landes, jenseits der Gebirge, noch einige alte Götzendiener. Die Mohammedaner haben zu Batavia Moskeen, unter welchen die von Schiribon die berühmteste ist. Sie hegen große Ehrfurcht vor den Gräbern ihrer Heiligen, und strafen diejenigen streng, welche sich auf denselben, oder nur in ihrer Nähe, eine Unreinlichkeit erlauben. Sie haben Aerzte von beyden Geschlechtern, welche durch die Kenntniß gewisser Kräuter, so die Insel erzeugt, die auffallendsten Kuren verrichten. Diese Aerzte, ob sie gleich nicht die geringste Kenntniß vom innern Bau des menschlichen Körpers haben, werden doch, selbst von den Holländern zu Batavia, mehr consulirt, als Aerzte, die in Europa studirten. Bey allen ihren Operationen unterlassen sie nie, den leidenden Theil stark mit zwey Fingern der rechten Hand zu reiben, die sie mit der linken Hand drücken, und von oben nach unten streichen, nachdem sie den kranken Theil mit einem gewissen pulverisirten, in Wasser oder Oehl geweichten, Holz gesalbt haben.

Die Bemerkungen, die wir über die Thiere auf Java anstellen konnten, waren von geringem Belang. Die Art Büffel, die man zu Batavia als Hausthier findet, weicht wesentlich von dem wilden, afrikanischen Büffel ab. Die Ja-

vanischen Büffel sind kleiner, als die vom Cap, und wälzen sich gern in Morast und Koth. Es ist zwar gelungen, sie zu zähmen, und vor Karrn zu spannen; allein sie haben immer etwas von ihrem wilden Charakter beybehalten. Das Fleisch dieser Büffel wird zu Batavia nicht geachtet, und sogar die Sklaven und Matrosen mögen es nicht essen.

Die Javaner nähren sich hauptsächlich von Geflügel, und von Fischen, woran das Meer und die Flüsse einen Uiberfluß haben.

Man hat die Schaaf-Zucht versucht; allein das zu heiße, hiesige Klima scheint der Fortpflanzung dieses nützlichen Thieres hinderlich zu seyn. Die Schaafe, welche zuweilen vom Cap nach Batavia gebracht werden, bleiben nicht lange am Leben, es wäre denn, daß man sie in das Innere der Insel, oder nach den blauen Bergen schickte. Die Waldungen der Insel dienen einer großen Anzahl wilder Schweine zum Aufenthalt, welche oft die Reiß- und Zuckerpflanzungen verwüsten. Als Mohammedaner tödten und essen die Javaner kein Schwein, sie vermehren sich also auf eine unglaubliche Art.

Die Krokodille, die ziemlich gemein auf Java sind, halten sich vorzüglich an den Mündungen großer Flüsse auf. Bey unsern Streifereyen ins Innere des Landes, erblickten wir sie oft auf Sandbänken schlafend, wenn unser Weg längs der Flüsse hin ging. Die Javaner, große Liebhaber vom Baden, vermeiden sorgsam die Stellen, wo Krokodille sich aufhalten. Sie haben eine eigene Manier, sie mittelst eines hölzernen Haken zu fangen, der an einem von Baumwollengarn lose geflochtenen Strick befestigt ist. Dieses klingt Anfangs sonderbar, wenn man bedenkt, daß das Krokodill mit seinen scharfen Zähnen den

stärksten Strick leicht entzwey beißt. Allein weil der Strick, dessen sich die Javaner bedienen, nur locker geflochten ist, so wickelt er sich zwischen die Zähne des Thieres, und das Krokodill, das den hölzernen, mit der Aetzung versehenen Haken geschluckt hat, ist gefangen, und wird von dem, der die Falle ihm gelegt hat, nun todtgeschlagen.

Die fliegende Eidechse, die sich, sonderlich in den heißen Stunden, und in großer Menge vor der Stadt zeigt, gleicht in der Luft unsern Fledermäusen. Viele Arten Heuschrecken, von einer Gattung, welche, nach Montvals Versicherung, den Nahmen Mantis führt, sind hier sehr häufig. Unter den Cigaden, oder Heimchen, zog sonderlich eins unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dieses kleine, in den Waldungen der Insel ziemlich gemeine Insect, gibt einen sehr starken Laut, fast wie einen Trompeten-Stoß von sich. Es hält sehr schwer, eins ausfindig zu machen. Seine Farbe, und dann seine Weise, sich dicht an Baumstämme oder große Aeste zu schmiegen, entzieht es fast immer dem Blick des Suchenden.

Die mancherley Arten von Getraide, die wir in Europa bauen, sind auf Java, so wie im übrigen Ostindien, unbekannt, wo das zu heiße Klima ihrer Cultur nachtheilig ist. Reiß ersetzt ihren Mangel zur Gnüge, und die Javaner bauen ihn mit großen Gewinn, sonderlich in den niedrigen Gegenden der Insel, wo die Felder häufigen Uiberschwemmungen ausgesetzt sind. Unterdessen ärndtet man auch welchen in einigen hochgelegenen Theilen der Insel, wo dieses Produkt, trotz des Mangels an Wasser sehr gut gedeiht. Ehe die Javaner den Reiß kannten, bauten sie zu demselben Gebrauch eine Art Hirse, deren Cultur sie seitdem aufgegeben haben. An einigen

Orten findet man auch noch Mais-Felder; aus welchem man jedoch weniger macht, als aus Reiß. Der Javanische Reiß wird im Handel nach dem Japanischen für den besten gehalten. Er ist von einer blendenden Weiße.

Der Reiß macht nicht allein die Haupt-Nahrung der Einwohner aus, sondern es wird auch noch eine große Menge zum Nack-Brennen verbraucht. Das Brennen im Großen von diesem Getränke ist an eine Gesellschaft Sineser verpachtet, welche zu dem Behuf außerhalb Batavia mehrere ansehnliche Brennereyen besitzt. Sie nehmen dazu, außer dem Reiß, den sie in Wasser gähren lassen, eine gewisse Quantität Zuckersyrup und Cocos-Milch. Man unterscheidet nach dem Grad der Stärke drey Gattungen von Nack. Die erste und schwächste wird vorzüglich von den Sinesen getrunken: sie trinken ihn warm aus Porcellanatassen, wenn sie sich an Festtagen etwas zu gut thun wollen.

Der Aufenthalt auf Java würde im Ganzen genommen sehr angenehm seyn, wäre nicht das Land, und sonderlich die Stadt Batavia so ungesund. Doctor Colonnel stellte mehrere Beobachtungen über diese Schädlichkeit der Luft an; er brachte sogar eine Abhandlung zu Papier, und händigte sie mir ein, um sie dem Statthalter mitzutheilen. Diesen, für die holländische Compagnie so wichtigen Gegenstand, und der es überhaupt für jeden Reisenden ist, worüber zu Batavia anzulegen genöthigt wird, hatte der Doctor aus folgendem Gesichtspuncte gefaßt.

Beobachtungen und Erfahrung, sagt er, haben jederzeit bewiesen, daß sumpfige und holzige Gegenden, sonderlich in heißen Himmelsstrichen, für die Gesundheit der Einwohner höchst schädlich und sogar tödtlich werden, und dieß nach

dem Verhältniß der größern oder geringern Nähe bey diesen stehenden Gewässern, oder bey den sie umgebenden Holzungen, welche die gefährlichen Dünste dieser Sümpfe abhalten, sich in die Luft zu erheben, und von den Winden zerstreut zu werden.

Alle diese Umstände finden mehr oder weniger bey Batavia und den umliegenden Gegenden der Küste statt. Wenn man aus der Stadt und längs dem Meer hingeht, muß man wenigstens eine starke Meile zurücklegen, ehe man einen festen Sand-Strand antrifft.

In dieser ganzen Strecke setzt das Meer seine Unreinigkeiten an, die bey der großen Hitze schnell in Fäulniß gehn, und die Luft mit giftigen Ausdünstungen verpesten. Dieß geschieht sonderlich zur Zeit des schlimmen West-Mousson's; weil dann die Küste einen größern Theil Schlamm zugeführt erhält. Dieser Schlamm wird bald mit Buschholz und anderen Sumpf-Gesträuchen bewachsen, wodurch der vom Meer angespülte Bodensatz Haltung gewinnt; und auf diese Art nehmen denn diese Schlamm-Ansätze und die giftigen Ausdünstungen unaufhörlich zu, und letztre verbreiten sich in der Stadt, wohin sie von den Nord-West-Winden geführet werden.

Es gibt in der Nähe noch mehr niedriges Land, vorzüglich westwärts von Batavia; es liegt zu entfernt von der See, als daß es von ihr überschwemmt werden könnte, allein es steht dessohngeachtet bey den starken Regengüssen, die um diese Zeit auf Java fallen, sehr oft unter Wasser, und bildet dann im Innern große Moräste, mit großen Bäumen bedeckt, deren Ausdünstungen die Luft vergiften.

Das sind aber nicht die einzigen Ursachen von Bataviens Ungesundheit; es gesellen sich noch

zwey andere dazu, durch welche sie den höchsten Grad erreicht: nehmlich erstlich, daß das Wasser in den Kanälen der Stadt so wenig circulirt, und zweytens, daß die Zahl der Einwohner sich so beträchtlich verringert hat. Die Schuld von ersterm liegt daran, daß der Fluß, welcher das meiste Wasser der Stadt zuführt, durch Anlegung des Kanals Slokhaan, sehr stark geschwächt worden ist, dem er in den Bergen einen Theil seines Wassers abgeben muß, das durch den Kanal neben der Stadt vorbey geleitet wird.

Die Entvölkerung der Stadt hingegen, rührt von der Abnahme ihres Handels her, der sonst so blühend war, daß es für die Menge der Einwohner nicht Häuser genug gab. Jetzt stehen die Häuser leer, welche damahls von reichen Kaufleuten bewohnt wurden, und aus ihren Magazinen hat man Ställe gemacht. Diese unbewohnten, und nicht einmahl gereinigten Häuser erzeugen eine mephitische Luft, welche sich den anstoßenden mittheilt, und so die ganze Athmosphäre anfleckt. Dadurch vermehrt sich dann die Sterblichkeit, wie dieß aus den, in dem untern Theil der Stadt, oder dem nördlichen Viertel, angestellten Beobachtungen erhellt, wo weit mehr Menschen sterben, als in dem obern Theil.

Das Schloß, welches jetzt für die ungesundeste Gegend der Stadt gehalten wird, war es vor einigen dreyßig Jahren gewiß eben so sehr. Aber damahls wurden die, für den Gouverneur und die Ober-Beamten bestimmten, Gebäude von ihnen bewohnt, statt daß sie jetzt leer stehn und einfallen, so daß die unglücklichen Unter-Beamten, die nicht reich genug, und aus Noth gezwungen sind, da zu wohnen, das Opfer der Ungesundheit werden, welche hier aus Mangel an Unterhaltung und Reinlichkeit herrscht. Die Solda-

ten, die zum Theil die Baracken bewohnen, und die Seeleute, die auf dem Werft einquartirt sind, befinden sich in demselben Fall. Ein grosser Theil der Einwohner ist sogar ganz aus der Stadt weggezogen und wohnt auf Landhäusern, und zwar so weit entfernt, als ihr Einkommen oder ihre täglichen Geschäfte nur immer erlauben. Ihre Häuser in der Stadt bleiben unterdessen ganz, oder doch wenigstens den grössten Theil des Jahres, unbewohnt. Dieses Verlassen nimmt alle Jahre Mehr zu, und es läßt sich vorhersehen, daß in Kurzem Batavia ganz entvölkert seyn werde. Auch sind die Häuser im Werth um drey Viertel gefallen, und dieß seit ohngefähr 30 Jahren.

Das sind die Haupt-Ursachen, welche den Aufenthalt zu Batavia so gefährlich machen. Allein man würde irren, wenn man ihnen allein die entsetzliche Sterblichkeit zuschreiben wollte, welche unter den Europäern in dieser Stadt herrscht. Es gibt noch andere Ursachen, die man in der physischen Beschaffenheit ihrer Athmosphäre nicht suchen muß. Eine der vornehmsten darunter ist, daß seit mehreren Jahren die Menschen, die man dahin schickt, nicht mehr die Gesundheit mitbringen, welche vor fünfzig Jahren die neuen Ankömmlinge hatten. Die seit 1740 Jahren immer steigende Theurung der Lebensmittel in Holland, drückte sonderlich auf den armen Theil des Volks, wie das überall der Fall war; letzterer sah sich dadurch gezwungen, seine Zuflucht zu schlechtern Nahrungsmitteln zu nehmen, was gewiß einen grossen Einfluß auf seine Gesundheit gehabt hat. Diese Leute aus den untersten Volksklassen (und andre treten selten in die Dienste der Kompagnie) besteigen das Schiff mit einem schon geschwächten und untergrabenen Körper, und die Mühselig-

kelten; welche das Loos der Seefahrer sind, der enge Kerker, in dem sie sich eingeschlossen befinden, und die Schwermuth, worin sie natürlich der Gram über den Abschied von ihren Freunden und ihrem Vaterlande stürzt, verschlimmern ihre Säfte vollends.

In diesem Zustand der Entkräftung langen sie zu Batavia an, was einer der ungesundesten Oerter auf der Welt ist; ihre Kost schränkt sich auf etwas Reiß und Salz-Fisch ein, wozu der Misbrauch des Obstes und der starken Getränke sich gesellt, und so ist es, so zu sagen, eine Unmöglichkeit, daß sie nicht allen diesen vereinten Ursachen schnell unterliegen sollten.

Allein nicht bloß die Soldaten füllten die Mortalitäs-Tabellen. Dasselbe hat auch, im Bezug auf die Seeleute, statt, auf welche jedoch nicht durchgängig Alles eben gesagte paßt. Denn diejenigen von ihnen, welche seit ihrer Kindheit in diesem Stande aufgewachsen sind, haben mehrentheils eine bessere Kost bekommen, und folglich auch ein gesunderes und robusteres Temperament erhalten. Da hingegen die, welche so zu sagen, nur Matrosen heißen, ohne je ein Schiff bestiegen zu haben, und welche die größte Zahl ausmachen, auf demselben Fuß betrachtet werden müssen, wie die Soldaten.

Personen, die nie in Ländern gewesen sind, welche unter dem heißen Erdgürtel liegen, und die treuherzig den lügnerischen Beschreibungen einiger Reisenden Glauben beymessen, stehn in der Ueberzeugung, die unmäßige Hitze mache den Aufenthalt zu Batavia so ungesund. Allein die Gesundheit, deren man in mehreren Ländern genießt, wo gleiche drückende Hitze waltet, beweiset zur Gnüge das Gegentheil. Zu Surate, zum Beyspiel, und zu Bengalen, wel-

che für die gesundesten Landstriche Indiens gelten, ist zuweilen die Hitze stärker, als auf Java. Noch mehr, zu Batavia wird die Hitze durch die regelmäßig wehenden Land- und See-Winde gemäßigt, wovon die letztern um eilf Uhr des Morgens, und die erstern um zwey Uhr des Nachmittags bis fünf Uhr des Abends sich erheben, da sie am stärksten sind; dann treten um 8 oder 9 Uhr des Abends die Seewinde an ihre Stelle, und halten bis früh 7 oder 8 Uhr an. Allein die Windstillen, welche in der Zwischenzeit, wo diese Winde sich ablösen, statt finden, sind nichts weniger, als wohlthätig. Die Art Stockung oder Stillstand, die dann in der Luft, sonderlich des Abends herrscht, bevor sich der Landwind erhebt, unterdessen die, von der Tageshitze in die Athmosphäre emporgezogene Dünste, in der niedern Region schwebend bleiben, gewährt eine äußerst schädliche Respiration. Deswegen ist auch die Abendluft der Gesundheit so nachtheilig. Und doch haben viele Einwohner die Gewohnheit, sich dann vor ihre Hausthüren zu setzen, weil es in den Häusern dann ungleich heißer ist, als auf der Gasse.

Dieß sind die wahrscheinlichen Ursachen von Bataviens Ungesundheit. Die holländische Regierung sollte darauf denken, ihnen abzuhelfen: es ist das einzige Mittel, den Ruin dieser, für ihren Handel so wichtigen Niederlassung abzuwenden.

Der Gouverneur von Batavia nahm den Aufsatz des Doctor Codonel sehr gut auf, und dankte ihm auf das verbindlichste dafür; zu gleicher Zeit merkte er aber an, daß außer den angeführten Ursachen von der Ungesundheit der Stadt, es deren noch mehrere gebe, die

man noch nicht entdeckt habe, und von denen man sich keinen Grund angeben könne.

Das alles mußte uns fürchten machen, wir möchten bey einem verlängerten Aufenthalt zu Batavia, selbst Ofer dieser Art Pest werden, welche, vorzugsweise, die Fremden wegzuraffen pflegt.

Um dieser Gefahr zu entgehn, nahmen wir die Einladung einiger europäischen Kaufleute an, die uns vorschlugen, mit ihnen am Hof eines Fürsten der Insel, einem Kampf wilder Thiere beyzuwohnen, wobey sich eine Menge Zuschauer einfinden würden.

Dergleichen Kämpfe gehören unter die Haupt-Vergnügungen der javanischen Fürsten. Auf uns machten sie einen Eindruck des Entsetzens, der sich schwer schildern läßt.

Wenn man einen Tyger sich mit einem wilden Büffel messen lassen will, so schaft man die beyden Thiere in großen Käfigen auf eine zum Kampfplatz erkohrne Ebene. Diese Ebene wird rings herum mit einer vierfachen Reihe, von mit Picken bewaffneter Javaner eingeschlossen, um den Thieren die Flucht abzuschneiden, was nie geschieht, ohne daß nicht einige von diesen unglücklichen Soldaten, das Opfer dieser wilden Bestien werden.

Ist alles in Bereitschaft, so öffnet man von oben den Käfig des Büffels, und reibt seinen Rücken mit gewissen Blättern, welche die sonderbare Eigenschaft haben, sobald man sie nur berührt, die unerträglichsten Schmerzen zu verursachen: auch hat man ihnen den Nahmen Büffel-Blätter beygelegt. Ist durch diesen brennenden Schmerz das Thier recht wüthend geworden, so öffnet man die Thüre des Käfigs, aus welchem es sogleich mit fürchterlichem Gebrülle stürzt.

In demselben Augenblick wird auch der Käfig des Tygers aufgemacht, und Feuer hineingeworfen, um ihn heraus zu treiben, welches er gewöhnlich rücklings thut. Sobald er den Büffel gewahr wird, springt er auf ihn zu, und dieser erwartet ihn, mit auf die Erde gelegten Hörnern, um ihn zu empfangen, und in die Luft zu schleudern. Gelingt ihm dieß, so verliert oft der Tyger die Lust, einen neuen Versuch zu wagen, wenn er wieder auf den Beinen steht. Ist er aber geschickt genug, um dieser List des Büffels auszuweichen, so packt er ihn am Halse, oder an einem andern Theil des Leibes, und reißt ihm ganze Stücken Fleisch aus. Gewöhnlich bleibt jedoch der Büffel Meister vom Schlachtfelde.

Die Javaner, denen das gefährliche Amt übertragen ist, diese Thiere aus ihren Käfigen zu lassen, dürfen, wenn sie diese Obliegenheit erfüllten, nicht eher vom Platz weichen, bis sie, zu wiederholtenmahlen, den Fürsten gegrüßt haben, der ihnen dann winkt, sich zu entfernen, und ihre Stellen in den Reihen der andern Javaner einzunehmen, was sie aber niemahls laufend, sondern in langsamen Schritt thun müssen.

Diese Fürsten lassen auch zuweilen Tyger mit Missethätern kämpfen, die des Todes schuldig sind. Man reibt zuerst den Leib dieser Unglücklichen, über und über, mit Borry, oder Curcuma, Gelbwurz; man bekleidet sie dann mit einem kleinen, gelben Kamisol, und bewaffnet sie mit einem Kri, worauf sie zum Kampfplatz gebracht werden.

Der Tyger, den man hat lange fasten lassen, fällt wüthend den Javaner an, und reißt ihn gewöhnlich mit den ersten Tatzen-Schlag zu Boden; doch sollte dieser so glücklich seyn, um dem Thier zuvorzukommen, und es zu verwun-

den, so befiehlt ihm der Fürst, den Tyger anzugreifen, und da diesen seine Wunden noch schrecklicher gemacht haben, so wird der Javaner fast immer seine Beute. Doch sollte es ihm auch gelingen, so muß er demohngeachtet, auf des Fürsten Befehl, den Tod erleiden.

Nach einigen Tagen Aufenthalt an dem Hof des Fürsten, wohin uns diese Thier-Kämpfe gelockt hatten, kehrten wir nach Batavia zurück, und konnten nicht anders, als die gefällige Aufnahme rühmen, die wir bey den Herren vom Kaufmanns-Stande fanden.

Die Einwohner von Batavia unterscheiden sich von den in andern Welttheilen ansäßigen Holländern, durch eine beyspiellose Gastfreyheit. Ein Fremder, der nach Batavia kommt, braucht wegen seines Tisches nicht in Verlegenheit zu seyn. Die Personen, welche Stellen bekleiden, und die Reichen, geben gewöhnlich zweymahl in der Woche offene Tafel, wobey außer den Gebetenen, auch noch die Fremden Zutritt haben, die man mitbringen will. Hat ein Fremder nur irgend eine Adresse an ein angesehenes Haus, so ist der Aufenthalt zu Batavia nicht kostbar für ihn. Er braucht sich nur ein kleines Logis zu miethen, und einen Sklaven zu seiner Bedienung zu kaufen; das ist ohngefähr der ganze Aufwand, den er während seines Hierseyns zu machen hat. Die Gastfreyheit der Einwohner übernimmt das Uibrige.

Die Mannigfaltigkeit von Nationen, die man auf den Gassen von Batavia antrifft, und die eine große Handels-Thätigkeit verräth, ist für einen Fremden äußerst unterhaltend. Die Sineser sind die Juden dieses Landes: sie treiben alle Arten von Gewerbe, und einige ausschließlich. Ich habe sie einen Theil der Wund-

arzneykunst üben sehn, der in Europa gänzlich unbekannt ist; ich meine die Kunst die Ohren zu säubern, und mit kleinen Instrumenten und der größten Geschicklichkeit, die Unreinigkeiten herauszuziehen, die sich darin anhäufen. Auch haben die Sineser die Mauth der Stadt gepachtet; große Ballen werden von ihnen auf eine sehr glimpfliche Art visitirt, und kleine Packete darin nie geöffnet.

Die Anzahl der Sklaven von den verschiedenen indischen Nationen, die man in den Häusern zu Batavia antrifft, übersteigt allen Glauben. Eitelkeit und das Klima tragen dazu bey; denn für dieselbe Arbeit, die in andern Theilen Indiens einen einzigen Sklaven erfordert, braucht man zu Batavia deren zwey oder drey. Die Prachtsucht heischt überdieß einen gewissen Prunk des Luxus, von welchem die Einwohner von Batavia große Liebhaber sind.

Unter diesen Sklaven findet man nie welche aus der Insel Java selbst. Die Javaner werden als ein freyes Volk angesehn, und gehorchen nur Obern von ihrer Nation. Sie sind Mohammedaner. Ihre Sprache weicht von der Malayischen ab. Die Malayische Sprache dünkt uns eine Mundart der Arabischen. Um sie zu schreiben, bedient man sich arabischer Schriftzüge. Die Bibel ist zum Theil in diese Sprache übersetzt. Auch hat man einige Gebetbücher, Grammatiken und kurzgefaßte Wörterbücher von dieser Sprache. Sie ist sehr einfach, leicht zu lernen, und sehr wohlklingend.

Der General-Gouverneur von Batavia genießt hier aller Rechte eines Monarchen, und erscheint nie anders, als mit der größten Pracht im Publikum. Wenn er in seiner Staats-Karesse ausfährt, reiten seine Stallmeister, zwölf Gar-

disten

disten und zwey Trompeter voraus, ein weißer und vier schwarze Läufer machen ebenfalls den Vortrab, und an jedem Kutschenschlag befindet sich ein Officier zu Pferd. Zuweilen läßt sich der Gouverneur von 30 oder 60 Reitern begleiten, die ein Kornet oder Unterofficier anführt.

Jedermann, der ihm begegnet, muß ihm die größte Ehrerbietung bezeigen. Die Fußgängern bleiben stehen, und die in Wagen Fahrenden sind gezwungen, auszusteigen. Nur die Rathsherrn sind von dieser Etikette ausgenommen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Rolando wird mit einigen seiner Gefährten zu einem Naturforscher zu Gaste gebethen, der in der Nachbarschaft von Batavia wohnt — wie sie empfangen werden — Beschreibung des Orang-Utang, eine Affen-Art der Insel Borneo — Der Naturforscher läßt sich, bey Gelegenheit einiger Gerichte des Gastmahls, in weitläuftige Erörterungen ein — Ankunft des Schiffs, der Pelican zu Batavia — Rückkehr Rolando's nach dieser Stadt — episodisches Gemählde von Bengalen.

Schon zwey Monathe erwarteten wir zu Batavia die Ankunft des Pelicans und des Bucentaur's. In meiner Besorgniß über das Schicksal von dem, was mir das liebste auf der Welt war, machte ich mir tausend traurige Vorstellungen. Das hohe Alter meines Vaters, Donna Maria's schwache Gesundheit, die zahllosen Gefahren einer langen Fahrt, Alles erschreck-

te meine Einbildungskraft, Alles trug bey, meine Ruhe zu stören.

Meine Gefährten bothen Alles auf, meine Grillen zu vertreiben, und meine Niedergeschlagenheit zu zerstreuen. Montval hatte bey seinen Streifereyen die Bekanntschaft eines holländischen Naturforschers gemacht, der ihm viele Freundschaft erzeigte, und sich sogar von ihm hatte versprechen lassen, ihn mit einigen von uns wieder zu besuchen, und zu Mittag bey ihm zu speisen. In der Uiberzeugung, daß die Unterhaltung mit einem Gelehrten, und die Besichtigung seines Kabinets, mir einige Zerstreuung gewähren könnten, drang Montval in mich, von der Zahl der Gäste zu seyn. Er lag mir so dringend an, daß es mir ohnmöglich war, es auszuschlagen. Es wurde daher ausgemacht, daß diese Parthie morgen statt haben sollte.

Sobald meine Gefährten erfuhren, daß ich Montvals Einladung angenommen hätte, so stritten sie sich darum, wer an der Parthie Theil nehmen sollte. Unter denen, welche sich am eifrigsten um diesen Vorzug bewarben, war, wie man leicht denken kann, der alte Signier, der von Montval erfahren hatte, daß der Schmauß glänzend seyn werde. Wir machten uns, am folgenden Tage, noch vor Aufgang der Sonne, auf den Weg, um die große Hitze zu vermeiden. Eine angenehme Kühle schien uns die Reise zu verkürzen, doch so, wie die Sonne am Himmel stand, fingen wir an, Ermüdung zu spüren, und es regte sich lebhaft in uns der Wunsch, die Wohnung des Naturforschers bald zu erreichen.

Montval hatte uns versichert, sie liege keine zwey Stunden von Batavia entfernt, und in der gewissen Hoffnung, noch zur Frühstücks-Zeit einzutreffen, hatten wir gar keine Erfrischun-

gen mitgenommen. Allein Montval hatte sich selbst betrogen, und uns in Irrthum geführt. Er hatte den Weg unterm Botanisiren zurückgelegt, und so hatte ihm die Zeit kurz geschienen. Überhaupt war ihm durch seine vielen scientivischen Wanderungen das Reisen zu Fuß so zur Gewohnheit geworden, daß die Länge einer Entfernung ihm gar nicht auffiel, und das Ersteigen eines Bergs ihm nur ein Spaß dünkte.

Der alte Signier hingegen zählte gewissermaßen jeden Schritt, und ertrug höchst ungern die Strapatze und die Langeweile eines längern Marsches. Er beklagte sich bitterlich, daß Montval ihn mit seinen Vorspiegelungen betrogen habe, und um nicht beschuldigt zu werden, daß er nur an sich denke, vielleicht auch um desto freyer reden zu können, affektirte er überlaut zu sagen, es sey ein recht heimtückischer Streich; ich müßte von Ermattung, von Hunger und Durst ganz aufgerieben seyn; Montval verdiene meinen ganzen Zorn; und er begriffe nicht, wie ich es ihm verzeihen könne.

Indem der alte Signier so sprach, zog er die Uhr heraus, und erlangte mit jedem Schritt neue Beweise, daß das Gut des Naturforschers viel weiter von Batavia entfernt sey, als Montval angegeben hatte. Die Frühstücksstunde war schon lange vorüber, der Hunger stellte sich bey mir ein; doch, gefaßter, als der alte Signier, suchte ich mich zu zerstreuen, und mich vom Gefühl dieses Bedürfnisses abzuziehen; ich erreichte auch meinen Zweck mit einem Glück, das mich selber Wunder nahm.

Wahr ist es, es würde schwer halten, gräßlichere Wege anzutreffen, als die, so wir jetzt durchwandelten. Eben so unmöglich läßt sich eine Vorstellung von der Hitze machen, die wir auf unserm

Marsch auszustehen hatten. Die Anhöhen, die wir erstiegen, die wilden Gräben, die wir durchwaden, der glühende Sand, den unsere Füsse betreten mußten, alles vermehrte unsere Mühseligkeiten und Ermattung. Wir glaubten sogar endlich, und es dünkte uns selbst wahrscheinlich, Montval habe den Weg vergessen, wir hatten uns verirrt, und dieser Tag, der ein Tag der Freude seyn sollte, würde sich für uns in einen Tag des Mißgeschicks und Unglücks verwandeln.

Wir begegneten endlich in einem Thal einem Javaner, der uns beruhigte, und uns berichtete, die Plantage des Naturforschers sey nur noch eine Stunde südlich entfernt. Wir waren nun zu weit vorwärts, um wieder umzukehren; wir beschlossen also, unsere Wanderung fortzusetzen, und ob wir gleich für Hunger bald umkamen, so eilten wir doch auf dem Wege fort, den der Javaner uns gezeigt hatte. Der alte Signier, den der Hunger baß plagte, ließ uns voraus, und blieb einige Augenblicke länger bey dem Javaner zurück. Seine Absicht war, ihm einige von den Früchten abzuhandeln, die sich nach seiner Voraussetzung in dem Korbe befanden, den der Javaner am Arm trug. Dieser Korb hatte ihm gleich in die Augen gestochen. Er hatte so viel Gegenwart des Geistes, sich nichts von seinem Vorhaben gegen uns merken zu lassen. Allein so bald er allein war, verhehlte er es nicht länger, und gab durch die ausdruckvollsten Gebehrden dem Javaner seinen lebhaften Wunsch zu erkennen, im Korbe nachsehen zu dürfen. Dieser ließ ihn hineingreifen. Aber man stelle sich das Entsetzen von Signier vor, als er nichts als Schlangen von allen Farben darin fand! Er stieß ein fürchterliches Geschrey aus, rannte fort und erzählte uns seinen Unstern. Wir waren neugie-

tig, uns von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, und uns über die Art und Weise zu belehren, wie es die Schlangen-Beschwörer anzufangen pflegen, um diese Thiere zu entdecken, und zahm zu machen.

Wir kehrten also zum Javaner zurück, der uns auf die gefälligste Art alle Erläuterung gab, die wir wünschten. „Ich verdiene mir, sagte er, „meinen Lebens-Unterhalt damit, daß ich dem „Volke Schlangen zeige, und tanzen lasse. Ich „suche sie in den Wäldern zusammen, und mache „sie leicht ausfindig. Wenn ich muthmaße, daß „wo eine Schlange seyn müsse, so krieche ich auf „Händen und Füssen auf der Erde. Auf diese Art „durchsuche ich alle Winkel und Löcher der Felsen, um das Thier auszuwittern, daß ich bloß „am Geruch entdecke. Habe ich den Ort gefunden, wo die Schlange steckt, so setze ich mich „auf den Boden, und blase auf einer Art von „beinernem Flageolet, bis das Thier zum Vorschein kommt, und zischend auf mich zuschießt. „Dann lasse ich das Flageolet fallen, packe das „Thier mit beyden Händen, und schmeiße es mit „dem Kopf gegen den Boden; manchmahl tödte „ich es beym ersten Schlag, ohne von ihm gebissen zu werden. Manchmahl nehme ich diesem „Gewürme den Gift, indem ich mit einem Kügelchen von Baumwolle ihn aus den kleinen Bläschen türsche, die zwischen den Zähnen sitzen. Dann „verwahre ich die Schlangen in geflochtenen Körben, um sie vor den Neugierigen tanzen zu lassen." — Wir äußerten unser Verlangen, sie tanzen zu sehn, und sogleich setzte sich der Javaner in Bereitschaft, unsern Wunsch zu befriedigen. Er nahm aus seinem Korbe zwey Schlangen, von der Gattung, die man Brillenschlange nennt, und warf sie auf die Erde. Sogleich

hoben sie sich mit halbem Leibe empor, und schossen ziſchend auf einander los. Der Javaner hetzte sie noch mehr an, und ihre Wuth schien dann zuzunehmen. Zuweilen schossen sie auch auf uns los; dann aber faßte sie der Javaner schnell beym Schwanz, und zog sie zurück. Ein ander Mahl hetzte er sie gegen sich selbst, und ließ sich von ihnen in die Brust, in die Hände, und in die Stirne beißen, bis das Blut darnach lief. Als er dieß Spiel eine Zeitlang getrieben hatte, nahm er eine große Schlange von 12 bis 13 Fuß Länge, und mit sehr schönen grünen und gelben Farben gesprenkelt, und ließ sich gleichfalls von ihr in die Brust beißen, so daß die Schlange daran hängen blieb, ohne daß ihm dieses im mindesten zu schaden schien. Dann steckte er den Kopf einer kleinern Schlange sich in den Mund; sie biß sogleich in seine Zunge, und umschlang mit ihrem Schwanz seinen Hals und seine Arme. Das schien ihm gleichfalls nicht zu schaden, ausgenommen daß ihm das Blut vom Gesicht und von der Brust rieselte.

Dergleichen Schlangen-Beschwörer sterben zwar nie von solchen Bissen, weil sie sorgfältig den Schlangen täglich das Gift nehmen, allein ihr Leib ist voller Grind und Blattern.

Wir verließen nun den Javaner, und gingen, so schnell, als unsere Kräfte es erlaubten, auf dem Wege fort, der uns zu dem Gut des Naturforschers führen sollte. Nach vielen Beschwerden und Strapatzen entdeckten wir es endlich, und wünschten uns allen Glück dazu. Dieser Landsitz gewährte den lachendsten und liebenswürdigsten Anblick. Ein einfaches, aber geräumiges Haus, von dickbelaubten Bäumen beschattet, von Wiesen und Gärten umringt, machte den lieblichsten Kontrast mit der Dürre und der traurigen Ein-

förmigkeit der Gegend umher. Unsere Blicke ruhten mit Vergnügen auf diesem Grün, dem die Einsicht des Naturforschers die größte Mannigfaltigkeit zu geben gewußt hatte, indem er um seine Wohnung die seltensten Gewächse, nicht bloß von Java, sondern vom ganzen indischen Archipel vereinigte. Wir vernahmen im dichten Laubgewölbe dieser Bäume den Gesang vieler Vögel, und das Geschrey von andern. Wir erblickten, als wir uns dem Hause näherten, verschiedene merkwürdige Thiere, die entweder auf den Wiesen eingepferchet, oder in eigends dazu verfertigten Käfigen eingesperrt waren. Einige zahme Affen von sanftmüthiger Gemüthsart, waren am Fuß der Bäume angelegt. Ihre Fangleinen waren so lang, daß sie bis zu den höchsten Aesten klettern und springen konnten; allein weiter erstreckte sich ihre Freyheit nicht. Der Naturforscher hatte ihr klüglich Grenzen gesetzt, um nicht seine Blumen, und sonderlich sein Obst zu gefährden. Das Gebelle der Hunde, das Schreyen der Affen, und das mißtönende Kreischen und mit den Flügeln Schlagen des Federviehes im Hof, gaben gleichsam das Zeichen von unserer Ankunft. Wir erwarteten, daß uns der Naturforscher angelegentlichst entgegen kommen würde. Montval war vorausgelaufen, um uns anzumelden: allein bald sahen wir ihn eiligst zurückkommen, und hörten ihn schon von weitem im Ton der Begeisterung uns entgegenrufen: „Eilen Sie! kommen „Sie herauf! Herr Boufflar erwartet Sie „mitten in seinem Museum! dort will er Sie empfangen! So eben hat er aus Borneo den „wahren Orang-Utang, den Simia satyrus „des Linnäus, lebendig erhalten. Wir konnten „nicht gelegener kommen!"

„Sagen Sie lieber, nicht ungelegener!" ent-

gegnete der alte Sigaker; „Sie werden sehen, „daß man über dem unglücklichen Orang-Utang „das Banket vergessen haben wird, und daß wir „erst eine ewige Dissertation werden aushalten „müssen, ehe wir uns zu Tische setzen können."

Seine Bemerkung war ziemlich richtig; allein es gab kein Mittel, weder des Besuchs des Museums, noch des Besuchs der Menagerie überhoben zu seyn. Wir mußten dem Montval folgen, und ohne ein Wort zu sagen, unsere Zuflucht zu der List nehmen, deren sich, nach Le Vaillants Erzählung, die Hottentotten bedienen, um den Hunger zu betäuben, indem sie sich den Bauch mit einem Riemen schnüren. Unsere Schnupftücher mußten dessen Stelle vertreten.

„Ihr fremden Herren Gelehrten!" redet uns Boufflar beym Eintritt an, „mein Museum „muß sich in diesem Augenblick glücklich preißen, „in seinem Schooße Männer zu besitzen, welche „sich den zahllosen Gefährlichkeiten einer langen „Seefahrt Preiß gegeben haben, und großmüthig „entschlossen sind, dem Eise der Pole, und dem „Gluth-Himmel des heißen Erdgürtels zu trotzen, „um an Ort und Stelle die mannigfache Lebens- „und Handlungs-Weise der vierfüßigen Thiere „zu studiren; um die mächtigen Kolossen der Er- „de, jene mit grünenden Lianen umwundenen Bäu- „me zu beobachten, die nirgends schöner sind, „als in ihrem heimischen Boden, und um bis in „seinen Schlupfwinkeln, das monströse Geschlecht „der Wallfische aufzusuchen, den Bewohner der „schäumenden Wasser-Schlünde!"

Hier machte der Orang-Utang einen Satz, und hätte bald einen Pokal zerbrochen. Boufflar hatte den Schmerz, sich mitten im Fluß seiner Rede unterbrochen zu sehn, und weil

er einmahl aus dem Concept gekommen war, so that er lieber ganz darauf Verzicht.

„Meine Herrn!“ fing er nun an, „dieser Orang-Utang, den Sie das Glück haben, zu sehn, ist mir aus seiner Heimath selbst, aus Borneo, zugeschickt worden; ich sage aus seiner Heimath, denn es wird Ihnen bekannt seyn, daß diese langarmige und kletternde Affen-Art, nur in den Gebirgen auf den Sunda-Inseln wohnt, wo er, schwermüthig und ruhig, auf den Bäumen und in wilden, einsamen Gegenden sich aufhält. Zuweilen, doch nie anhaltend, geht er aufrecht; er ist behend im Lauf; er vertheidigt sich mit Steinen und Knitteln; er hat wenig Bart, und einen Gesichts-Winkel von 65 Grad; die Haare sind kurz, gerade, und braun; die Arme sehr lang; die Daumen klein; an den Füssen ist das Fersenbein erhaben, was anzeigt . . . .“

Hier trat ein Negersclave ins Museum, und fragte an, ob das Essen aufgetragen werden sollte? Der alte Signier hatte die Augen unverwandt auf den Naturforscher geheftet; und harrte mit einer geheimen Ungeduld, welche Antwort er dem Neger geben würde. Zum Glück für uns war sie bejahend.

„Meine Herren!“ fuhr Bouffar fort, indem er wieder das Wort an uns richtete, „bis Sie das kleine Mahl mit mir theilen, wo ich mich bemüht habe, für Sie alles zusammen zu bringen, was Java Seltenes an Nahrungsmitteln aus den zwey großen Reichen, dem organisirten und unorganisirten, liefert, bitte ich Sie, einen Augenblick mit mir diese Gallerien zu durchlaufen, die meine Glückseligkeit sind, und wo ich versuchte, im Kleinen der Natur einen Tempel zu bauen. Hier die vierfüssigen Thiere, mit mehr oder minder warmen, mehr oder minder leich-

ten Pelzen bekleidet, die furchtbare Classe Mammalia Ferae, welche die Echos der düsteren Einöden durch ihr Gebrülle ängstigen, und deren Jungen, die ganz gebildet auf die Welt kommen, von Mutterbrüsten gesäugt werden; dort die reichen Vögel-Kolonien, mit schimmernden Farben geschmückt, deren verliebte Gesänge die Einsamkeit der Frühlings-Gebüsche erheitern, und die allein unter den Eyerlegenden Thieren sorgfältig ihre Eyer ausbrüten; hier das häßliche, kriechende Gewürme, schwellend von tödtlichen Giften, aber oft mit Schuppen prangend, die von den lebhaftesten Farben funkeln; dort das Fisch-Geschlecht, eine Art stummer und gefräßiger Vögel der Fluthen, schuppige und tobende Ungeheuer des Oceans, oder schüchterne Bewohner der Bäche, die zwischen ihren Kienen, die vom Wasser aufgelösete Luft scheiden, und mit Hülfe ihrer biegsamen Floßfedern lange Strecken durchstreifen; weiterhin die Mollusca, einige nackend, andere mit glänzenden Gehäusen bedeckt, einschalig und schneckenförmig gewunden, oder aus zwey oder mehreren symmetrischen, sich mehr oder minder gleichen Schalen zusammengesetzt; nach ihnen das Volk der weichschaligen Geschlechter, mit einer Testa oder Schale geharnischt, die in jedem Jahr erneuert wird; dann die zahllosen Insecten, deren Organisirung und Verwandlungen ....“

Hier wurde gemeldet, daß aufgetragen sey, und daß wir uns zu Tische setzen könnten. Ein unwillkührliches Gemurmel des Beyfalls verrieth die Freude, welche wir alle über diese Nachricht empfanden. Der Naturforscher verschob auf einen andern Augenblick die Ausframung seiner Gelehrsamkeit, und führte uns in den Speisesaal.

Der glänzende Anblick der reichbesetzten Tafel, söhnte sogleich den alten Signier mit dem

Naturforscher aus. „Meine Herrn! sagte er, bey den Gastereyen, die ich gebe, pflege ich es immer so zu halten, daß alle Gerichte zugleich aufgesetzt werden, und wer ein Liebhaber der Natur ist, wer gern das Vergnügen der Belehrung mit den Freuden des Gaumens paart, muß diesen Ausweg als den einzigen ergreifen, welcher die Gäste in den Stand setzt, gleich mit dem Anfang des Bankets sich alle die Profanen vom Hals zu schaffen, vor denen man erröthen würde, Naturgeschichtliche Materien abzuhandeln, ich meine das ganze unwissende und lästige Bedienten-Pack, das zu nichts taugt, als die interessantesten Erörterungen zu unterbrechen, und deren beständiges Herein- und Hinauslaufen . . . ."

Der Naturforscher hatte noch nicht ausgeredet, als alle seine Leute schon aus dem Saal verschwunden waren. Wir nahmen Platz, und unser Wirth, voll Wohlgefallen über die Aeußerungen unserer Freude, ließ uns seine Zufriedenheit auf seinem Gesichte lesen. „Meine Herrn, hub er an, jetzt wo die Uiberlästigen und Profanen sich entfernt haben, wollen wir ein Mahl genießen, dessen Andenken, wie ich mir schmeichle, bey Ihnen, als Dilettanten der Naturgeschichte, unvergeßlich bleiben soll. Um Sie über die auserlesene Güte der Gerichte, die ich Ihnen vorsetze, nicht in Unwissenheit zu lassen, belehre ich Sie zuvörderst, daß dieses Geflügel, welches auf meinen Befehl, und zu Ehren Ihrer erfreulichen Ankunft, in den Topf gesteckt worden, ein Huhn ist; aber kein gemeines Huhn, wie unsere Haushühner, sondern ein wildes, was ihm einen ganz andern Werth gibt, und was sie vielleicht nicht glauben würden, wenn ich es Ihnen nicht versicherte, und Ihnen hier den unwiderlegbarsten Beweis von einer Meinung vorzeigte, welche . . ."

Indem Boufflar so sprach, hatte er das wilde Huhn vor sich auf den Teller genommen, und schickte sich an, die Gabel in der einen und das Messer in der andern Hand, es zu zerlegen. Wir sahen ihm alle begierig zu, und der alte Signier machte ihm insgeheim Vorwürfe, daß er ein sehr langsamer Vorschneider sey.

„Meine Herrn! (fing unser Wirth von neuem an, indem er plötzlich einen Stillstand in seiner Operation machte) obgleich das Geschlecht der Haushähne und Haushühner schon von Uralters her bekannt ist, obgleich die Spielarten desselben unzählig sind, und man es in den mehresten Ländern der alten, so wie in vielen Gegenden der neuen Welt antrifft, so ist es doch nicht minder wahr, daß wir noch immer nicht wissen, welches Land zuerst diesem Geflügel das Daseyn gab, und wo es sich noch heutiges Tages im Stand der Freyheit befindet? Und gerade diese Streitfrage bin ich um so eifriger bemüht gewesen, ins Licht zu setzen, da dasjenige, was man über diesen Punct in den naturhistorischen Schriftstellern, und in Reisebeschreibern antrifft, höchst schwankend und ungewiß, und ganz von den erforderlichen Beweisen und Erörterungen entblößt ist; mit einem Wort . . . .“

Hier hatte Boufflar den einen Flügel abgelöset; allein in der Zerstreuung über seine gelehrte Abhandlung begnügte er sich den Flügel der Henne an der Gabel angespießt zu behalten, und mit der rechten, worin das Messer war, gestikulirend, also fortzufahren. —

„Zuerst habe ich mich überzeugt, daß man demjenigen nicht Glauben beymessen darf, was Dampierre von den vorgeblichen wilden Hähnen der Inseln Timor und Sanct-Jago erzählt, die, nach ihm, nicht größer als Krähen

sind, und unsern Haushähnen nur in ihrem Gekräh glichen; Kennzeichen, die desto unsicherer werden, da dieser Autor sich nie auf Naturgeschichte gelegt hatte. Eben so wenig Vertrauen verdient Merolla, der wilde Hähne und Hühner im Königreich Congo gesehen haben will; eine augenscheinlich gewagte Behauptung! Ich würde gänzlich haben verzweifeln müssen, jeder Wahrheit auf die Spur zu kommen, hätte mir nicht ein höchst glückliches Ohngefähr aus Indiens Wäldern einige in der Freyheit und Wildheit lebende Vögel in die Hände gespielt, die mir um so mehr der Ur-Stamm des Haushahns und der Haushenne zu seyn scheinen, weil man zwischen ihnen und diesen die vollkommenste Uibereinstimmung in den karakteristischen Kennzeichen ihres Geschlechts antrifft: nähmlich, nach dem Linnäus, rostrum conico-incurvum, maxilla superiore imbricata; und nach Brisson, vier, von Membranen entblößte Zähen, drey vorn, einer hinten, sämmtlich von einander gespalten; die Pfoten mit Federn bis zum Absatz bedeckt; der Schnabel ein gekrümmter Kegel; zwey fleischige längliche Lappen an der Kehle; ein häutiger Kamm auf der Stirn; der Schwanz gerade stehend; doch ich, ich würde lieber sagen, vertical, und ein wenig zurückgebogen; was, wie mir däucht, einen weit richtigern Begriff geben würde . . . ."

„Ich sterbe für Hunger," flüsterte mir der alte Signier zu. „Ich wartete nur, daß er ausgeredet hätte, um ihm Ihren Teller hinzureichen. Aber er schwatzt ohne Aufhören fort, und nie war eine Gelehrsamkeit unzeitiger angebracht." — Boufflar, der dieß Geflüster gehört hatte, fing wieder an.

„Ich merke, meine Herrn, daß Sie sich noch nicht ganz von der Wahrheit meiner Meinung über-

zeugen können, und daß Sie sich unter einander die Einwendung zuraunen, es mangeln diesem Huhn, das ich aus Indien erhalten, zwey Kennzeichen der zahmen Henne, nehmlich die beyden fleischigen, länglichen, unter der Kehle hängenden Lappen, und der häutige Kamm auf der Stirne; allein ich erwiedre, daß diese Kennzeichen, so wichtig sie beym ersten Blick scheinen, bey weitem nicht so wesentlich sind, als man denkt, und daß eine nähere Untersuchung uns davon überführen wird ....“

Hier legte der Naturforscher den angespißten Flügel des Huhns auf den Teller nieder, der vor ihm stand, schnitt ihm den Kopf und die Pfoten ab, und zeigte sie seinen misvergnügten Gästen, indem er hinzusetzte:

„Ich gestehe, der Mangel des Kamms und der beyden Hänge-Lappen, könnte auf die Muthmaßung bringen, daß es ein andres Geschlecht sey; allein die Bildung des Schnabels und der Pfoten unterstützt meine Meinung auf das bündigste. Bemerken Sie erstens, daß in Ansehung der Lappen und des Kamms die auffallendsten Abweichungen, nicht allein bey allen Racen, sondern auch selbst bey den Individuen von einer und derselben Race statt finden; zweytens, daß es Racen von Hähnen und Hühnern, z. B. die mit Kuppen gibt, wo Männchen und Weibchen weder Kamm noch Lappen haben; drittens, daß bey einigen Racen, als dem Haushahn, zuweilen das Männchen Kamm und Lappen von außerordentlicher Größe hat, während diese Anhängsel bey seinen Weibern ganz unbedeutend sind: und daß es endlich, nach sehr glaubwürdigen Zeugnissen, Dorf-Hühner gibt, welchen Kamm und Lappen völlig fehlen, ein Faktum, das ich noch nicht

selbst habe prüfen können, das aber, wenn es sich bestätigte . . . . . "

„Verwünscht sey der Pedant mit seinem ewigen Gewäsche!" raunte mir der alte Signier wieder ins Ohr. „Er hat uns zum Besten. Wenn es auf ihn ankommt, so werden wir morgen noch keinen Bissen über die Zunge gebracht haben!"

Der Naturforscher reichte, nach einem kleinen Stillschweigen, jedem von seinen Nachbarn ein Huhn-Bein, um es, als Beweis, Reihherum gehn zu lassen, und begann von neuem in folgenden Ausdrücken:

„Ich glaube daher zur Gnüge bewiesen zu haben, daß dieses Geflügel, welches ich die Ehre haben will, Ihnen vorzulegen, und welches der Stolz dieser Tafel ist, mit dem Haushahn und der Haushenne von Einem Geschlecht sey. Die Aehnlichkeits-Züge in der Bildung, die Vertheilung und selbst das Colorit des Gefieders des wilden und des Haus- und sonderlich des Dorf-Hahns; die Gleichheit der Federn von der wilden und der Dorf-Henne; die Kleinheit des Kamms und der Lappen bey der letztern, und der Mangel dieser Theile bey den wilden Huhn, dieß alles zeugt von der auffallendsten Aehnlichkeit und Verwandtschaft: und verbindet man mit dieser Aehnlichkeit zwischen der wilden und der zahmen Art, noch die Nothwendigkeit eines Ur-Stammes, der aus dem Stand der Freyheit in den Stand der Hausthiere überging; die Unwissenheit, in der man zeither über diesen Ur-Stamm schwebte; die fruchtlosen Nachforschungen der Reisenden; so dünkt es mir die höchste Wahrscheinlichkeit, daß das wilde Huhn und der wilde Hahn, die in Indiens Wäldern im Stand der Freyheit angetroffen werden, der Urstamm von allen den Racen und Spielarten dieser Vögel sind, die von

Uralters her bekannt waren, und die so viele Veränderungen und Ausartungen, durch den Lauf der Zeit, den Einfluß des Klimas, die Verschiedenheit der Nahrung, und sonderlich durch die Sklaverey erlitten, deren Dauer . . . ."

Als der Naturforscher mit seiner Rede so weit gekommen war, zischelte mir der alte Signier ins Ohr: „Ich muß meine Zuflucht zu einer List nehmen, um ihm das Maul zu stopfen; denn ich falle für Hunger um, wenn's noch länger dauert!" —

Boufflar zog nun eine andere Schüssel vor sich, und sagte: „Dieß sind Rebhühner à la purée, die Ihnen beweisen sollen, daß die Thiere, welche nicht in den Stand der Sklaverey gebracht wurden, auch nicht so sehr aus der Art geschlagen sind, als andere, deren Zahmheit oder Hausthier-Stand bis in die ältesten Zeiten zurückgeht. So bemerken Sie an dem wilden und an dem zahmen Huhn eine äußere ziemlich merkliche Verschiedenheit; statt daß hier, d. h. an diesen Rebhühnern von Pondichery, Sie die Größe des europäischen grauen Rebhuhns, und an diesen Hasenhühnern von Isle de France. . . .

Hier sprang der alte Signier ganz erschrocken auf, lief nach einem Saal-Fenster, das auf den Garten ging, und schrie: „Ich bitte um Vergebung, daß ich Sie unterbreche; aber ich fürchte, das Museum war nicht verschlossen, und der Orang-Utang, den wir so eben sahen, hat sich losgerissen, und nimmt die Flucht nach dem Felde!"

„Um Gotteswillen!" rief Boufflar, indem er vom Stuhl flog, „mein Orang-Utang! mein ächter Orang-Utang! Heh! Domingo! Francisco! Huascar! Loango! geschwinde, lauft! macht alle Gatter zu! Essen

Sie,

Sie, meine Herrn! und Sie, Montval, kommen Sie mit mir, wir wollen sehn! . . . . .“

Mit den Worten war er, wie der Blitz, zum Saal hinaus; der alte Signier nahm sogleich seinen Platz ein, bemächtigte sich des wilden Huhns und der Rebhühner von Pondichery, zerlegte sie in einem Huy, und sagte: „Ohne Umstände, meine Herrn, lassen Sie sichs schmecken, und verzeihen Sie mir eine Lüge, die nothwendig war.“

Wir aßen, sonderlich er, mit wahrem Heißhunger; und verziehen ihm herzlich gern seine List.

Nach Verlauf von einer Stunde, kam Boufflar ganz athemlos zurück. „Ich hatte, sagte er, vergebens den Garten, die Baumschule, und die ganze umliegende Gegend durchsucht und durchstrichen, da fiel mir endlich ein, daß der Orang-Utang wohl noch im Museum stecken könne, indem es sonst ohnmöglich sey, daß er daraus zu entwischen vermögend gewesen, im Fall durch ein Versehn . . . . .

Hier wurden wir durch die Ankunft eines Eilbothen unterbrochen, den Kapitän Bramapan von Batavia mit den Befehl abgeschickt hatte, so sehr zu eilen als möglich. Er meldete uns das Einlaufen des Pelicans in den Hafen, was ihn hoffen ließe, daß der Bucentaur auch nicht weit entfernt seyn könne. Diese Nachricht erfüllte uns mit Freude. Wir beschlossen auf der Stelle abzureisen, ein Entschluß, der sonderlich den Beyfall des alten Signier hatte, welcher dem Herrn Boufflar seine schwülstigen Beschreibungen und endlosen Abhandlungen noch immer nicht vergeben konnte. Der Tag neigte sich; allein wir hatten gute Wegweiser, waren bewaffnet, und sehnten uns, den Kapitän des Pelicans zu sprechen. Wir nahmen Abschied vom

Naturforscher, und verließen ihn, ohne auf seine dringende Einladung zu achten, noch einmahl sein Museum zu besuchen.

Wir fanden zu Batavia den Kapitän Taballon von Mazaugues, der uns mit Ungeduld erwartete. Ihm hatte mein Vater das Kommando des Pelicans anvertraut. Nur ein so wichtiger Bewegungsgrund als der, einem alten Freunde eine Gefälligkeit zu erweisen, hatte den Kapitän vermögen können, das einsame Dorf zu verlassen, wohin er sich nach den glorreichen Seezügen seiner Jugend begab. Er wohnte zu Mazaugues, und konnte aus seinem Hause die Gruppe von grünenden Bäumen gewahr werden, welche die Quelle des Carami beschatten. Fern vom Meere hatte er dessen Gefahren vergessen. Sein Ehrgeiz war beschränkt; allein mein Vater, der ihn in seiner Jugend gekannt, und ihn sehr hoch schätzte, hatte ihm geschrieben, nach Marseille zu kommen, um mit ihm die Fahrt nach Peru zu machen; und der alte Kapitän Taballon hatte seinen Bitten nachgegeben. In seiner Begleitung befanden sich der alte Lootse Farigoule, der Gefährte seiner alten Seereisen: Dümoulin, ein abgedankter Officier, der dem La Latte nicht unbekannt war, der Geometer Dupiquet, der alles in abgemeßnen und abgewogenen Ausdrücken sprach; der berühmte La Bataillière; ein unermüdlicher Jäger und immer vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet; und dann der ehrwürdige Pater Calixtus, ein Kapuciner, ein eben so unterrichteter als achtungswürdiger Mann, der sich zur Reise nach Peru nur in der Absicht entschlossen hatte, um unter den Einwohnern dieser entlegenen Länder die heiligen Lehren der Religion, und die Grundsätze der Moral zu verbreiten, die sie lehrt.

Unsre Zusammenkunft mit diesen neuen Glücksgefährten war uns desto willkommener, da die mehresten schon vielen von uns bekannt waren. Alle Bewohner von la Roque-Brussane grüßten mit Entzücken den Kapitän Taballon. La Latte schloß Dümoulin in seine Arme; Chiousse, Ingardin und Doctor Codonel freuten sich, den Jäger la Batailliere wiederzusehn; und die Herrn Siguier, Vater und Sohn, hewillkommten mit Vergnügen ihren Landsmann, den Pater Calixtus.

Nachdem wir einige Stunden den Bekanntschaftmachen mit unsern neuen Gefährten gewidmet hatten, hörten wir mit der größten Theilnahme an, was uns Kapitän Taballon von seiner Reise und seinem Aufenthalt in Bengalen erzählte. Er sagte, Pater Calixtus habe in letzterm Lande wichtige Beobachtungen angestellt, die er sich ein Vergnügen machen würde, uns mitzutheilen. Wir bathen ihn darum, und er gab uns über diesen Theil Indiens folgende Aufschlüsse.

Bengalen sagte er, welches die östliche Provinz des mogolischen Reichs ausmacht, grenzt in Südwesten an das Königreich Orixa, in Westen an die Provinz Malva, in Norden an Monger und Bahar, in Osten und Südosten an das Königreich Aracan, und in Süden an den Golfo von Bengalen. Man rechnet, daß es eine Länge von mehr den 90 „Lieues" vom Meer an bis Radsa-Mahol, und fast eben so viel in der Breite hält. Es liegt zwischen dem 21. und 27. Grad der Breite, nördlich vom Aequator, und zwischen derselben Parallele, wie die canarischen Inseln.

Das Jahr ist in zwey Jahrszeiten, die heiße und die kalte, getheilt. Die kalte Jahreszeit fängt im Monath November an, und dauert bis

in die ersten Tage des Februars; dann herrschen die trocknen Nordwinde, welche Kälte bringen, und die oft vor Sonnenaufgang so schneidend werden, daß man einen Tuchrock ertragen kann. Manchmahl ist dann die Athmosphäre mit dicken Nebel bedeckt, welche gegen 8 oder 9 Uhr verschwinden, wenn die Sonne Kraft bekommen hat. Den übrigen Theil des Tages ist die Luft scharf und heiter, so daß man mehrere Tage nach einander nicht das kleinste Wölkchen am Himmel sieht. Zu Anfang dieser Jahreszeit erntet man die beßten Früchte, und die Felder bekommen neues Leben und einen lachenden Anblick, so wie die Intensität der Hitze nachläßt. In den ersten Februartagen oder gegen die Mitte des Monaths, wenn die Sonne anfängt, sich der Linie zu nähern, steigt die Hitze täglich. Die Winde, die einige Monathe lang aus Norden geweht haben, setzen um, werden veränderlich, und springen nach Süden und Südwesten, wo sie bis September oder October bleiben. Der Himmel bedeckt sich dann immer mehr und mehr mit Wolken, wird bey Sonnen-Untergang stürmisch, und oft entstehen schwere Wetter mit Donner und Blitz und starken Regengüssen.

Der Boden von Bengalen, der niedrig und eben ist, übertrifft an Fruchtbarkeit alle andere Theile von Asien, die sich von hier aus mit Reiß und dergleichen Produkten versehn; die übrigen Handelsartikel, als Baumwolle, Seide, Salpeter und Opium, liefert es nicht allein an diesen Welttheil, sondern versorgt auch ganz Europa damit.

Außer dem Reiß, der in Bengalen und dem ganzen Orient die Stelle des Brods vertritt, wächst hier vortrefflicher Waizen, den man sonst sogar nach Batavia verschickte. Doch das ist

jetzt verbothen, um nicht dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu schaden.

Bengalen hat ein fettes, leichtes, folglich leicht anzubauendes Erdreich. Nie gibt man ihm den geringsten Dünger, ob man es gleich alle Jahre regelmäßig und ununterbrochen besäet, weil es durch die starken Regengüsse und Uiberschwemmungen befruchtet wird.

Es gibt hier verschiedene Fruchtbäume, unter welchen der Cocosbaum den ersten Platz, nicht wegen seiner großen Menge, sondern wegen seiner Fruchtbarkeit verdient; denn gewiß trifft man auf der Welt keinen Baum weiter an, der, gleich diesem, allen Bedürfnissen des Menschen abhilft, wie dieses allgemein bekannt ist. Ich will nur bemerken, daß die Art Werg, oder das Flockige, was an seiner Schaale sitzt, in großen Quantitäten von Ceylon und Malabar nach Batavia verführt wird, wo man sich dessen statt des Hanfs zum Seilmachen bedient. Man spinnt sogar Ankertaue daraus, welche 20 und mehr Zolle Dicke haben, und die man eben so gut und selbst zuweilen besser findet, als die europäischen hänfenen. Diese Taue sind so leicht, daß sie auf dem Wasser treiben; sie dehnen sich im Wasser sehr aus, ziehen sich aber wieder zusammen, wenn sie trocken werden.

Die Gärten liefern die europäischen Gemüse, als z. B. Erbsen, Bohnen, Salat, Spinat, Portulack, alle Arten Kohl, Rädischen, Spargel u. s. w. doch diese Gemüse kommen nur in der kalten Jahreszeit, und heischen selbst dann große Wartung; man muß sie des Tages zweymahl begießen, sonst würden sie für Dürre verderben. In der heißen Jahreszeit hat man nur Spinat und Gurken.

Bengalen wird in der Mitte vom Gan-

ges durchſtrömt, der, wie man verſichert, in den Gebirgen von Tibet entſpringt. Unterdeſſen hat mir ein franzöſiſcher Geiſtlicher aus Chandernagor, der einige Jahre Miſſionar in Tibet geweſen war, verſichert, daß er, trotz aller angewendeten Mühe, die Quellen dieſes Fluſſes nicht habe ausfindig machen können. Er ſetzte hinzu, die Einwohner des Landes hätten ihm geſagt, dieſe Quellen lägen weit mehr nordwärts. Der Ganges nimmt ſeinen Lauf aus Nordweſten queer durch Hindoſtan gen Süd-Oſten. Einige Meilen oberhalb Caſſimbazar theilt ſich dieſer Fluß in zwey große Arme, wovon der öſtliche wieder in mehrere Nebenzweige ausgeht, deren vornehmſter bey der Stadt Daca vorbey und dann ohnweit Chatkingnon ins Meer läuft.

Der zweyte oder weſtliche Arm, den man gewöhnlich den Nahmen Hougly Arm gibt, ſtrömt bey Bandel, Hougly, Chioſura, Chandernagor, Calcutta ꝛc. vorbey, und ergießt ſich, in der Nähe von Inſely, in den Golfo von Bengalen.

Das Land wird in allen Richtungen von großen Kanälen durchſchnitten, denen man den Nahmen Zweige oder Aeſte beylegt, und die alle ihren Ausfluß in den Ganges nehmen. Mittelſt dieſer Kanäle transportirt man mit großer Leichtigkeit die Waaren und Produkte von einem Platze zum andern, und durch dieſe Kanäle communiciren auch die Haupt-Aerme des Flußes unter ſich.

Beyde Seiten dieſer Kanäle ſind mit einer großen Menge Dörfer und Wälder, ſo wie mit angebauten Feldern und Wieſen eingefaßt, deren Ganzes einen entzückenden Anblick gewährt.

In den Monathen Julius, Auguſt und Sep-

trender sind die Wasser des Ganges am höchsten und ihr Abfluß ist am beträchtlichsten. Sie treten dann an den Stellen, wo ihre Ufer am niedrigsten sind, aus ihrem Bette und überschwemmen die anstoßenden Ländereyen. Fluth und Ebbe sind um diese Zeit so stark, daß sie alles mit sich fortzureißen drohn.

Ehe noch die Ebbe zu Ende ist, fängt schon die Fluth an, sich einzustellen, und zwar nicht langsam, sondern mit großem Ungestüm, so daß man sie über eine Stunde weit kommen hört.

Das Wasser steigt dann zuweilen plötzlich auf sechs und sogar 8 Fuß. Nichts vermag seinem reissenden Laufe zu widerstehn; Schiffe und Barken werden von ihren Ankern losgerissen und weit fortgeführet. Auch hat man die Vorsicht, sie bey Zeiten an einen Ort zu bringen, wo sie von diesem Anwachsen nichts zu fürchten haben.

Das schnelle Strömen dieses Flußes macht sein Wasser beständig dick und trübe. Auch kann man es nicht eher trinken, bis es einige Zeit gestanden hat. Um es schnell klar zu machen, bedient man sich gewisser kleiner Bohnen die hier zu Lande wachsen; man quetschet eine von diesen Bohnen mit etwas Wasser auf einem Stein, und wirft sie dann so zerrieben in ein Faß mit Wasser, das bloß durch dieß Mittel in weniger denn sechs Stunden sich abklärt, und sogar lange auf der See hält.

Bengalen wird von verschiedenen Völkern bewohnt; die vornehmsten sind die Mogolen oder Moren, welche von den Jagathais abstammen, und vor länger denn zwey Jahrhunderten das Königreich Bengalen und sogar ganz Hindostan ihrer Herrschaft unterworfen haben. Nach ihnen kommen die Hindus oder Bengaler. Sie haben den ersten Nahmen mit

den Einwohnern von Coromandel, Golkonde und dem größten Theil von Hindostan gemein. Ihre Anzahl übersteigt hundertfach die der Moren.

Die Bengaler sind in ihrer Gestalt nicht viel von den Europäern verschieden; sie sind mehr schlank als gekrümmt; ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun; ihre Haare sind schwarz und glänzend; sie sind wohlgebaut, und nie habe ich einen Krüppel oder Lahmen unter ihnen gesehen, einige Fakire ausgenommen, welche zur Buße ihren Körper verkrüppeln. Zuweilen trifft man unter diesem Volke einige Personen an, deren Farbe nicht so braun ist, sondern mehr ins gelbliche fällt; doch das ist höchst selten.

Bevor dieses Land unter die Bothmäßigkeit der Mogolen gerieth, welche den Mohametismus hier einführten, hatten diese Völker weit feinere Sitten; allein mit jener Religion haben sich mancherley Laster bey ihnen eingeschlichen, die ihnen vorher unbekannt waren.

Obgleich dieß Volk, überhaupt genommen, arm ist, so gibt es doch einige Banjanen oder Kaufleute unter ihnen, die ziemlich reich sind, und sich nicht scheuen, es sich sauer werden zu lassen, um eine halbe Ruppie oder einen Dollar zu verdienen. Sie sind im Handel sehr geschickt, und wissen in einem Augenblick, ohne Feder und Papier, die complicirtesten Rechnungen auszugleichen, die einem Europäer viele Zeit kosten würden. Ihre Schrift geht von der Linken zur Rechten. Sie bilden ihre Züge mit einem kleinen gespaltenen Rohre. Sie haben ein eignes Alphabeth, das von den Persern und Moren ihrem abweicht.

Die Hindus sind, wie man sagt, in mehr denn siebenzig Casten getheilt; die Caste der Bra-

winen ist die vornehmste, und die der Parias die letzte und verachteste; sie schaffen die Aeser und andere Unreinigkeiten weg.

Um die Reinheit dieser Casten zu erhalten, ist es jedem Bengaler verbothen, aus einer niedrigern Caste als die seinige zu heyrathen, sonst verläßt er den Rang seiner Caste, und tritt in die von der Weibsperson, die er zur Frau nimmt. Diese Art Degradirung findet gleichfalls statt, wenn er mit einer Person von einer Caste ißt, die unter der seinigen steht.

So gibt es auch noch mehrere Ursachen, welche einen Bengaler um die Stelle bringen können, die er in der Gesellschaft einnimmt; deßwegen sind die Bengaler äußerst ängstlich und pünctlich in Allem, was dazu Gelegenheit geben kann, und sie dulden lieber das äußerste Elend, als sich in die Gefahr zu begeben, ihrer Rechte verlustig zu werden. Jede Caste treibt ein anderes, eigenes Gewerbe, worin der Sohn seinem Vater nachfolgt, was sie, natürlicher Weise, sehr geschickt darin macht. So wird der Sohn eines Bramin en ein Pfaffe oder Gelehrter, wie sein Vater; der Sohn eines Kuly oder Feldbauers ergreift denselben Stand; ein Bera oder Palankinträger pflanzt dieses Geschäft auf seinen Sohn fort, der dann sein ganzes Leben durch nichts anders thut. Eben so verrichten die Handwerker immer nur einerley Arbeit; z. B. ein Goldschmid wird immer nur in Gold und in Silber arbeiten. In den Arroninas oder Leinwebermanufakturen beschäfftigt sich ein Arbeiter nur mit Verfertigung einer einzigen Art von Zeug, es wäre denn, daß er mit Gewalt auch zur Verfertigung anderer Arten gezwungen würde.

Während unsers Aufenthalts in Bengalen waren wir Augenzeugen von einer jener barbari-

schen Feyerlichkeiten, welche die Folge des Aberglaubens und der Vorurtheile sind, die Einbildung zugleich empören, und durch den Heroism ihrer Opfer in Erstaunen setzen.

Ein Bramine war gestorben; wir begaben uns ans Gestade des Ganges, in einer kleinen Entfernung von Schofura, wo wir seine Leiche auf einem Kadel oder Art Ruhebette liegend, und mit einem Stücke Kattun zugedeckt fanden, das mit Areka oder Betelblättern bestreut war. Die Frau des Braminen saß auf dem Bette zu den Füssen ihres Mannes, mit unter sich geschlagenen Beinen, und das Gesicht nach dem entblößten Gesicht des Verstorbenen gekehrt. Er schien ein Mann in die funfzig gewesen zu seyn; die Frau mogte ohngefähr 30 Jahre haben.

Sie war in gelben Kattun gekleidet; ihre Hände und Arme waren mit Spangen und Ringen geschmückt; ihre Haare, die um ihr Haupt wallten, waren mit Sandelholz belegt; in der rechten Hand hielt sie einen kleinen grünen Zweig, womit sie die Fliegen von der Leiche scheuchte. Um ihr her saßen zehn oder zwölf Weiber, die ihr frischen Betel reichten, wovon sie den Mund beständig voll hatte. War er halb gekaut, so gab sie ihn einer von ihren Freundinnen, oder jemand von den Zuschauern, der sie darum bath, und diese Gabe wurde denn allzeit wie ein Heiligthum sorgfältig in Leinwand gewickelt, und verwahrt.

Sie schien die mehreste Zeit in tiefes Nachsinnen versunken, doch verrieth ihr Gesicht keine Furcht; ihre Verwandten und Freundinnen unterhielten sie unterdessen von der Herrlichkeit, welche, nach ihrer Versicherung, ihre heldenmüthige Entschliessung krönen werde. Außer diesen Weibern waren auch noch einige männliche Verwandte und Braminen zugegen, die von Zeit zu Zeit auf

Tamburinen und Crotalen spielten, welche die Weiber mit ihrem Gesang, oder vielmehr mit ihrem Geheule begleiteten, so daß es ohnmöglich war, einander zu verstehn. Das Alles dauerte bis gegen halb eilf Uhr, wo man anfing, den Scheiterhaufen in einer Entfernung von ohngefähr acht Schuhen von dem Orte zu bereiten, wo das arme Schlachtopfer saß, das allen diesen Zurüstungen mit einer Gleichgültigkeit zusah, als ob solche sie nicht unmittelbar angingen.

Der Scheiterhaufen bestand aus vier Pfosten von grünem Bambus, ins Gevierte, sechs Fuß von einander gesetzt, und fünf Fuß über der Erde hervorstehend. Zwischen diesen Pfosten legte man ein Bret von sehr dürrem Holze, damit es leicht Feuer fing: auf dieses Bret streute man dürres Stroh oder Schilfrohr, und zwar dergestalt, daß diese Art Lager oder Schicht über das Brett, worauf es lag, etwas vorragte. Man überzog das Ganze mit einer großen Menge Ghi, oder einer Art alten Butter. Man fuhr auf diese Art fort, bis der Scheiterhaufen ohngefähr die Höhe von 5 Fuß erreicht hatte, dann warf man reichlich eine Mischung von Talg, Theer, Schwefel darauf, deckte ein Tuch von weißem Kattun darüber, das im Ganges gewaschen worden, und nun war der Scheiterhaufen fertig.

Als Alles in Bereitschaft war, benachrichtigte ein Bramine die Wittwe, daß die Feyerlichkeit ihren Anfang nehmen solle. Zwey Weiber hoben sie von dem Ruhebette und setzten sie auf die Erde, während sich andre um sie her stellten und ihr unaufhörlich frischen Betel reichten, wobey sie sie bathen, ihnen bey Kam, ihrem obersten Gotte, vor dem sie zu erscheinen im Begriff stehe, irgend eine Gnade auszuwirken,

und sonderlich um ihretwegen ihre treuen Freunde zu grüßen, wenn sie ihnen begegne.

Indem dieses vorging, wurde die Leiche durch vier Mannspersonen vom Ruhebette genommen, und an den Fluß getragen, wo man sie sorgfältig wusch, und mit Curcume rieb, von dem sie aber wieder gesäubert wurde; nun hohlte ein Bramine ein wenig Thon aus dem Fluß, und beklebte die Stirn des Todten damit, den er hierauf in eine weiße Leinwand schlug. Wie dieses geschehn, trug man den Leichnahm auf den Scheiterhaufen, und die Wittwe wurde von zwey Verwandten an den Ganges geführt, um sich darin zu baden. Als sie aus dem Wasser kam, nahm man ihr ihre Kleider, und wickelte ihren Körper in ein Stück dünnen rothen Taffent, oder so genannten Armoisin. Während sie auf ihren Fersen saß, nahm ihr ein Verwandter den goldenen Ring aus der Nase, und reichte ihn ihr hin; allein sie gab ihn sogleich ihm wieder und ersuchte ihn, denselben zum Andenken zu behalten. Sie kehrte alsdenn wieder zum Fluß zurück, schöpfte Wasser mit beyden Händen daraus, und brachte es der Sonne dar, indem sie mit halblauter Stimme einige Gebethe hersagte. Nun entledigte man sie von allem ihrem Schmucke, unter andern von ihren Arm-Spangen, welche zerbrochen wurden, und schlang ihr weiße Blumenkränze um Hals und Arme. Ihre Haare wurden mit fünf Kämmen aufgesteckt, und die Stirn wurde ihr, wie beym Manne, mit Thon gerieben. Ein Schleyer von rothem Armoisin bedeckte ihr Haupt, und um ihren Leib wickelte man ein Stück Leinwand, worein die Braminen gekochten Reis gethan hatten.

Endlich nahm sie zum letztenmahle Abschied von ihren Freunden, und zwey der nächsten Verwandten brachten sie zum Scheiterhaufen. Als sie

ohnweit der Stelle war, wo das Haupt ihres Mannes ruhte, warf sie Blumen und gekochten Reis auf die Anwesenden, nahm hierauf eine handvoll von eben dem Reis, und machte ein Kügelchen daraus, das sie dem Verstorbenen in den Mund steckte; noch mehrere solche Kügelchen legte sie unter den Scheiterhaufen, indessen sie den Zuschauern Reis zuwarf, die ihn emsig auflasen. Beym letzten Umgange stellte sie eine kleine thönerne Lampe angezündet an jede Ecke des Scheiterhaufens. Diese ganze Zeit über hörte man nicht auf, einen schrecklichen Lärm mit Tamburinen und Pauken zu machen, den die Bramines und Verwandten mit ihrem Geschrey begleiteten. Nach diesem Gang um den Scheiterhaufen bestieg sie ihn mit festem Fuß, und legte sich zur Rechten ihres Mannes, den sie mit ihren beyden Armen umfaßte. Man breitete alsdann ein weißes Tuch über beyde Körper, die man mit zwey Stricken um die Arme und um den Bauch zusammenband: als dieses geschehen, schichtete man noch eine Lage dürres Holz und Stroh darüber. Ihr nächster Verwandter, derselbe, dem sie den Ring aus ihrer Nase gegeben, steckte nun mit einer brennenden Fackel das Stroh in Brand, worauf augenblicklich Alles in Flammen gerieth. Jetzt verdoppelte man den Lärm der Instrumente und das Schreyen, so daß es ohnmöglich gewesen, die Unglückliche zu hören, im Fall sie ihn Wehklagen ausgebrochen wäre.

Was mir bey dieser traurigen Ceremonie am meisten auffiel, war die vollkommene Ruhe der Frau, und die Freude der Verwandten. Das bejammernswürdige Opfer, das die Anstalten zu seinem schrecklichen Tode machen sah, schien weit weniger davon erschüttert, als wir Europäer durch

den Anblick der martervollen Hinrichtung wurden, der sie sich freywillig Preiß gab.

Da ich nur zwey oder drey Schritte vom Scheiterhaufen und von dem Orte entfernt stand, wo die Füsse der Frau ein wenig vorragten, so gab ich Acht, ob ich nicht ein Zucken oder eine andere Bewegung daran vermerke; allein sie blieben unbeweglich, selbst als Alles schon über und über brannte.

Die Weiber, welche diesem Leichenprunk beywohnten, und denen dereinst ein gleiches Schicksal bevorsteht, im Fall ihre Männer vor ihnen sterben sollten, schienen mir demohngeachtet sich der ungezwungensten Freude zu überlassen. Berührt ein Europäer, selbst zufällig, eine von diesen, dem Feuertod gewidmeten Witwen, so ist es ihr nicht mehr erlaubt, sich zu verbrennen, weil man sie alsdann für entehrt ansieht; und derjenige, welcher eine solche Entheiligung begeht, hat die traurigsten Folgen für sich zu erwarten, es wäre denn, daß er sich durch eine starke Summe Geldes lösete, wie dieses einem Direktor der ostindischen Compagnie begegnete, der sich gezwungen sah, fünf und zwanzig tausend Rupien zu bezahlen, weil er sich eine solche Unbesonnenheit hatte zu Schulden kommen lassen.

Weigert sich eine Frau, sich mit ihrem Manne zu verbrennen, so wird allgemeine Verachtung ihr Loos, und es ist ihr verbothen, wieder zu heirathen. Man schneidet ihr die Haare ab, und ihre ganze Familie ist beschimpft. Auch lassen es die Verwandten an nichts fehlen, um sie zur Aufopferung ihres Lebens zu bereden; doch soll dieses, wie man uns versicherte, selten nöthig seyn, indem sie Muth genug haben, sich aus eigener Bewegung diesem grausamen Schicksal zu unterwerfen.

Ich habe verschiedene Beobachtungen über die Sitten der Einwohner von Bengalen angestellt. Mit der Zeit werde ich sie in Ordnung bringen; jetzt begnüge ich mich, sie ihnen vermischt mitzutheilen, so wie sie sich meinem Gedächtnisse darbiethen.

Während unsers Aufenthalts in Bengalen grassirten die Kinderblattern sehr stark, und man kann sagen, daß diese Krankheit hier zu Lande wie einheimisch ist. Die Einimpfung ist den Bengalern bekannt, aber ihre Verfahrungsart dabey ist, daß sie Blattern pulverisiren, und sie dem Patienten in etwas Flüssigem eingeben. Sehr wenige bedienen sich des Einimpfens durch Einschnitte. Die Folgen von der ersten Methode sind durchgängig sehr glücklich, wenn der Körper durch Purgiren und Ausspülen präparirt worden ist. Den Tag nach der Inoculation bekommt der Kranke das Fieber, worauf die Blattern sich bald zu zeigen anfangen, und nach Verlauf von drey Wochen ist die ganze Operation geendigt.

Die Bengalischen Aerzte, welche fast alle zur Classe der Braminen gehören, stehen bey dem Volke in großem Ansehen. Unterdessen haben sie mir nicht sehr geschickt in ihrer Kunst geschienen, denn sie betrügen sich oft in Ansehung der wirklichen Beschaffenheit der Krankheit, und das Geringste, was dazwischen kommt, ist hinreichend, sie in Verlegenheit zu setzen; doch ihre Arzeneymittel, die sich vom Vater auf den Sohn forterben, schienen äußerst wirksam, wenn es ihnen gelungen ist, die Natur des Uibels zu fassen, das sie heilen sollen.

Sie haben nicht die mindeste Kenntniß von der Anatomie, weil ihre Religion ihnen verbietet, Blut zu vergießen, und menschliche Körper zu zergliedern. Wenn sie an den Puls greifen, be-

wegen sie unaufhörlich die Finger auf der Handswurzel des Kranken. Zufolge ihrer Behauptung entstehn alle ihre Krankheiten aus drey Grundursachen, Hitze, Kälte und Gall. Ihre Arzeneyen sind gewöhnlich Landes-Erzeugnisse. Sie gebrauchen, unter andern, die Abschnitzel oder das Abgeraspelte von einem künstlichen Bezoar, den man zu Goa verfertigt, der einen starken aromatischen Geruch hat, und den sie gewöhnlich mit etwas Wasser und Zucker eingeben; dieß letztere kommt zu allen ihren medizinischen Kompositionen, und ein Arzt, der gehohlt wird, vergißt nie, Zucker mit sich zu nehmen.

Die Begrüßung der Bengaler besteht in Berührung der Stirn mit der rechten Hand, und im Vorwärtsneigen des Kopfes. Zu einer respektvollen Grüßung, dem Salam, legen sie zuerst die rechte Hand auf die Brust, dann berühren sie damit die Erde, und fahren hierauf mit ihr an die Stirn. Sie unterlassen eben so wenig, sich demüthiger und schmeichelhafter Ausdrücke zu bedienen, um die Gewogenheit der Personen zu gewinnen, von denen sie einen Dienst oder Gefälligkeit zu erlangen hoffen. Die kleinste von diesen Schmeicheleyen ist, daß sie sich ihren unterthänigsten Sklaven nennen; doch das sind, wie in Europa, nur leere Redensarten, ohne Sinn und Folge.

Sie weigern sich, mit einem Europäer oder Mohammedaner aus einerley Glas zu trinken, oder von Einem Teller zu essen. Gleichen Skrupel haben sie bey Personen von einer andern Classe. Um zu trinken, bringen sie den Topf oder das Glas nicht an den Mund, sondern halten es in einiger Entfernung, und lassen so das Getränke hineinlaufen, ohne die Lippen zu schliessen, und ohne Athem zu schöpfen; unterdessen verschütten

sie

sie nie einen Tropfen. Stühle und Bänke sind nicht bey ihnen im Gebrauch.

Die Moren oder Mogolen machen einen andern Theil der Bengaliſchen Einwohner aus; dieß Volk kommt aus der Tatarey. Sie haben, überhaupt genommen, eine braunere Geſichtsfarbe als die Bengaler, ob es gleich unter ihnen auch einige gibt, welche ziemlich weiß, oder vielmehr bleichgelb ſind; allein dieſe letztern ſind im Norden geboren. Die meiſten von denen, welche um Agra und Delhy wohnen, können, in Vergleichung mit den Bewohnern der mittägigen Provinzen, für weiß gelten.

Sie ſind von einem weit decidirtern Charakter als die Bengaler, und ihre Seapoys ſind recht gute Soldaten, wenn ein europäiſcher Officier ſie kommandirt. Wenigſtens geben ihnen die Engländ dieſes Zeugniß, welche ſie häufig in ihrem Dienſt brauchen.

Die Kleidung der Reichen und Armen iſt faſt dieſelbe; ſie weicht nur durch größere oder geringere üppige Pracht von einander ab. Sie tragen einen langen Rock, Kabay genannt, wie wir ſchon erwähnt haben. Ihre Lenden umſchließt ein Gürtel, in welchem auf der einen Seite eine Wehre von feinem Stahl und ohngefähr 14 Zoll lang ſteckt; ſie iſt gegen den Griff breit, und läuft ſpitzig zu. Der Griff hat auf jeder Seite zwey Stichblätter, um den Arm zu ſchützen, wenn man dieß Gewehr in der Hand führt. Sie gehn nie aus, ohne dieſe Art von Dolch im Gurt zu haben.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Veränderter Reiseplan — Abreise von Batavia — Archipelagus von Suluh — Zustand der Insel dieses Nahmens — Tubli-Pflanze — Der Tinduhk — Der Sago — Taue von seltener Federkraft und Dauer — Besuch bey einem Sinesischen Kaufmann — Die Perlen — Art sie zu fischen — Taucher — Die Kima-Muschel — Beschreibung eines Sinesischen Bankets — Die eßbaren Vogelnester — ihre Kochart.

In dem Augenblick, wo wir sehnsuchtsvoll der Ankunft des Bucentaur entgegensahen, lief das Paketboot der holländischen Kolonie auf Ceylon im Hafen von Batavia ein, und brachte Briefe von meinem Vater, an einen Rath der Justitz, dem er von Frankreich aus empfohlen gewesen war, worin dieser gebethen wurde, die angeschlossenen Verhaltungsbefehle den Capitänen des Syrius und Pelicans einzuhändigen, wenn diese auf ihrer Kreuzfahrt zu Java anlegen würden. Diese neuen Vorschriften empfahlen beyden Capitänen, sobald ihre Nachforschungen nach mir nicht vom Glück gekrönt worden, solche von neuem, in verschiedenen Richtungen, an allen Küsten und Inseln, von Bombay bis Macao fortzusetzen. Mein Vater hatte sie selbst auf Isle de France, Madagascar, und am arabischen Meerbusen angestellt, und war nun

im Begriff, von Ceylon gerade auf Manilla zu segeln, da die Aerzte es keinesweges rathsam fanden, die schon so sehr von der Seereise, und dem heißen Himmelsstrich angegriffene schwankende Gesundheit der Donna Maria, der giftigen Sumpfluft von Batavia auszusetzen. In Manilla wollte mein Vater die Ankunft der Schiffe erwarten, und von da also gemeinschaftlich die Fahrt durch die Süd-See nach Perus Küsten zu unternehmen.

Auf diese Nachricht beschlossen wir, sogleich mit dem Syrius die Anker zu lichten, und meinen Eltern zu Manilla entweder vorzueilen, oder doch wenigstens ihre und meine Sehnsucht durch die schleunige Ankunft abzukürzen. Der Peitrau konnte nicht zugleich mit uns auslaufen, weil das Einnehmen von frischen Lebensmitteln, und Wasser, so wie die Ausbesserung einiger leichten Beschädigungen, sowohl an dem Körper des Schiffs, als an den Rahen, den Capitain nöthigten, noch einige Tage auf der Rhede zu verweilen.

Wir liefen mit gutem Winde aus, und erreichten gar bald die Straße von Sunda. Unsere Fahrt wurde vom Glück begünstigt, bald hatten wir auch die große Insel Borneo im Rücken, und befanden uns nun zwischen der Nordostküste derselben, und dem großen Lande Magindanao, im Gesicht der Insel Suluh, und aller der Insel-Gruppen, die zwischen den südlichen Philippinen, Magindanao und Borneo zerstreut sind, und welche die Seefahrer unter dem Nahmen des Archipelagus von Suluh kennen. Suluh, als die größte dieser Inseln, zählt über 60000 Einwohner, und wird von einem König, unter dem Nahmen Sultan beherrscht. Da das urbare Land kaum für die Ein-

woh ner hinreicht, so legen sie sich sehr auf den Ackerbau, aber Reiß gewinnen sie nicht so viel, als ihre Bedürfnisse heischen; hingegen desto mehr Erdfrüchte, sonderlich süsse Kartoffeln und Yamswurzeln.

Die Pommeranzen, die hier wachsen, werden den Sinesischen gleich geschätzt. Auch gibt es andre diesem Himmelsstriche eigene Baumfrüchte, die um so trefflicher gerathen, da die Einwohner von den Sinesen, mit welchen sie in grossem Verkehr stehen, das Pfropfen der Bäume gelernt haben. Der Zimmtbaum wird gleichfalls angetroffen. Aber unter die merkwürdigsten Produkte gehört die Pflanze Tubli, der Tindukk, und dann der Sago.

Die erstgedachte Pflanze oder vielmehr Strauch, ist für die Fischer sehr vortheilhaft, weil ihr milchartiger Saft die Eigenschaft besitzt, die Fische zu betäuben. Wenn man sich ihrer bedient, so bindet man kleine Bündel von schwarzen Ruthen, die an den Enden geklopft werden, und steckt diese Bündel unter dem Wasser, in die Corallen-Felsen und Höhlungen. In stehenden Wassern sind die Wirkungen am sichtbarsten; doch auch in der offenen See verfehlen sie ihren Einfluß nicht, indem die Fische sogleich betäubt und beynahe leblos auf der Oberfläche schwimmen. Besonders ist es, daß die wildwachsende Pflanze schwächer wirkt, als die cultivirte. Uibrigens bekommen die Fische von dieser Art sie zu fangen, weder eine schädliche Eigenschaft, noch einen widrigen Geschmack.

Der Tindukk gehört in das Geschlecht der Pisange, und man nennt ihn so, wegen der Aehnlichkeit seiner Frucht mit einem Büffelhorn. Der Stamm besteht aus Rinden, und diese aus Fasern, von der Länge des Baums, welche durch

eine breyartige Substanz verbunden sind. Diese Fasern fortiren die Einwohner nach ihrer Feinheit, und auf einem äußerst einfachen Webestuhl verfertigen die Weiber ein sehr feines, aber immer braunfarbenes Zeuch daraus, das dem Batiste gleicht, und sehr kühl zu tragen seyn soll.

Was den Sagobaum betrifft, so ist dieser eine Art Palme, der umgehauen, gespalten, und sein Mark herausgenommen wird. Man klopft dieß Mark, bis sich die faserichte Substanz des Baums davon absondert, und dann siebt man es mit Wasser durch ein Tuch. Es setzt sich eine weiße, klebrichte Substanz, fast wie feuchter Haarpuder, auf den Boden, und in diesem Zustand dient er den Eingebornen zur Speise. Allein da sich der Sago so nicht lange hält, so röstet man ihn in Pfannen über dem Feuer, was ihn körnigt macht. Auf andern Inseln läßt man das Sagomehl in Kuchen backen, oder durch ein Sieb in einen heißen eisernen Topf fallen, wodurch sich die Körner bilden, welche halbgebacken sind.

Aus allen den Nachrichten, die ich so eben von dieser Suluh-Insel gegeben habe, wird man schon errathen, daß wir daselbst einigen Aufenthalt machten. Gewöhnlich wird sie nicht viel von Europäern, mehr von Sinesen besucht, und die Europäer, die sich hierher begeben, sonderlich die Spanier und Engländer, thun es wegen des Perlenhandels. Was uns dahin zog, war Mangel an Tauen, die nirgends besser verfertiget werden, als zu Suluh. Unser Capitän, der mehrmahlen auf seinen ältern Seereisen durch die Meerenge von Malakka, diesen Archipelagus berührt hatte, kannte die Vorzüge dieser Taue, welche nicht von allen Seefahrern erprobt worden sind. Sie werden aus den kohlschwarzen Fa-

fern, (Bumatch hier zu Lande genannt,) der Cabo-Negro-Palme geflochten, und ein solches Tau hält drey hänfene europäische aus. Die feinsten Fasern geben die besten Taue, und sie dürfen nicht zu fest geflochten seyn. Ihre Vortrefflichkeit besteht in Leichtigkeit und Schnellkraft, und daß sie nicht von Fäulniß leiden. Sie sind so trocken und leicht, daß sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, und haben dabey eine große Federkraft, welche sowohl für die Taue selbst, als für das Schiff, von einem nicht zu berechnenden Vortheil ist.

Sobald wir Anker geworfen, ging der Capitän ans Land, und Montval und Jugardin baten mich um Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Montval freute sich sehr über unsere Landung zu Suluh, weil er sich vorgenommen, hier der Entstehung der Perlen nachzuspüren, da keine Meergegend reicher an Perlen ist, als die von Suluh, und man außer den eigentlichen Muschel-Perlen, ähnliche Verhärtungen auch in andern ganz verschiedenen Körpern, z. B. dem Tilka-Tilla, einem Seevogel, und dem Gamat, einer Seeschnecke antrifft. Daher gibt es außer den Muschelperlen zu Suluh auch noch andre unter diesen Nahmen, und die, wiewohl fälschlich, dazu gerechnet werden, als die Regen-Perle, die Holz-Perle, die Betelnuß-Perle, die Jesmin-Perle, die Kokosnuß-Perle u. s. w. Den Jugardin trieben nicht naturhistorische, sondern kaufmännische Speculationen ans Land. Beyde verweilten die ganze Zeit unsers Aufenthalts im Hause des Sinesen, des alten Handelsfreundes unsers Schiffkapitäns, und ich will die Resultate ihrer Nachforschungen gleich hier, als am schicklichsten Orte, zusammenziehn,

ob ich sie wohl von ihnen erst später mitgetheilt erhielt.

Die Schaalenthiere in denen die Perlen gefunden werden, sind von verschiedener Art. Die vorzüglichsten heißen Tiepeis, und die besten Perlen findet man in dem weißen Theil der Auster, oder in den obern Theil der Schaale, nahe bey dem Gelender, wo die Oberfläche am obersten, und von der reinsten Farbe ist; denn die Perlen am äußersten Rande sind gelblich, indem selbst die Muschel von der äußern braunen Schaale tingirt ist.

Die ächten Tiepeis sind von verschiedener Größe, doch haben sie selten weniger als 8, und nicht mehr als 12 Zoll im Durchschnitt. Die äußere Seite ist eine rauhe, weiße Rinde, die gewöhnlich mit Korallengewächsen, Seepflanzen und Schaalenthieren incrustirt ist. Zuweilen hängen sie auch, vermittelst eines grünen Barts, mit jungen Tiepeis zusammen. Das Innere der Schaale ist eine glatte, glänzende Oberfläche, die in wechselndem Schein von mannigfaltigen Farben schimmert. Die Sinesen bedienen sich ihrer nicht allein zu eingelegten Arbeiten, sondern sie machen auch Spielmarken, andre kleine Galanterie-Waaren und Toilettenbüchschen, wie auch falsche Perlen daraus. Es ist dieß ein so beträchtlicher Handelsartikel, daß dadurch diese Fischerey, auch ohne Rücksicht auf die Perlen, zum wichtigsten Gegenstand wird. Die so industriösen Sinesen, wie unser Wirth und Handelsfreund erzählte, schleifen auch die äußere, rauhe Schaale ab, wodurch die glatte Masse in Lagen geordnet, und von der Natur vollkommen polirt, zum Vorschein kommt. Sobald die Tiepeis weggenommen sind, öffnen sich die Schaalen ein wenig; es

hält jedoch äußerst schwer, sie von einander zu reißen, ohne die Auster zu beschädigen.

Unter tausend Tiepeis Schaalen findet man vielleicht nur eine, in welcher Perlen sind, dann aber auch mehrere Perlen beysammen: überdieses sind diese Tiepeis-Perlen immer größer, als die in andern Perlen-Austern, und daher kommt es, daß die Suluh-Perlenfischereyen häufiger große Perlen liefern, als kleine.

Sehr merkwürdig ist die große Mannigfaltigkeit der Perlen. Einige sind schwarz, werden aber als eine große und köstliche Seltenheit geschätzt, wenn sie von einer beträchtlichen Größe sind. Man findet zu Suluh auch eine Perle, die völlig das Ansehen einer Jngwerklaue hat, dabey sehr durchsichtig, jedoch etwas gelblich von Farbe ist. Andre gleichen dem Katzenauge, und spielen wie dasselbe.

Man findet gewöhnlich mehrere Tiepeis zusammen, was vermuthlich daher entsteht, daß sie ihren Laich an Einem Orte von sich lassen. Die Entstehung der Schaalenthiere ist überhaupt noch eins der Geheimnisse der Natur, und ohngeachtet man in den Meeren von Suluh, wo so große Schaalenthiere gefunden werden, ihr am besten auf die Spur kommen könnte, so steht doch diesem die abergläubige Unwissenheit der Eingebornen entgegen. So versicherten z. B. einige Hofbedienten des Sultans ganz ernsthaft, die Perlen entständen aus einem Regentropfen, und deswegen zeigten sich die Tiepeis, sobald es regne, auf der Oberfläche des Wassers. Da dieses die Meinung ihres Herrn, des jetztregierenden Sultans Allamodin war, so galt sie nach der knechtischen Unterwürfigkeit dieser Höflinge, für eine Wahrheit, gegen die sich nichts einwenden ließe. Doch da seit einiger Zeit der Sultan

anfangen soll, eine andre, eben so unwahrscheinliche Hypothese zu behaupten, nähmlich die, daß die Perlen für sich wüchsen, und wenn sie die Schaale abwürfen, von den Thieren verschluckt würden, so zweifle ich keinesweges, daß diese letztre Sultanische Vermuthung bald im ganzen Gebieth von Gulnh an die Tagesordnung kommen werde.

Es ist merkwürdig, daß jede Tiepei-Schaale zwey kleine krebsartige Thiere enthält, die höchstwahrscheinlich Männchen und Weibchen sind. Einige Schaalen sollen sogar vier solche Thierchen enthalten; allein die Taucher versicherten den Ingarbin, nie mehr als zwey gefunden zu haben. Das Weibchen ist etwa einen Zoll lang, und das Männchen kleiner. Jedes hat zwey große Klauen; bey dem Weibchen sind diese ziemlich gleich, bey dem Männchen hingegen, ist bald die eine bald die andre beträchtlich größer. Der Leib ist durchsichtig, mit vielen rothen Flecken. Das Weibchen, als das am buntesten gesprenkelte, hat auch weiße Flecken. Die zwey Augen stehen am äußersten Ende, sind perlfarbigt beym Weibchen, und durchsichtig beym Männchen. Beyde haben am Kopf ein Büschel Hörner. Beyde haben einen Schwanz wie gewöhnliche Krebse; nur daß er beym Weibchen kürzer und gerader ausstehend, und beym Männchen allmählig herabwärts gekrümmt ist. Unter dem Schwanz und Bauch hat das Weibchen viele Eyer; betrachtet man diese mit dem Vergrößerungsglase, so scheinen sie Tiepei schaalen zu seyn, auch waren einige rothe Flecken, vielleicht junge Krebse, sichtbar. Hieraus läßt sich dann mit ziemlicher Gewißheit folgern, daß die verschiedenen Schaalenthiere auf dem gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung von diesen Krebsen entstehn, weil man in allen Schaa-

lengehäusen dieser Gegend ein Paar solcher Krebse antrifft.

Die Tiepei-Bato-Muschel liefert vorzüglich schöne Perlen, aber nur höchstselten werden einige in ihr gefunden. Hingegen was man auf den Suluh-Inseln die Caphis nennt, scheint die persische Perlen-Auster zu seyn: wenige dieser Caphis sind ohne Perlen, allein diese Perlen sind zwar schön rund, doch von keinem weißen Wasser, sonder meistens von heller Feuerfarbe, und einer schönen Durchsichtigkeit. Die Weiber, indem sie bis an den Gürtel oder bis an die Brust ins Wasser gehen, suchen diese Caphis-Muscheln zur Ebbezeit auf, mehr wegen der Auster, als wegen der Perlen.

Die Tiepeihs werden durch Taucher vom Boden des Meeres heraufgehohlt. Die meisten dieser Taucher sind Sclaven des Sultans. Sie erhalten die Freyheit, wenn sie so glücklich sind, eine sehr große Perle für ihren Herrn zu finden. Diese armen Leute sind aber sehr gedrückt, und ihre Herren haben ihnen nun auch das alte Recht geschmälert, alle Perlen für sich zu behalten, die weniger als 8 Chuckuck, oder Pfennigsgewicht wiegen. Jetzt sind nur die Perlen ihr Eigenthum, die unter dem Gewicht von 4 Chuckuck sind. Daher kommt es denn, daß oft die Taucher die äußere Seite der Perle, zu deren großen Nachtheil, abschleifen, um ihr die gehörige Größe zu geben, und sie an ihre Herrn nicht abliefern zu dürfen. Wer von einem Taucher eine Perle kauft, die mehr als 4 Chuckuck wiegt, muß solche, wenn es entdeckt wird, ohne Entschädigung an den Herrn des Tauchers herausgeben.

Die Taucher bedienen sich eines Kunstgriffs, um sich den Aufenthalt unterm Wasser zu erleich-

tern, sie giessen blos den Athem in der hohlen Hand ein. Doch selbst dieß thun geübte Taucher, bey einer Tiefe von 12 bis 15 Lachter nicht. Einige wenige tauchen sogar bis 20 Lachter unter; indem sie Anfangs sich überstürzen, und dann weit ausstreichen, so daß sie in 3 bis 4 Schlägen aus dem Augen sind. Gewöhnlich kommen sie weit von dem Orte wieder zum Vorschein, wo sie sich hinunterließen. Letzteres ist aber blos zufällig, und hängt von der Richtung ab, in der sie auf dem Grunde fortgehen, von ihrem Glück im Muschelfinden, und von der Zeit, die sie unten zubringen. Diese Zeit ist gewöhnlich von 1 bis 2 Minuten, auch bey warmen Sonnenschein etwas länger. Man zeigte uns den alten Taucher, welcher den Hauptmast eines großen Fahrzeugs, das unserm Bekannten, dem hiesigen Kaufmann gehörte, unter dem Wasser kappte. Freylich mußte er zu dem Behuf mehr, als einmahl untertauchen. Er beschrieb uns die Zeit, welche er unterm Wasser zubrächte, so lange, als man brauche, um eine Chocolade zu kochen. Dieser Mann galt aber auch für die Krone aller hiesigen Taucher.

Entzündung der Augen ist die Wirkung des ersten Untertauchens-Versuchs. Bey einigen geht dies in der Folge vorüber, bey andern bleibt es auf Lebenszeit. Noch ein anderer und grausamer Feind der Taucher, der viele frißt, sind die Seeungeheuer, die Hayfische. Bey Nacht werden diese Haye, durch das leuchtende Ansehen des Meeres weggescheucht, und dieß wäre also die sicherste Zeit zum Tauchen; allein unglücklicher Weise können dann die Taucher nicht sehen. Nie öffnen diese Taucher ihre Muscheln, als bis sie ihr Tagwerk vollendet haben, und das aus dem Aberglauben, die Tiepei's möchten sich verbergen, wenn sie sähen, daß ihre Kameraden getödet

werden. Ein Boot mit 2 bis 3 Mann kann in einem Tage 40 — 50 Austern fangen, zuweilen wohl 100, zuweilen gar keine. Bey ganz ruhigem Wetter gelingt der Fang am besten, weil man alsdann die Muscheln im Sande, vor dem Untertauchen, erkennen kann. In andern Zeiten aber, oder in tiefem Wasser, muß man sich auf den Zufall verlassen. Die Perlenbänke sind unerschöpflich, und erstrecken sich auf 150 englische Meilen in die Länge, und auf 75 in die Breite. Vor Zeiten betrachtete man sie als Familien-Eigenthum; allein seit der Einführung des mosleminischen Glaubens, hält man die Anmaßung eines solchen Eigenthumsrechts über das Meer für Sünde, und jedermann hat die Erlaubniß, auf den Perlenfang auszugehen, was sich sogar die Sinesen zu Nutze machen wissen.

Dies waren die naturhistorischen und merkantilischen Bemerkungen und Erfahrungen, welche meine beyden Reisegefährten während unsers Aufenthalts zu Suluh, über den Perlenfang zu sammeln Gelegenheit fanden. Von Zeit zu Zeit ging ich ebenfalls ans Land, und das Verkehr zwischen unserm Schiffe und den eingebohrnen Sinesen war ziemlich lebhaft. Ich kaufte unter andern ein Paar Kima-Muscheln, die schon Dampierre auf seiner Neu-Guineischen Reise beschrieben hat, und die so groß waren, daß jede 2 Fuß 8 Zoll im Durchschnitt hielt. Die Auster oder der Fisch, welchen diese Muschel in sich faßt, ist wie mit Augen überäet, und wird von den Sinesen für einen Leckerbissen gehalten. Auch machte er einen Theil von den Gerichten des Banketts aus, das der Sinesische Kaufmann mir und dem Schiffskapitän und mehrern von meinen Gefährten gab, unter welchen sich natürlich der alte Signier mit befand, da er, wo vom Schmau-

se die Rede war, es für seine Pflicht erachtete, nie davon zu bleiben.

Dies Banket war von allen den ceremoniösen Umständen bekleidet, welche bey den Sinesen Sitte sind, und uns Europäern so lästig und sonderbar vorkommen. Wir erhielten drey Tyetse oder Einladungs-Billette. Das erste zwey Tage vor der Gastereyn; das zweyte am bestimmten Tage selbst, und das dritte, als wir schon auf dem Wege nach dem Hause waren.

Wir fanden den Saal, worin die Speisen aufgetragen waren, mit Blumentöpfen, Porcellan und seidenen Zeuchen reichlich aufgeputzt. es waren so viel Tische gesetzt, als Gäste eingeladen waren, sie standen zu beyden Seiten des Saales in einer Reihe, und wir saßen dahinter auf Lehnstühlen, und so, daß wir einander ansehen konnten. Der vordere Theil jedes Tisches war mit seidenen Strickereyen behangen, und auf den Tischen selbst waren weder Tafeltücher noch Servietten zu sehen, sondern die Stelle der ersteren vertrat ein feiner Lack. Auf den Rändern eines jeden Tisches standen große Schüsseln voll schon vorgeschnittener Speisen, in Gestalt von Spitzsäulen aufgethürmt, und oben mit Blumen und großen Citronen geziert. Doch das waren bloße Schaugerichte, ohngefähr wie die Conditors Aufsätze bey italienischen Gastereyen.

Unser Wirth, nachdem er uns in diesen Saal geführt, bewillkommte jeden einzeln, und ließ sich hierauf eine kleine porcellanene Schaale mit Wein bringen, welche auf einem kleinen lackirten Handtischchen stand. Diese ergriff er mit beyden Händen, neigte sich gegen uns, kehrte sein Gesicht nach dem großen Hof des Hauses, und that ein paar Schritte vorwärts. Hierauf hob er Augen und Schaale in die Höhe, und goß den Wein auf den

Boden. Dadurch wollte er so viel zu erkennen geben, daß alles, was er besitze ein Geschenk des Himmels sey. Die Schaale wurde nun von neuem gefüllt; er machte einen Bückling gegen mich, als den vornehmsten Gast, und setzte sie auf den Tisch, woran ich sitzen sollte. Unser Schiffskapitein raunte mir hierauf ins Ohr, wie ich diese Höflichkeit zu erwiedern hätte. Ich nahm also eine andere Schaale mit Wein, und that einige Schritte, als ob ich dieselbe, nach dem zu unterst stehenden Tische tragen wollte, welches der Platz unsers Wirths war. Doch dieser eilte mir sogleich entgegen, und verbath es sich in den geschicktesten und höflichsten Ausdrücken, wie mir in der Folge unser Dollmetscher, der Kapitein, es erklärte. Jetzt brachte der Küchenmeister eine Menge kleine mit Gold und Silber beschlagene Stäbchen, Quay-tse genannt, welche die Stelle der Gabeln vertreten, und legte auf jeden Tisch ein Paar. Nun ergriff mich der Hausherr bey der Hand, und führte mich zu meinem Sitz, über welchen ein kostbarer Teppich von geblümter Seide gebreitet war. Ein Gleiches that er mit jedem Gast, wobey aber einige Eingebohrne und Sinesen, die mit unter den Gästen waren, sich der Landessitte gemäß, gewaltig dagegen sträubten, und durchaus nicht zugeben wollten, daß der Wirth sich so viel Mühe mache.

Endlich hatte jeder seinen Platz eingenommen, und plötzlich traten fünf Schauspielerinnen in kostbaren Kleidungen in den Saal, und verbeugten sich alle zusammen viermahl tief zwischen den beyden Tischreihen, indem sie jedesmahl den Boden mit der Stirne berührten. Sie hatten dabey das Gesicht gegen eine lange Tafel gekehrt, welche eine Art Hausaltar vorstellte, und mit Leuchtern und Räucherpfannen besetzt war. Als die vierte Ver-

beugung geſchehen, kam einer von ihnen auf mich zu, und überreichte mir ein langes Buch, worin mit goldenen Buchſtaben die Titel von den funfzig oder ſechzig Schauſpielen ſtanden, die ſie auswendig wußten. Ich erfuhr dieß erſt nachher; denn da ich nicht ſineſiſch leſen konnte, ſo reichte ich es dem mir zunächſt Sitzenden, welches glücklicher Weiſe der Schiffskapitän war; ich hatte ſo, unwiſſend, vollkommen der Etikette gemäß gehandelt, denn das Buch machte nun die Runde von einem Tiſch zum andern, bis es wieder an mich kam, weil mir, als dem Vornehmſten, die Ehre der Wahl gebührte. Der Schiffscapitän flüſterte mir zu, daß ich nur es öffnen, und auf das erſte beſte Schauſpiel mit dem Finger deuten mögte. Ich befolgte dieß, worauf der Schauſpieler den übrigen Gäſten nach der Reihe den Nahmen des gewählten Schauſpiels wieß, und dieſe, durch ein Kopfnicken, ihren Beyfall bezeugten.

Jetzt wurde ein Teppich auf den Boden gebreitet, und das Schauſpiel nahm ſeinen Anfang mit einer muſikaliſchen Introde, welche vielleicht ſineſiſchen Ohren ſehr harmoniſch klingen mogte, für die meinigen aber äuſerſt mißtönend und zerfleiſchend war. Denn die Inſtrumente beſtanden aus kupfernen und ſtählernen Baßgeigen, Trommeln mit Büffelhäuten überzogen, kreiſchenden Trompeten und Pfeifen. Vom Schauſpiel ſelbſt kann ich nichts ſagen, als daß es bis zum Deſſert dauerte, und daß die Zimmer eines Erkers den Spielern ſtatt der Kuliſſen dienten. Der Hof wimmelte von Zuſchauern, welche die Bedienten hereingelaſſen, und im Saal ſelbſt waren, oben auf einer Art Balkon, und hinter einem Gitter von Bambusrohr, vor welchem noch ein ſeidenes Netz geſpannt war, die weiblichen Verwand-

ten und Bekannten des Hausherrn, als unsichtbare Zuschauerinnen, zugegen.

Ehe das erste Gericht, eine porcellanene Schüssel mit kleingeschnittenem Fleische in einer Brühe, aufgetragen wurde, erschien der Küchenmeister von neuem, kniete auf ein Knie nieder, und sagte mit lauter Stimme: Tsing lau yae men kyu poyl. Das ist, die Herren werden gebethen, die Schale zu ergreifen! Wir hatten schon vorher mit dem Schiffscapitän, als dem in allen diesen Gebräuchen Erfahrenen, die Verabredung genommen, daß wir uns ganz nach seinem Vorbild richten, oder vielmehr, daß er bey diesen Manövren der sinesischen Etikette unser Flügelmann seyn, und wir Europäer ihm nacherexerciren wollten. Wir ergriffen also jeder seine Schale mit beyden Händen, hoben sie über das Haupt empor, führten dann damit unter den Tisch hinunter, setzten sie alle zugleich an den Mund, und tranken drey bis viermahl ganz leise. Der Wirth hatte zu eben der Zeit ein Gleiches gethan, und seine Schale ganz geleert, die er hierauf umstürzte, zum Beweis daß nichts mehr darin sey. Die Schalen sind sehr klein, und da die Sineser die Gewohnheit haben, nichts kalt zu trinken, so war sowohl der Wein, als der zugleich mit aufgesetzte Thee, ganz warm, und einige Bedienten standen beständig bereit, warmen Wein aus dazu bestimmten Gefäßen, in die Schalen einzuschenken, und den kaltgewordenen Wein in andere porcellanene Gefäße auszufüllen.

Nachdem wir getrunken, erfolgte auf eben die Weise eine Einladung vom Küchenmeister zum Essen, worauf wir denn mit unsern Stäben das geschnittene Fleisch aus seiner Brühe langten. So oft eine neue Schüssel gebracht wurde, so oft erfolgte auch die feyerliche Aufforderung zum Trinken

und

und zum Essen, und da der Schüsseln ein und zwanzig waren, so mußte der Küchenmeister auch ein und zwanzigmahl seinen Spruch wiederholen, und wir ihm eben so oft Gehorsam leisten. Zum Glück steht es jedem frey, so wenig zu trinken und zu essen, als ihm beliebt. Jedesmahl nach dem sechsten Gerichte erschien eine Suppe von Fischen mit kleinen Pastetchen zum Eintunken belegt; die leeren Schüsseln aber blieben sämmtlich auf einander gethürmt wie zum Staat auf den Tischen stehen. Die Bedienten paßten es genau so ab, daß beym Auftragen der ein und zwanzigsten Schüssel, auch das Lustspiel zu Ende ging. Nun wurde noch Reiß und Thee servirt. Alsdann standen wir auf, und gingen an das unterste Ende des Saals, um uns bey dem Wirth zu bedanken. Dieser führte uns darauf in den Haus-Garten, wo wir uns mit Gesprächen und Spazierengehen unterhielten, und uns mit warmen Wasser Mund und Hände abspülten.

Während dessen aßen die Komödianten, und die Bedienten waren beschäfftigt, abzuräumen, und das Dessert aufzusetzen. Dieses bestand ebenfalls aus ein und zwanzig Schüsseln, mit Zuckerwerk, Obst, Eingemachten, Schinken, gesalzenen oder an der Sonne gepöckelten und getrockneten Wasser-Aenten, die sehr gut schmecken, Vogelnestern und andern indischen Leckereyen. Als alles in Bereitschaft war, kam ein Bedienter in den Garten, kniete vor dem Hausherrn nieder, und gab ihm mit leiser Stimme davon Nachricht. Auf diese Bothschaft kehrte sich der Wirth zu uns, und bath uns, in den Speisesaal zurückzukehren. Wie wir daselbst angelangt waren, blieben wir sämmtlich am untersten Saal-Ende stehen, machten einige höfliche Umstände wegen der Stellen, und nahmen endlich diejenigen ein, die wir zu-

vor gehabt hatten. Die Trinkschalen waren jetzt größer, und auf dem Rande jedes Tisches standen ebenfalls Schaugerichte. Die Komödianten spielten eine Posse, als Nachspiel, und so lange das Dessert währte, gingen die Bedienten und Sclaven der anwesenden Gäste, die unterdessen hereingekommen waren, und auf einem Tisch, am untern Ende des Saals, kleine rothpapierne Päcktchen gelegt hatten, worin ein Trinkgeld oder Geschenk für den Küchenmeister, die Hausbedienten und Komödianten befindlich war, ohne Umstände in einen Vorsaal, um daselbst ebenfalls zu schmausen. Der Küchenmeister des Hausherrn legte sämmtliche Päcktchen vom Tisch auf einen Kredenzteller, und überreichte ihn dem Wirth. Dieser weigerte sich Anfangs, es anzunehmen, endlich ließ er es doch geschehen, und winkte ihm, das Geld in Verwahrung zu behalten, um es hernach zu vertheilen. Man kann leicht denken, wie zeitsplitterig alle diese Ceremonien waren; auch war es schon ganz dunkel, als wir aus einander gingen, und mit großen Papierlaternen, worauf der Nahme des Wirths stand, nach Hause, oder vielmehr zu unserm Boot geleuchtet wurden. Den folgenden Tag schickten wir, jeder, soviel unserer gewesen waren, einen Tye-tse oder ein Billet ans Land und an unsern Gastfreund, worin wir unsere Danksagung für die genossene Höflichkeit in gewissen, im sinesischen Complimentenbuch vorgeschriebenen Ausdrücken wiederholten, die immer nach dem Rang und Stand des Wirths abgemessen sind.

Ich könnte leicht aus dem Tagebuch unsers alten Signiers, für den dieses ein großer Tag war, die ein und zwanzig Gerichte des Vor- und die 21 des Nach-Essens abschreiben; allein ich will mich begnügen, eine Leckerey zu schildern,

die in Indien, und sonderlich bey den Sineſen in hohem Werth ſteht, in Europa aber wenig bekannt und wenig geſchätzt iſt. Dieſe Leckerey ſind die eßbaren Vogelneſter.

Sie werden von einer Art kleiner Schwalben verfertigt, die weiße, rothe und ſchwarze Brüſte haben, und ihren Neſtern die Farbe ihrer Federn mittheilen. Die weißen durchſichtigen werden am vorzüglichſten geſchätzt, minder die ſchwarzen. Sie bauen ihre Neſter in unterirdiſchen Höhlen am Seegeſtade, denen nur mit Mühe und Gefahr beyzukommen iſt. An der Seite, wo ſie an dem Felſen ſitzen, ſind ſie glatt, an der äußern oder freyern Seite aber bilden ſie einen vollkommenen Halbzirkel, welcher ſich aufwärts krümmt, und eine Vertiefung für die Eyer macht. Sie beſtehen aus einer leimartigen, ſehr leichten Subſtanz, die äußerlich regelmäßig geflochtene Fäden enthält. Inwendig aber iſt das Geflechte unregelmäßig, und hat einige Aehnlichkeit mit dem Innern der Knochen, indem die verſchiedenen Faſern von ſehr ungleicher Dicke ſind. Die Felſenſeite iſt gewöhnlich ſchmutzig und feucht, die äußere aber trocken, zerbrechlich und ſpröde. Der Hauptbeſtandtheil iſt eine zähe, biegſame, gallertartige Materie, die mit der Hauſenblaſe Aehnlichkeit hat, und die Hauptbaumaterialien des Vogels nimmt er wahrſcheinlich von den Holothurien, einer Thierpflanze, die von dem Agal-Agal, einem Seegewächſe. Man hat verſchiedene Arten dieſes Agal-Agals, die ſich alle im Waſſer auflöſen laſſen, und eine gummiartige Subſtanz bilden. Die Sineſen bedienen ſich dieſes Agal-Agal zum Steifen ihrer Seidenzeuche und Papiere, und zum Uiberſtreichen ihrer netzartig geflochtenen Zwirn-Laternen, welche ſehr leicht ſind, und davon ausnehmend durch-

stichig werden. Wie der alte Signiet vom Küchenmeister erfragt hatte, werden die Vogelnester erst eine halbe Stunde in Wasser eingeweicht, von allem Schmutz und anklebenden Fäden gereinigt, und dann mit Hühner- und Kalbfleischbrühe gekocht; auch pulverisirt man sie, und streut sie an Fleisch- und Fischspeisen, und an grünes Gemüse statt der Gewürze, indem man sie in Indien für ein Apetiterregendes, belebendes und stärkendes Mittel hält. Sie werden in kleinen Säcken zu Markt gebracht, und ein solcher Sack, nachdem er mehrere Pfunde schwer ist, oft von den Sinesen mit 200 bis 300 Livren nach französischem Gelde, (50 und mehr Reichsthaler nach deutschem) bezahlt. Ich gestehe, daß ich es als ein sehr fades Essen fand, das einer starkgewürzten Gallerte glich. Der Doktor Codonell erinnerte sich, gelesen zu haben, daß der berühmte Reisende Tavernier zuerst aus Indien einen kleinen Vorrath von solchen Nestern nach Frankreich gebracht, und an seine Bekannte vertheilt habe. Diese versicherten einstimmig, ein einziges solches Vogelnest sey allen Specereyen des Orients billig vorzuziehen; ein Urtheil woran wahrscheinlich die Neuheit den meisten Antheil hatte.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Rührende Geschichte einer Portugiesin — Manilla — schöne und gefährliche Lage — Sitten — Bäder — Siesta — Cigarren oder Tabaco — Tertulia — Art zu fasten — Hochzeiten gegen älterlichen Willen — Der Sorro — Tischgebräuche — Erfrischungen — Sturm — Don Juan, Rolando's Bruder wird an das Ufer der Insel Lúzon geworfen — Unglück, das Rolando, den Vater, betroffen — Der Bucentaur geräth mitten auf der See in Brand — wunderbare Rettung von Rolando's Familie — Neue Gefahren — ihre Ankunft auf Siam — Schluß.

Unter den Gästen des sinesischen Kaufmanns hatten sich auch einige vornehme Sulußer vom Hofstaat des Sultans befunden. Einer derselben hatte sich vorzüglich mit mir und dem Schiffscapitän unterhalten, der zwischen uns den Dollmetscher machte. Es war ein stattlicher Mann, in einem prächtigen Kaftan von geblümtem Goldbrocat, mit rothem Boden. Der Griff seines Säbels, so wie der seines Criß oder Dolchs, bestand aus einem einzigen Stück schwarze Korallen, volle anderthalb Zolle breit. Denn in diesen Meeren, sonderlich an der Westseite von Borneo, findet man ganze Korallen-Stauden und Stengel von schwarzen Korallen, die oft 12 und mehr Fuß lang sind.

Er erzählte uns die rührende Geschichte einer

Portugiesinn, die vor einigen Monathen an einem kleinen Eyland des Suluh-Gebieths angetrieben war, und sich jetzt im Harem des Sultans befand. Sie ist äußerst interessant, obgleich auch äußerst niederschlagend, als ein neues Beyspiel von der Bösartigkeit mancher Menschen, und ich theile sie daher so mit, wie wir sie aus dem Munde des malayischen Herrn erfahren haben.

Mendoza, zu Malakka ansäßig, wo er allgemein geschätzt wurde, wollte seine Glücksumstände verbessern, und wurde zu Macao, bey der dortigen Portugiesischen Niederlassung angestellt. Er schiffte sich nach seinem neuen Posten mit seiner schönen und jungen Gattin, Antonia, seinen beyden Kindern, wovon eins 7 Jahr alt war, und das andere noch an der Brust lag, und mit einer Neger-Sclavin, Katharina, auf einer kleinen ihm gehörigen Yacht ein. Während er sich zur Abreise rüstetete, und ein paar Matrosen zum Beystand auf seiner Fahrt miethen wollte, fügte es sich, daß ein englisches Fahrzeug von Bombay, an der Küste scheiterte, die Mannschaft aber sich ans Land rettete. Zwey davon, wovon der eine sich Capitän John, der andere Young nannte, kamen zu Mendoza, und erbothen sich zur Fahrt nach Macao, da ihre Bestimmung, wie sie sagten, Kanton sey. Sie verlangten nichts, als freye Beköstigung.

Mendoza, nach seiner angebornen Leutseligkeit, nahm sie mit Vergnügen auf. Er gab ihnen Wäsche und Kleidungsstücke, sich umziehen zu können, und überhäufte sie mit Wohlthaten. Sie ihrer Seits versprachen, ihrem Wohlthäter auf der Reise alle mögliche Dienste und Beystand zu leisten.

Mendoza ging unter Segel; auf seiner Yacht befanden sich noch zwey französische Matro-

sen, die in seinen Diensten waren. Da sie ganz nah an der Küste hinfuhren, so bathen die beyden Franzosen, als sie bey der Pflanzung des Manuel, einige Lieues von dem Orte ihrer Abreise kamen, daß Mendoza sie ans Land setzen möchte. Sie stellten ihm vor, er könne sie entbehren, weil die beyden Engländer, die er so gastfrey aufgenommen habe, in der Schiffahrt sehr erfahren wären, und ihm sehr gut beystehen würden. Mendoza erlaubte ihnen also ans Land zu gehen.

Den andern Morgen um 10 Uhr segelte Mendoza unter der Beyhülfe der Engländer ab. Gegen Abend gingen sie vor Anker. Sie hielten zusammen ihre Abendmahlzeit, nicht weit von einem Dorfe der Küstenbewohner, wo man sich gewöhnlich mit Erfrischungen zu versehen pflegt. Nach dem Abendessen bauten sie auf der Campaney eine kleine Hütte, deckten sie mit Palmenblättern, hiengen ein Segel davor, und breiteten eine Matratze darin aus, welche der Antonia, ihren beyden Kindern und der Negerin zum Bette diente. Mendoza legte sich zu den Füssen seiner Gattin auf eine andere Matratze, und die beyden Engländer schliefen im Vordertheile der Yacht.

Ihr Schlaf war ruhig bis gegen Mitternacht, wo sie durch das Schreyen ihres kleinen Kindes gestört wurden. Mendoza melkte die Ziege, die sie mitgenommen hatten, um dem Kinde von ihrer Milch zu geben, und legte sich wieder nieder. Gegen drey oder vier Uhr des Morgens, wurde seine Frau durch einen starken, dumpfen Schlag aufgeweckt, der ihr ein Schlag mit der Axt zu seyn schien, welcher auf das Bette ihres Mannes gethan wurde, den sie einen tiefen Seufzer ausstoßen hörte. Erschrocken weckte sie die

niß, Angſt, alles beredete ſie, den Vorſchlag anzunehmen, obgleich die Pirogue ſehr klein und zu ſchwach war, um dem Ungeſtüm der Meereswellen zu widerſtehen; denn es war ein bloßer Kahn, aus einem einzigen Baumſtamm gezimmert. Als ſie ſich dazu entſchloſſen hatte, befahl ihr John, ein Packt von ihrer Wäſche zu machen, weil ihre Kufferte, wegen ihrer Größe, nicht in den Kahn gebracht werden konnten. Er that einen ſchlechten Strohſack in die Pirogue, vier Zwiebacke, einen Krug, der ohngefähr vier Maaß ſüßes Waſſer halten mochte, ſechs Eyer, ein wenig eingeſalzenes Schweine-Wildprät, und einen Kochtopf. Hierauf ließ er die beyden Kinder und die Negerin einſteigen, und viſitirte die Taſchen der Antonia, worin er die Hals- und Schuhſchnallen ihres Mannes fand, die er ihr, nebſt dem Packt Wäſche, wegnahm. Als auch ſie im Kahn war, hoffte ſie, daß nun der verſprochene Führer ſich zu ihnen geſellen würde, aber ſtatt deſſen ſah ſie Young das Tau der Pirogue kappen, John die Segel wenden, und das Schiff ſich entfernen. Es währte nicht lange, ſo wurde ſie nur Himmel und Waſſer um ſich gewahr.

Die troſtloſe, mitten auf der See verlaſſene, nirgends Land erblickende Wittwe, both alle ihre Kräfte auf, von den Mördern ihres Mannes Beyſtand zu erflehen: ſie beſchwor ſie mit der ganzen Beredtſamkeit einer zärtlichen Mutter, wenigſtens Erbarmen mit ihren beyden Kindern zu haben. Als ſie endlich nicht mehr rufen, nicht mehr ſchreyen konnte, ſo erſetzte ſie den Mangel der Stimme durch die ausdruckvollſten Gebehrden, durch die rührendſten Zeichen. Umſonſt! ihre Henker, härter als Steine, blieben taub bey ihren Bitten. Die Barbaren winkten ihr mit der Hand, in ihr trauriges Schickſal ſich zu ergeben. Nicht

lange, so war das Schiff ganz aus ihrem Gesichte verschwunden.

Bestürzung, Ermattung, Angst vor der Zukunft; Kummer um ihre lieben Kleinen, stürzten sie in eine tiefe Ohnmacht. Ihre treue Sklavin erschöpfte alle Hülfsmittel, die in ihrer Macht standen, um sie wieder zu sich selbst zu bringen. Endlich kehrte sie ins Leben zurück, aber um die ganze Last ihres Unglücks zu fühlen, und das schreckliche Loos ihrer armen Kinder zu bejammern, welche die Speise der Meerungeheuer werden sollten. Sie drückte sie an ihre Brust, sie benetzte sie mit ihren Thränen, und so oft sie einen Blick auf sie warf, zitterte sie, es könnte der letzte seyn. Mit ihren schwachen, bebenden Händen brachte sie den Säugling an ihrer Brust, dem allgemeinen Erhalter, dem Herrn über Leben und Tod, dem gerechten Rächer des Lasters und der Bosheit dar. Sie überließ sich der göttlichen Vorsehung, und ihren Kahn der Willkühr der Wellen.

Aber bald verdoppelte die einbrechende finstre Nacht die Gefahren und ihre Beängstigung. Das Maaß ihres Unglücks voll zu machen, erhob sich der Wind stärker; das Meer schwoll an, die ungestümern Wellen thürmten und brachen sich, und eine schlug in den Kahn, und schwemmte den Zwieback fort, verschüttete den Vorrath von süßem Wasser, und ängstigte durch diesen neuen Unfall die Unglücklichen mit der beständigen Furcht, daß eine neue, stärkere Welle den Kahn in den Abgrund versenken könne. Doch die Negerin, welche seine Führung übernommen hatte, steuerte so glücklich und geschickt, daß sie diese Katastrophe verhütete. Welch' eine Nacht! wie war sie so schrecklich! und wie lang dünkte sie ihnen!

Mit dem Tage; dem so sehnlich erwarteten Tage, wurde das Meer zwar ruhig; aber wei-

ter kam ihnen kein Troſt. Sie erblickten nichts als Himmel und Waſſer, ohne zu wiſſen, nach welcher Seite ſie ihren Lauf nehmen ſollten. In dieſer verzweiflungsvollen Lage hörte Antonia nicht auf, die Hülfe der göttlichen Vorſehung, die einzige Stütze der Unglücklichen, anzuflehen.

Sieben ſchreckliche Tage und ſieben ſchreckliche Nächte brachten ſie in dieſem Zuſtande und in ſtetem Kampfe mit den Wellen zu. Sie waren in der rauheſten Jahreszeit allem Wetter ausgeſetzt, hatten nichts zu trinken, und keine andere Speiſe, als ein wenig eingepöckeltes Fleiſch.

Die durch Leiden und Beſchwerlichkeiten geſchwächte und abgemattete Wittwe, verlor mit jedem Augenblick die wenigen Kräfte, die ihr noch übrig waren. Sie war im Begriff zu erliegen: aber das Bild ihres nahen Todes war ihr minder entſetzlich, als der bejammernswürdige Zuſtand, in welchem ſie ihre lieben Kinder verlaſſen mußte. Sie wollte ihnen noch vor ihrem Scheiden den letzten Beweis von ihrer mütterlichen Zärtlichkeit geben, ſie war eben im Begriff ſich eine Ader zu öffnen, um das Leben des kleinen Unſchuldigen zu verlängern, der an ihrer Bruſt ſchmachtete — als die Negerin von ferne Land erblickte. Dieſe Nachricht gab der Antonia neues Leben; ſie und die Negerin ſtrengten ihre letzten Kräfte an, um Zeichen zu geben, und den Lauf der Pirogue dahin zu lenken. Wirklich wurden ſie dem Lande durch einen friſchen Wind zugetrieben. Aber eine neue Gefahr erſchreckte ſie. Die Wellen brachen ſich ſo hoch am Strande, daß ſie fürchten mußten, die Pirogue möchte verſenkt werden. Doch indem ſahen ſie, daß man vom Ufer ſie gewahr worden, und daß die Eingebohrnen in Fahrzeugen ihnen entgegen kamen. Sie wurden glücklich durch ſie gerettet. Es war eine von den kleinen

Inseln dieses Archipelagus. Unter den Eingebornen verstand ein Malaye das Portugiesische, und konnte sich also ihre ganze traurige Geschichte erzählen lassen. Der Vorfall wurde sogleich nach Sulu h an den Sultan gemeldet, der Befehl gab, alle diese Unglücklichen in seinem Harem aufzunehmen, um sie mit erster Gelegenheit nach Malakka zurückzusenden.

Wir lichteten den folgenden Morgen die Anker, und steuerten nun den Philippinen zu. Bald erreichten wir, ohne widrigen Zufall, die Insel Luzon.

Der Fluß Manilla, in dessen Hafen unser Schiff einlief, bildet an seiner Mündung mit der Bay eine Art Spitze oder sehr flaches Kap. Auf dieses Kap oder diese Spitze hat man die Stadt Manilla gebaut, die schönste Stadt der Europäer in ganz Indien. Auch gäbe es gewiß in der ganzen Welt keinen paradiesischern Ort, wegen dieser schönen Bay, wegen des Flusses, der reizenden Gefilde, und dieser, sonderlich in der schönen Jahreszeit, anmuthigen Lagune, es gäbe, sage ich, keinen paradiesischern Ort auf der Welt, läge er nicht in einem Kreis von Gefährlichkeiten verbannt; so aber erregt ein Blick auf diese die größte Verwunderung, wie Menschen es haben wagen können, sich hier anzusiedeln und Wohnstätte zu bauen. Denn die Lagune, eine Schöpfung der Erdbeben, die ungeheure Bay, die offenbar ihr Daseyn einem Einbruch des Oceans verdankt, der Fluß selbst, der nur auf Kosten der Lagune existirt, und dann die häufigen und heftigen Erderschütterungen: das alles sind so viel Feinde, welche Manilla umringen und belagern. Mehr wie einmahl war diese Stadt schon in Gefahr, umgestürzt und verschlungen zu werden: und es ist leider! höchst wahrscheinlich, daß

dieser schöne Wohnsitz dereinst ein Raub des Meeres werde, und dann seine Wellen und Wogen da rollen, wo jetzt Freude und Wohlleben frohlocken. Schon ist ein Theil des Hafens vom Meer zerstört, und alles läßt ahnden, daß der Ocean dieser Gegend dasselbe Schicksal bereite, was er mit Hülfe der Erdbeben und des unterirdischen Feuers, über Callao und so viele andere Städte verhängt hat.

In Erwartung der Ankunft meiner Aeltern — denn unser Schiff war, außer einigen spanischen Schiffen, das einzige europäische im Hafen — hatte ich einige Tage Muße, die Sitten und Gebräuche der Gastfreyen Einwohner dieser üppigen Stadt kennen zu lernen.

Es würde schwer fallen, eine Stadt zu finden, wo die Sitten verdorbener sind, als zu Manilla. Zwar ist hier ein Tribunal der Inquisition, allein sie vermag nichts dagegen, da es nicht unter ihrer Censur steht. Als ein Beyspiel will ich nur den Misbrauch der Bäder anführen. Manns- und Weibspersonen baden sich zusammen, und alles Eifern dagegen von der Kanzel und im Beichtstuhl, ist ohne Wirkung geblieben. Zwar behalten die Frauenzimmer ihre Hemden, und die Männer gleichfalls diese, und ihre Unterhosen an, und man muß ein Verwandter oder Hausfreund seyn, um in dem Bad der Damen zugelassen zu werden; allein die Sache bleibt deswegen nicht minder anstößig.

Es herrscht sehr viele Freyheit und Ungezwungenheit, sonderlich wenn man auf Landhäusern ist. Da man, nach spanischer Sitte, zu Manilla seine Mittagsruhe oder Sieste zu halten pflegt, so werden dann Matten auf den Boden gebreitet, worauf sich jedermann, Männer und Weiber neben einander legen. Dann schläft,

wer will und mag. Sie haben auch zu Manilla eine eigene Kunst, sich Rendezvous zu verschaffen. Jedermann, das schöne Geschlecht so gut, wie das männliche, raucht Taback zu Manilla, aus sogenannten Cigarren, oder kleinen und dünnen Stengeln von Tabacksblättern, die an dem einen Ende angezündet, und mit dem andern wie eine Pfeife in den Mund gefaßt werden. Selten begegnet man Frauenzimmern, sonderlich Mestizinen, auf den Gassen, ohne einen Cigarro, oder Tabaco, wie es zu Manilla heißt, im Munde. Mannspersonen, die auf Liebschaften ausgehen, führen auch eine im Mund aber unangezündet. Begegnen sie nun einem Mädchen, das ihnen gefällt, so reden sie solche an, und bitten sie um Erlaubniß, ihren Tabaco an dem ihrigen anzünden zu dürfen. Das Mädchen nimmt ohne Umstände den Tabaco der Mannsperson, und steckt ihn mit ihrem Tabaco an. Während dessen beginnt eine Unterredung, die das Mädchen so lange dauern läßt, als ihr beliebt, indem sie sich mehr oder weniger Zeit zum Anstecken des Tabaco nimmt.

Ich brachte gewöhnlich meine Abende bey Don Estoban Roxasy Melo, einem Domherrn zu. Jedes Haus zu Manilla hat Abends seine Tertulia oder Gesellschaft, und auch der Domherr Melo hatte die seinige. Sie bestand aus sehr artigen Personen, worunter sich auch der Comissär der Inquisition befand. Ich verstand Spanisch genug, um Theil an Gespräch nehmen, und die Frage beantworten zu können, die man über unsere Gebräuche und Gewohnheiten in Frankreich an mich that. Abends 6 Uhr wird das Angelus mit allen Kirchenglocken angeschlagen. Die Domkirche fängt an, und sogleich folgen alle andere Kirchen nach. Jeder bethet sein Angelus.

Die Vorübergehenden bleiben auf den Gassen stehen, und sagen es her. Unmittelbar nach dieser Andachtsübung serviren die Bedienten in allen Häusern, wo Tertulia's sind, die Schokolate; sie wird in Tassen präsentirt, und auf der, zu dem Behuf sehr breiten Unterschale, liegt Biscuit. Diese Gewohnheit behagte mir sehr wohl; oft bestand mein Souper nur darin; die Spanier hingegen lassen sich dadurch nicht abhalten, reichlich zu Abend zu essen. Freylich geschieht das zu Manilla erst nach 10 Uhr des Nachts.

Selbst an Fastagen wird die Schockolade nicht ausgesetzt. Ich bezeigte einsmahls meine Verwunderung darüber dem Commißär der Inquisition, und sagte, daß wir Franzosen weit scrupulöser darin wären. Er gab mir zur Antwort: es una corruptela, „es ist ein Misbrauch!“ setzte aber hinzu, die Jesuiten hätten zu Manilla es einmahl zum Herkommen gemacht, el chocolate no quabranta el ajuno! die Schokolate breche das Fasten nicht.

Man glaubt also zu Manilla zu fasten, wenn man des Morgens beym Aufstehen anderthalb Unzen Schokolade mit zwey Unzen Brod oder Biscuit zu sich nimmt, Mittags sein gutes Mahl hält, nach dem Angelus um 6 Uhr von neuem Schokolate trinkt, und gegen 10 Uhr zu Nacht ißt. Dann sagt man, man habe gefastet, und die einzige Kasteyung besteht darin, daß es Wasserschokalate gewesen ist, eine Kasteyung, die nur den trifft, der sie mit Milch zu trinken gewohnt ist.

Hingegen ist man in der Fasten-Woche desto strenger im Fleischessen; ein Kranker muß es sehr bedürfen, um sich das Fleischessen zu erlauben. Zwar sind die Fische hier sehr häufig und vortrefflich, und da man keine Butter zu Manilla hat,

hat, und das Oel selten ist, so bratet und richtet man sie mit Schmalz zu. Wer Fleisch essen will, muß eine Bulle lösen, die er nach seinen Vermögensumständen bezahlt. Was einen armen Spanier oder Indier wenige Maravedies kostet, erhält der Reiche nicht für so viel Piastern.

In Ansehung der Verheyrathungen herrscht zu Manilla ein Gebrauch, der mir in seinen Folgen höchst nachtheilig schien. Ein Mädchen von 18—20 Jahren kann eine Liebschaft haben, und sich gegen den Willen der Aeltern verheyrathen. Wollen diese Schwierigkeiten machen, und es nicht zugeben, so reklamirt sie den Beystand des Erzbischofs und des Proveditor's. Dieser geht zu den Aeltern, hohlt das Mädchen, entführt sie, trotz ihren Einsprüchen, und bringt sie in ein sicheres Haus. Hier ist dem Liebhaber täglich der Zutritt zu ihr verstattet, und die Aeltern werden nicht weiter gefragt. Das Mädchen ist nun Herrin und Meisterin von sich, und heyrathet ohne die Einwilligung von jenen.

Da das Clima von Manilla sehr heiß und feucht ist, so ist man in steten Schweiß. Männer, die Perücken tragen, setzen sie daher nie auf, als wenn es der höchste Wohlstand heischt, und bedecken sich das Haupt mit einer leichten, langen baumwollenen oder feinlinnenen Mütze, Gorro genannt, worauf sie den Huth stülpen. Sie sind an diesen Gorro so gewöhnt, daß sie ihn nicht einmahl in der Kirche während der Messe, oder bey Erhebung der Hostie ablegen, so sehr auch die Geistlichen dagegen eifern.

Man trinkt zu Manilla viel Wasser, aber keinen Wein bey Tische. Sobald die Speisen abgetragen sind, bringt man den Nachtisch, der in Obst und Konfekt, auf einer einzigen Schüssel, besteht, wobey eine einzige Gabel liegt. Die Frau

vom Hause nimmt mit der Gabel etwas Konfekt, und trinkt dazu aus einem großen Gefäß mit Wasser. Die Schüssel macht nun die Runde, jeder nimmt mit derselben Gabel von dem Konfekt, und hat hinter sich einen Bedienten, der ihm einen großen Becher, oder ein großes irrdenes Gefäß mit Wasser, Jarro genannt, reicht, wovon er so viel trinket, als er vermag. Dann ißt man Obst. Hierauf wird das Tischtuch abgenommen, die Bedienten bethen das Gratias, und bringen Zahnstocher und Tabaro's.

Zuweilen wird nach dem Abräumen des Tischtuchs, in einigen Häusern, ein großes längliches Becken, mit Wasser, zum Händewaschen aufgesetzt. Man bittet die Frau vom Hause, sich zuerst zu waschen, und schickt ihr das Becken hin. Sie wäscht sich die Hände, fährt sich mit den Fingern ein paarmahl über die Lippen, schüttelt die Hände über dem Becken ab, und trocknet sich an einem Handtuch, das ihr ein Bedienter präsentirt. Das Becken hält, wie die Konfekt-Schüssel, nach Stand und Würden, seinem Umgang. Ich habe diese ekelhafte Sitte selbst in guten Häusern beobachten sehen. In andern bringt man bloß eine Kanne mit Wasser, und gießt es auf die Hände, wenn man sich waschen will.

Im Sommer, beym Rückkehren vom Spazierengehen, ist sogleich die Rede von Erfrischungen. Es treten einige Bedienten herein, wovon der erste einen Teller trägt, worauf ein kleiner Topf mit Eingemachtem, und höchstens zwey Gabeln befindlich sind. Wenn die Frau vom Hause davon genommen, wird der Teller, wie am Schluß des Mittagsessens, reihherum gereicht, und wer will, langt zu, doch immer mit derselben Gabel. Die andern Bedienten tragen Gefäße, oder Jarro's voll des schönsten Wassers, und jeder nimmt

nach seiner Reihe und seinem Rang einen Jarro und trinkt. Oft geschiehts, daß die Frau vom Haus, die zuerst trinkt, alles Wasser ihres Jarro nicht austrinken kann; glaubt dann der Bediente, dem sie es zurückgibt, daß noch genug Wasser für die nächstfolgende Person übriggeblieben sey, so präsentirt er auch ohne weiteres das Restchen, wies Madam gelassen hat; wo nicht, so läuft er, und füllt den Jarro von neuem. Ich habe oft weder Konfekt noch Wasser angerührt, um mir den Eckel nicht merken zu lassen, den diese Sitte mir erweckte. Denn diese Damen, spucken oft, ehe sie trinken, den Betel aus, den sie gewöhnlich nach indischer Sitte kauen, und ihr Mund ist ganz voll davon, so daß das Wasser beym Trinken davon gefärbt wird. Aber zu Manilla ist man in dem Stück nicht schwierig, dann auch Damen trinken oft, was die Herren übrig lassen.

Ich wohnte, wie die meisten Fremden zu thun pflegen, in der schönen Vorstadt Santa-Cruz, die dem Hafen Cavitta nahe liegt. Mein liebster Spaziergang war auf einem Hügel zu einem Kiosk, von welchem ich auf die ungeheure Fläche des Meeres schauen konnte. Als ich einsmahls mit meinen Gefährten hier saß, sahen wir düstres Gewölke den Himmel im Westen umziehen. Eine stickende Windstille herrschte in der glühenden Atmosphäre, und machte das Getöse der Wellen, die sich an den Rypffs der Küste brachen, noch schauerlicher. Vögel vom Geschlecht der Meeven, schwebten unruhig über dem Wasser, und schienen die Annäherung des Orkanes zu ahnden. Meine Seele wurde von schwarzen Vorstellungen erfüllt. Ich konnte mich des Gedankens nicht entschlagen, daß Alles, was mir lieb und werth auf der Welt war, in diesem Augenblick der Treulo-

sigkeit des Meeres, und vielleicht selbst den Gefahren dieses Sturms ausgesetzt sey. Ich war besorgt über das Schicksal des Bucentaurs; und ein, ich weiß nicht was, weissagte mir traurige Vorfälle. Meine Gefährten drangen in mich, nach der Stadt zurückzukehren, aber ich vermochte mich nicht vom Anblick des Meeres zu trennen, dessen schwarze Wogen schon ein dumpfes Brüllen vernehmen ließen. Ein Theil meiner Begleiter war nach der Stadt gegangen; die übrigen waren bey mir geblieben. Bald öffnete sich das Gewölke, und Blitz und Donnerschläge, und die rasenden Winde, und die mit Schaum überzogenen Wellen, stellten uns ein Bild des Untergangs der Welt dar. Plötzlich wurden wir auf der tobenden See, ein Boot gewahr, das die Fluthen gegen das Ufer trieben, das aber jeden Augenblick in Gefahr war, in der heftigen Brandung zu scheitern! „Laßt uns diesen Unglücklichen zu Hülfe kommen!" rief ich. — „Ich übernehme diese Ehre allein!" schrie Roccas de St. Casslan: „ich sehe, sie werfen ein Tau nach uns aus; ich will es schwimmend zu fassen suchen, und ergreife ich es, so sind sie gerettet."

In einem Nu hatte sich Roccas entkleidet und ins Meer gestürzt. Mit eben so viel Stärke als Muth kämpfte er mit den Fluthen, und erreichte endlich seine großmüthige Absicht. Wir hatten bald das Glück, das Boot aufs Ufer zu ziehen, und die Unglücklichen Schiffbrüchigen zu retten. Stolz auf seine rühmliche, und vom Glücke gekrönte That, brach Roccas in die Worte aus: „Ihnen Rolando, verdanken diese Bedauernswürdigen allein ihr Leben; denn sie waren verloren, wären wir vor dem Sturm nach Manilla zurückgekehrt." Beym Nahmen Rolando, that einer von den Geretteten einen lau-

ten Schrey! — „Träume ich,“ rief er, „oder ist Rolando wirklich hier? Will der Himmel meinem Unglück ein Ende machen?“

„Es ist deine Stimme, ich erkenne dich: du bist mein Bruder Dom Juan!“ schrie ich, und stürzte mich in seine Arme.

Doch bald bestürmten tausend grausame, kummervolle Vorstellungen mein zerrissenes Herz; ich wollte Dom Juan fragen, was aus dem Urheber meines Daseyn geworden? und das Wort erstarb mir auf der Zunge. Dom Juan sah meine Unruhe, und eilte mich zu trösten. Unsere Aeltern leben noch, sagte er, aber nie war eine Seereise unglücklicher, als unsere letzte, und nie drängten sich größere und zahlreichere Unglücksfälle auf einander. Hier unterbrach uns Rocras, und bat uns, die weitere Erzählung bis nach unsrer Zuhausekunft zu verschieben. Wir alle, sagte er, brauchen schleunig Erholung und Stärkung.

Die Geschichte von Dom Juans Ankunft, und meiner wunderbaren Wiedervereinigung mit ihm, hatte sich bald in der ganzen Stadt verbreitet. Man eilte von allen Seiten herbey, mir Glück zu wünschen. Allein ich sehnte mich zu erfahren, durch welches Wunderwerk meine Familie so großen und häufigen Widerwärtigkeiten entronnen sey. Dom Juan hatte mir zwar mit wenigen Worten schon gesagt, daß meine Aeltern und Dom Pedro am Hofe von Siam wären; allein ich war begierig, die sonderbaren Fügungen mit allen Umständen zu wissen, deren Verkettung und Folgenreihe sie dahin geführt. Meine Gefährten waren so begierig als ich, die umständliche Erzählung aus Dom Juans Munde zu hören, und er begann sie den andern Morgen, beym Frühstück, mit folgenden Worten.

„Wir waren nach Abgang unſers letzten Briefes ausgelaufen, und der Gedanke, uns bald alle in Manilla vereint zu ſehen, machte daß unſere Mutter, Donna Maria, von den Beſchwerlichkeiten der Seereiſe gar nicht mehr zu leiden ſchien. An einem Mittag, wo man eben die Sonnenhöhe nehmen wollte, und ich, in meiner Qualität als Lieutenant auf dem Verdeck war, um meine Wache anzutreten, kam ein Matroſe und meldete, man ſähe zwiſchen dem großen Deckel der großen Lucke einen Rauch aufſteigen. Auf dieſe Nachricht ließ der erſte Schiffslieutenant, welcher die Schlüſſel zum Schiffsraum hat, alle Lucken des Raumes öffnen, um hinter die Urſache eines Unglücks zu kommen, deſſen leichteſte Ahndung ſchon ſelbſt die Unerſchrockenſten mit Zittern und Zagen erfüllte. Unſer würdiger Vater ſah die Größe der Gefahr, und hatte Alles auf, um ſie der Donna Maria zu verhehlen, die in der großen Kajüte mit dem Capitain ihr Mittagsmahl hielt. Der Capitain verließ ſie unter einem Vorwand, kam aufs Verdeck, und traf Anſtalten, das Feuer zu löſchen. Ich hatte ſchon meiner Seits, Segel und getheerte Leinwand in See werfen laſſen, um damit die Lucken von außen zu verſtopfen, und zu verhindern, daß kein Luftzug in den Raum dringen könne. Ich hatte ſogar, zu größerer Sicherheit vorgeſchlagen, das Zwiſchenverdeck einen Fuß tief unter Waſſer zu ſetzen. Allein ſchon hatte die Luft freyen Eingang gefunden, aus den Lucken ſtieg ein dicker, emporquellender Rauch, und das Feuer nahm immer mehr zu.“

„Der Capitain Fondorange, ergriff nun eine Vorſicht, welche die Umſtände heiſchten. Er ließ ein ſechzig Mann vom Schiffsvolk unters Gewehr treten, um die übrigen im Zaum zu hal-

ten, und alle Verwirrung bey einer so dringenden Gefahr zu vermeiden. Unser würdiger Vater stand ihm mit seiner gewöhnlichen Festigkeit und Klugheit bey."

„Bestürzung herrschte schon überall, doch war noch nicht alle Hoffnung verloren. Jedermann auf dem Schiff war beschäftigt, Wasser ins Feuer zu gießen. Man setzte alle Eimer und Pumpen in Bewegung, und leitete die Schläuche der letztern in den Raum. Sogar das Wasser aus den Wasserfässern wurde hineingeschüttet. Allein die um sich greifenden Flammen vereitelten alle Hülfsmittel und vermehrten die Verzweiflung und Verwirrung."

„Der Capitain hatte schon die Yölle, oder das kleine Boot aussetzen lassen, bloß weil es im Wege, und hinderlich war. Die Matrosen bemächtigten sich desselben. Sie hatten keine Ruder. Sie riefen uns um welche an, und drey Matrosen, die in die See sprangen, brachten sie ihnen. Man verlangte diese glücklich Entronnenen zurück; allein sie, welche merkten, daß die Wuth des Brandes ihnen keine andre Rettung, als in der Entfernung zeige, hielten sich klüglich vom Schiffe abgewandt."

„Man arbeitete noch am Bord; die Unmöglichkeit sich zu retten, schien den Muth zu stärken. Der Equipagenmeister wagte es, in den Raum hinabzusteigen, allein die Hitze war zu groß, und zwang ihn, wieder umzukehren. Er würde sogar verbrannt seyn, hätte man nicht eine Menge Wasser auf ihn geschüttet. Gleich darauf sah man die Flamme mit Heftigkeit aus der großen Lucke schlagen. Der Capitän befahl die Boote auszusetzen, allein die Angst hatte selbst den Unerschrockensten so sehr allen Muth benommen, daß sie nur schwach, und nicht mit der gehörigen Combinirung ihrer

Anstrengungen, an den Hißtauen zu ziehen vermochten. Das Boot, in dem Augenblicke, wo man es ins Meer lassen wollte, fiel auf die Kanonen des Steuerbords, schlug um, und man mußte alle Hofnung aufgeben, es aufzurichten."

„Wir sahen nun, daß wir unsre Hofnung nicht mehr auf Menschenkräfte, sondern einzig auf Gottes Barmherzigkeit setzen mußten. Niedergeschlagenheit befiel die Gemüther, und die Bestürzung war allgemein. Man vernahm nichts als Seufzen und Aechzen, selbst die Thiere stießen ein klägliches Geschrey aus. Ein jeder begann nun sein Herz und seine Hände gen Himmel zu erheben, und in der Gewißheit des nahen Todes sich mit der Wahl der beyden Elemente zu beschäftigen, welche sich zu unserm Untergange rüsteten."

Der Schiffskaplan, der auf dem Hinter-Kastel stand, ertheilte die allgemeine Absolution, und ging auf die Gallerie, um sie auch den Unglücklichen zu geben, die sich bereits ins Meer gestürzt hatten. Schrecklicher Anblick! alle Hände waren geschäftig ins Meer zu werfen, was ihnen einen Augenblick Fristung ihres Lebens versprach. Käfige, Raaen, Stangen, was nur der Verzweiflung in die Hände kam, wurde ergriffen und weggerissen. Die Verwirrung war fürchterlich; einige schienen dem Tod entgegen gehn zu wollen, indem sie ins Meer sprangen, andere suchten schwimmend die hinabgeworfenen Trümmer unsers Schiffs zu erreichen. Die Mast-Wände, die Raaen, die Taue längs den Bords, wimmelten von Unglücklichen, die hängend daran schwebten, und gleichsam zwischen zwey gleich nahen und gleich furchtbaren Extremen, in zweifelhafter Wahl zu schwanken schienen."

„Ich war bis dahin einzig mit der Erhal-

tung des Schiffs beschäftigt gewesen. Aber in dem Augenblicke kamen die Schrecknisse einer zweyfachen Todesart auch über mich. Dazu gesellte sich der entsetzliche, mein Herz zerreißende Gedanke, daß meine lieben Aeltern dieß schreckliche Schicksal theilen sollten. Vor meinen Augen riß ein Vater seinen Sohn aus den Flammen, umarmte ihn warf ihn ins Meer, sprang ihm nach, ergriff ihn, und sank mit ihm unter. Ich bat Gott, mir nur Standhaftigkeit und Geistes-Gegenwart zu bewahren, ließ den Helmstock nach dem Steuerbord drehen, und brachte so das Schiff unter den Wind, dadurch wurde wenigstens diese Seite noch einige Zeit unversehrt erhalten, während das Feuer den Backbord von einem Ende zum andern verheerte."

„Ich blicke mich um, und sah mich ganz allein auf dem Verdeck. Ich ging in die Raths-Stube, und begegnete dort unserm würdigen Vater, der dem Tode mit jener Ergebung entgegen sah, die Tugend und Religion allein zu gewähren vermögen. „Leb wohl, lieber Sohn!" sagte er, indem er mich in seine Arme schloß. „Gott wird uns gnädig seyn!" — Ach! wo wollen Sie hin? antwortete ich. — „Komm mit mir," erwiederte er, „wir wollen deine Mutter aufsuchen, sie ist bey meinen Freund Fondorange." Er meinte unsern Capitän, der über dieß Unglück, und das gräßliche Loos so vieler Menschen trostlos war. Sonderlich ging ihm unsre arme Mutter Donna Maria zu Herzen. Schon hatte er, mit Hülfe meines Bruders Dom Pedro, sie auf einen Hünerkäfig ins Meer setzen lassen. Matrosen hielten sie mit einer Hand, und schwammen mit der andern."

„Die Raaen und Masten saßen voller Menschen, welche um das Schiff her mit den Fluthen

kämpften, und von denen, jeden Augenblick, einige durch Kanonenkugeln zerfleischt wurden, weil das Feuer die geladenen Schiffs Kanonen abschoß; eine dritte, neue Todesart, so die Schrecken noch vermehrte, die uns umringten! Mit beklommenem, angstvollem Herzen wandte ich den Blick vom Wasser weg. In dem Augenblicke stürzte ein Gedränge von Unglücklichen, die noch auf dem Schiffe waren, nach der Gallerie zu, und riß mich mit sich fort. Bald darauf schlug die Flamme prasselnd zu den Fenstern der großen Kajüte und der Rathsstube heraus. Das Feuer kam näher, und stand im Begriff uns zu ergreifen. Ich rief nach meinem Vater, aber mein Geschrey verhallte in der Luft, mit allen den Stimmen der Verzweiflung und Todesangst!"

„In dieser traurigen Lage glaubte ich die letzten Stunden meines Lebens verlängern zu dürfen, um sie Gott zu widmen. Ich warf meine Kleider von mir, und wollte an jener Naa hinabrutschen, die mit dem einen Ende ins Meer reichte; allein sie hing so voller Menschen, welche die Furcht vorm Ersaufen daran noch klebend erhielt, daß ich über sie wegkollerte, und ins Meer fiel, indem ich mich der Barmherzigkeit Gottes empfahl. Ein handfester Matrose, welcher im Begriff war, zu ertrinken, packte mich in der Todesangst. Ich that mein Aeußerstes, mich von ihm loszumachen, aber vergebens. Ich tauchte unter, und doch ließ er mich nicht fahren; ich senkte mich zum zweytenmahl unters Wasser, allein er hielt mich immer fest. Ihm fiel gar nicht ein, daß mein Tod den seinigen beschleunigen müsse. Endlich wurden seine Kräfte, nach langem und hartem Kampfe, durch das viele eingeschluckte Wasser erschöpft, und beym drittenmahl Untertauchen glaubte er, ich wolle ihn mit in die Tie-

se ziehen, und ließ mich in Freyheit. Um nicht von neuem von ihm erwischt zu werden, kam ich erst in einiger Entfernung über dem Wasser zum Vorschein."

„Dieser Zufall machte mich für die Folge vorsichtiger, und ich wich jetzt sogar den Leichnahmen aus, deren Menge schon so angewachsen war, daß ich mich gezwungen sah, sie mit einer Hand wegzuschieben, während ich mit der andern schwamm. Ich fürchtete jeden Augenblick auf jemand zu stoßen, der mich fassen würde, um wenigstens den Trost zu haben, daß ich mit ihm stürbe. Meine abnehmenden Kräfte warnten mich nur zu sehr, daß ich eines Ruhepuncts bedürfe. Ich sah mich nach einer Raa, oder irgend einem andern Schiffstrümmer um: doch Alles war schon besetzt. Wohin meine Augen schweiften, stießen sie auf nichts als gräßliche Anblicke. Der große, am Fuß abgebrannte Mast, schlug ins Meer; sein Fall war vieler Tod, und andern eine schwache Hülfe. Ich sah diesen Mast, mit Menschen beladen, nach meiner Seite getrieben kommen; ich wagte es aber nicht, eher darauf Platz zu nehmen, bis ich von denen schon im Besitz seyenden die Erlaubniß dazu erbethen hatte. Sie wurde mir zugestanden. Einige waren ganz nackt, andere im Hemde. Sie waren noch so gut, mein Schicksal zu beklagen, und ihr Unglück setzte meine Empfindlichkeit auf eine harte Probe."

„Es mochten ohngefähr unser 80 auf dem Mast seyn, und jeden Augenblick befanden wir uns in Gefahr, von den Kugeln der Kanonen getroffen zu werden, die das Feuer abbrannte. Der Schiffskaplan, der sich unter uns befand, gab mir und meinen Unglücksgenossen die Absolution, und rührte aller Herzen durch seinen gottesfürchtigen Zuspruch. Ich sah ihn auf dem Mast um-

schlagen, und ins Wasser fallen; und weil ich mich gerade hinter ihm befand, so zog ich ihn wieder heraus. „Lassen Sie mich, sagte er, ich habe schon zu viel Wasser geschluckt, und meine Leiden würden nur verlängert werden. — „Nein! nein! antwortete ich, wir wollen mit einander sterben, wenn meine Kräfte mich verlassen!“ — Ich war in dieser kommen Gesellschaft so auf den Tod gefaßt, daß ich ihm ruhig entgegen sah. Drey Stunden blieb ich auf dem Mast, und sah viele von meinen Gefährten für Mattigkeit herunterfallen, und ertrinken.“

„Als ich es am wenigsten vermuthete, erblickte ich die Yolle dicht bey uns. Es mochte ohngefähr 5 Uhr Abends seyn. Plötzlich höre ich mich beym Nahmen nennen. Ich schaue hin, und habe die Freude zu sehen, daß meine lieben Aeltern noch am Leben sind. Dom Juan! rief man mir zu, ein Platz in der Yolle ist ihnen bey ihren Aeltern aufgehoben, allein nur unter der Bedingung, daß sie zu uns schwimmen. Diese Bedingung war ganz billig; denn es würde sehr unklug von ihnen gehandelt gewesen seyn, wenn sie uns zu nahe gekommen wären. Alle würden dann in das kleine Boot haben steigen wollen, und es hätte von den vielen Menschen zu Grunde gehen müssen. Ich nahm also alle meine Kräfte zusammen, und war so glücklich, die Yolle schwimmend zu erreichen. Bald darauf sah ich auch den Steuermann und den Hochbootsmann, die ich auf dem großen Mast gelassen hatte, meinem Beyspiel folgen. Sie wurden ebenfalls aufgenommen, weil wir ihre Kenntnisse vom Seewesen brauchten. Dieses kleine Boot war also die glückliche Arche, welche die zwölf Personen rettete, die allein unter 200 dem Tod entronnen.“

„Das Feuer wüthete unterdessen unaufhör-

ſich auf dem Schiffe fort, von dem wir nur eine Viertelſtunde entfernt waren; eine zu große Nähe hätte für uns gefährlich werden können, wir ließen uns alſo ein wenig unterm Wind treiben. Kurz darauf ergriff die Flamme unſern ſtarken Pulvervorrath, und es iſt mir ohnmöglich auszudrücken, mit welchem Knall unſer unglückliches Schiff auflog. Eine dicke Wolke verbarg uns das Sonnenlicht: und in dieſem ſchrecklichen Nachtdunkel konnten wir nichts unterſcheiden, als die großen brennenden Stücken Holz, die in die Luft geſchleudert wurden, und in ihrem Fall die Menge von Unglücklichen zu zermalmen drohten, die noch im letzten Todeskampf begriffen waren. Wir ſelbſt waren in der peinlichſten Gefahr. Eine von dieſen Trümmermaſſen konnte uns erreichen, und unſer ſchwaches Fahrzeug verſenken; allein der Himmel ſchützte uns vor dieſem letzten Unglück, um uns zu Augenzeugen des jammervollſten Anblicks aufzuſparen. Das Schiff war verſchwunden, und ſeine in einem ungeheuren Raum zerſtreuten Trümmer trieben zwiſchen den Elenden, deren Verzweiflung ihr Fall mit dem Leben ein Ende gemacht hatte. Einige waren erſtickt, andre halb verbrannt und zerfleiſcht, und hatten doch leider! noch ſo viel Leben, um zwey Todesqualen zu gleicher Zeit zu leiden!"

„Unſer würdiger Vater zeigte in dieſem grauſamen Augenblick alle Standhaftigkeit, die ihm eigen iſt. Sein Herz war freylich von dem traurigen Schickſal ſo vieler Menſchen zerriſſen; allein ſein Geiſt ſann zugleich auf Mittel, wenigſtens das Daſeyn der Wenigen zu ſichern und zu verlängern, die dieſem Unglück wie durch ein Wunder entgangen waren. Er ſchlug vor, nach dieſen Trümmern zu rudern und zu verſuchen, ob wir einige Lebensmittel und andere Bedürfniſſe

auffischen könnten. Wir hatten nicht mehr als alles nöthig, und ſtanden in Gefahr Hungers zu ſterben, ein Tod, der noch weit grauſamer und langſamer war, als der Tod unſerer Gefährten. Wir trafen auf einige Fäſſer; allein mit Schmerzen ſahen wir, daß es von dem Pulver war, welches man beym Ausbruch des Feuers in See geworfen hatte."

„Die Nacht brach ein; Gott, der unſer Leben friſten wollte, lies uns ein Faß Branntewein, ohngefähr 15 Pfund eingeſalzenen Speck, ein Stück Scharlachtuch, zwanzig Ellen vierdräthiges Seegeltuch, ein Dutzend Faßtauben, und einige Stricke finden. Die Nacht überfiel uns, und wir durften keine Zeit mit Erwarten des Tages verlieren; wir wären ſonſt hundertmahl in Gefahr geweſen, zwiſchen dieſen Trümern zu ſcheitern, von denen wir uns noch nicht hatten losmachen können. Wir entfernten uns alſo ſo ſchnell als möglich, um an der Ausrüſtung unſers neuen Schiffes zu arbeiten. Jeder legte Hand an, und alles ſuchten wir zu nutzen. Wir zogen aus unſerm Seegeltuch die Fäden, die wir nöthig hatten. Zum Glück hatte ein Matroſe zwey Nähnadeln bey ſich. Das Stück Scharlachtuch wurde unſer Seegel, ein Ruder unſer Maſt, ein Brett unſer Steuerruder. Trotz der Dunkelheit kam unſere Ausrüſtung in kurzer Zeit ſo gut zu Stande, als in der Lage möglich war. Jetzt war nur noch die Frage, welchen Weg wir nehmen ſollten; Wir hatten weder Charten noch Inſtrumente. Es blieb uns alſo nichts übrig, als uns der Leitung der göttlichen Barmherzigkeit zu überlaſſen, deren Beyſtand wir durch ein brünſtiges Gebeth anflehten."

„Endlich zogen wir unſer Seegel auf, und ein günſtiger Wind entfernte uns auf immer von

unsern Unglücksbrüdern. Acht Tage und acht Nächte trieben wir umher, ohne Land zu erblicken. Wir waren fast nackt, den sengenden Sonnenstrahlen am Tag, und der empfindlichsten Kälte des Nachts ausgesetzt. Am sechsten Tag hofften wir in einem kleinen Regen Linderung für den brennenden Durst zu finden, der uns verzehrte. Mit Mund und Händen suchten wir das wenige Wasser aufzufangen, das fiel. Wir leckten an unserm Scharlach-Seegel; allein weil es im Meerwasser gelegen hatte, so theilte es dessen Bitterkeit dem aufgefangenen Regen mit. Wäre auf der andern Seite der Regen stärker gewesen, so hätte sich vielleicht der Wind gelegt, der uns forttrieb, und dann wäre diese Meerstille zuletzt unser aller Untergang geworden."

„Um unsere ungewisse Fahrt doch etwas zu bestimmen, fragten wir täglich Auf- und Niedergang der Sonne und des Monds um Rath. Gewisse Gestirne dienten uns zu Führern in der Nacht. Unsere Nahrung war unserer grausamen Lage angemessen. Ein kleines Stückchen gesalzener Speck war unsere ganze Mahlzeit in 24 Stunden; und sogar waren wir gezwungen, am vierten Tag darauf Verzicht zu thun, weil es uns Blut auswerfen machte. Ein Schluck Branntewein machte unser Getränke aus; allein er verbrannte uns den Magen, statt ihn anzufeuchten. Wir sahen viele fliegende Fische, doch durch die Unmöglichkeit ihrer habhaft zu werden, wurde uns unser Elend nur noch fühlbarer. Wir mußten uns auf das einschrenken, was wir hatten. Die Ungewißheit unsers Schicksals, der Mangel an Nahrung, das Ungestüm der See, das alles verursachte uns eine Schlaflosigkeit, die uns erschöpfte. Die Natur schien in allen Verrichtungen des Lebens bey uns einen Stillstand gemacht zu haben. Ein schwa-

der [illegible] zur Hoffnung [illegible] allein auch ei-
ner Küste, [illegible] uns allen nun an, das
Schauspiel unserer Leiden zu vermehren."

„Wir [illegible] bei einer Menge von Sandbän-
ken zu, und [illegible] den Nachmittag über zehn Stun-
den lang; wir glaubten [illegible], uns möchten noch
[illegible]. Ich konnte [illegible] mehr; doch jeder
meiner Gefährten [illegible] in [illegible] Zustand
der [illegible], und Verzweiflung war das ein-
zige, was uns übrig blieb. Entkräftet von Ermü-
dung, Hunger, Durst und Elend [illegible] aufgege-
ben, [illegible] uns die ersten Strahlen der Sonne
Land erblicken. Man müßte unser Unglück em-
pfunden haben, um sich denken zu können, wel-
che Veränderung diese unerwartete Freude in
uns erweckte. Wir bekamen gleichsam neue Kräf-
te, und brauchten alle mögliche Vorsicht, um nicht
von den Strömen fortgerissen zu werden. Um 2
Uhr Nachmittags landeten wir am Ufer des Lan-
des Camboja."

„Das erste, was wir thaten, als wir den Fuß ans Land setzten, war, Gott dem Allmächtigen für die uns erzeigte Gnade zu danken. Wir stürzten uns um die Wette auf den Strand, und ich brauche nicht erst zu sagen, mit welchem Entzücken ich meinen Vater, meine Mutter und Dom Pedro in die Arme schloß. Einige von uns wälzten sich im Taumel ihrer Freude in den Sand. Unser Aussehn war fürchterlich; wir hatten nicht mehr Menschen-Aehnliches an uns, als nöthig war, von dem, war wir gelitten hatten, ein rührendes Zeugniß abzulegen. Aber noch sahen wir das Ende unserer Leiden nicht. Zwar waren wir der größten Gefährlichkeit entgangen, der auf der See in der Irre umher zu treiben; allein noch peinigten uns Hunger und Durst, und wir schwebten in der nagenden Ungewißheit, ob diese Küste

von

von mitleidigen Menschen bewohnt seyn würde. Wir nahmen also von neuem unsere Zuflucht zur Hülfe des Himmels, und er erhörte uns."

„Wir rathschlagten noch, nach welcher Gegend wir unsere Schritte richten sollten, als die Vorsehung uns zwey Missionarien zuführte. Die Erzählung unserer Unglücksfälle und der Barmherzigkeit, welche Gott an uns gethan hatte, war unsere Antwort auf ihre Fragen; und bewies ihnen zugleich, wie viel gegründete Ansprüche wir auf ihren Beystand, und die geheiligten Rechte der Gastfreyheit hätten. Diese guten Missionarien wurden auf das innigste von unsern ausgestandenen Widerwärtigkeiten gerührt, sie segneten und priesen mit uns den Erhalter unserer Tage, und führten uns nach ihrer Wohnung. Auf unserm Wege trafen wir einen Fluß an, in den sich die meisten von meinen Gefährten stürzten, um ihren Durst zu löschen, und sich mit Wollust in dem Wasser wälzten. Diese Bäder waren während unsers Aufenthalts an der Küste von Camboja eins von den Genesungsmitteln, von welchen wir den häufigsten und zugleich hülfreichsten Gebrauch machten."

„Das Missionhaus lag eine halbe Stunde von unserm Landungsplatz. Die leutseligen Missionarien gaben uns Kleider und bewirthteten uns mit Fischen, die uns ganz vortrefflich schmeckten. Nach dieser frugalen Mahlzeit schickten wir uns an, so sehr wir auch des Schlafs bedurften, Gott auf das feyerlichste unsern Dank abzustatten. Wir begaben uns in das Betzimmer, stimmten Lob und Danklieder an, und opferten Gott in der Fülle unserer Rührung und ewigen Dankbarkeit."

„Wir blieben wohl 14 Tage bey diesen gastfreundlichen Vätern, und sie ermüdeten nicht in ihrer Vorsorge und Pflege. Dabey ließen sie es

nicht bewenden; als der Statthalter der Gegend uns zu sich rufen ließ, um Bericht von unserer Ankunft und unserm Schicksal an seinem Landesherrn, den König von Siam abzustatten, waren sie nicht allein unsere Dollmetscher, sondern sie setzten auch den Einfluß ihrer Gönner am Siamischen Hof in Bewegung, um uns eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Wirklich erhielt auch der Statthalter vom König Befehl, die Schiffbrüchigen als unglückliche Freunde zu behandeln, denen er Schutz und Hülfe angedeihen lasse, und uns auf das baldigste an seinen Hof zu schicken. Eine große königliche Juncke, auf welcher sich ein Officier der Leibwache, und ein Dollmetscher befand, überbrachte diesen Befehl, und sollte zugleich zu unserer Transportirung dienen. Wir bestiegen die Juncke, und langten nach einer kurzen Fahrt an des Königs Hof an. Es wurde uns ein eigenes Haus zur Wohnung angewiesen, und der König selbst, von seiner Leibwache umringt, und auf seinem weißen Elephanten sitzend, nahm uns bey unserer Ankunft in Augenschein, und ließ uns durch den Dollmetscher bekannt machen, daß er von jeher ein Freund der spanischen Nation gewesen sey, und sich freue, daß unser Schiffbruch in seinen Staaten ihm eine Gelegenheit verschaffe, ihr thätige Beweise von diesem seinen Wohlwollen zu geben."

„Du kannst leicht denken, fuhr Dom Juan fort, daß unsere erste Sorge nach unserer Ankunft am Hofe zu Siam war, dir mein Bruder Nachricht von unserm Unglück und Aufenthalt zu geben. Meine Aeltern hätten gern selbst sich auf den Weg nach Manilla gemacht; allein ihre Gesundheit schien mir noch zu sehr Ruhe und Erhohlung zu bedürfen. Ich erbot mich, allein abzureisen, und dir die Botschaft von unseren trau-

rigen Schickſalen zu überbringen. Ich beſtieg, mit Erlaubniß des Königs, eine ſineſiſche Kaufmanns-Juncke, und gab mich von neuem den wilden Wellen Preiß, wo mich das Unglück wiederum zu verfolgen ſchien. Die Art, wie wir zu einander gekommen ſind, hat dir ſchon bewieſen, daß ein Schiffbruch meine Ankunft auf Manilla bezeichnete. Allein wie könnte ich über die Wege der Vorſehung klagen, da wir nun vereinigt ſind? Ich hatte meinen Bruder in meinen Armen, und alle meine Leiden waren vergeſſen!"

Dom Juan's Erzählung machte auf mich und meine Gefährten einen Eindruck, der ſich ſchwerlich ſchildern läßt. Wir gingen bey ihrer Anhörung wechſelsweiſe von der Furcht zur Hoffnung, vom Schrecken zur Rührung über. Dom Juan, indem er ſeine Geſchichte ſchloß, fiel mir um den Hals; ich drückte ihn zärtlich an mein Herz, und der übrige Abend verſtrich unter Jubel und Glückwünſchen, daß wir uns wieder gefunden.

Den andern Morgen lief auch der Pelican im Hafen Cavitte ein, und nichts ſtand nun unſerer Abreiſe nach Siam mehr im Wege.

Auf dem Pelican war ein Geſchenk des Naturforſchers Bouffiar angekommen, desſelben, bey dem wir ein Mittagsmahl auf ſeinem Landhauſe eingenommen hatten. Dies für mich beſtimmte, und nach der Verſicherung Montvals, äußerſt ſeltene Geſchenk, beſtand in einem ungeheuren Bauer, worin ein Caſuar eingeſperrt war. Der Brief des Naturforſchers, welcher dies Geſchenk begleitete, beſtand aus einer einzigen, nicht einmahl zu Ende gebrachten Phraſis. Montval, an den der Brief gerichtet war, und der ihn vorlas, hatte die Güte, uns einige verſtändlichere Details, von der Geſchichte dieſes Vogels zu geben.

Dieser Vogel, sagte Montabel, kommt aus der Insel Java; wenigstens haben die Holländer ihn von dieser Insel zum erstenmahl nach Europa gebracht, als sie im Jahr 1597, von ihrer ersten ostindischen Fahrt zurückkehrten.

Man nennt ihn Casuar. Ohne weder so groß noch selbst so dick wie der Strauß zu seyn, dünkt er dem Auge ungleich korpulenter, weil, bey einem fast gleich starken Leib, sein Hals und seine Beine weniger lang und verhältnißmäßiger dicker sind, und der Leib aufgetriebener ist; was ihm ein plumperes und massiveres Ansehen gibt.

Der Casuar ist ein sehr starker Vogel. Es gibt welche von der Dicke eines Hammels. Andere Reisende geben ihm eine geringere Größe, aber selbst diese Verschiedenheit der Meinungen und Beschreibungen hilft der Wahrheit näher zu kommen, indem die Größe eines einzigen Individuums nie als Maasstab von der Größe des ganzen Geschlechts gelten kann. Allein was den Casuar vorzüglich auszeichnet, ist das komische, vorn schwarze, sonst überall gelbe Kasket, das auf der Stirne sich vom Ende des Schnabels an bis bald in die Mitte des Oberkopfs, und zuweilen noch weiter erhebt. Dieses Kasket entsteht durch ein Auflaufen der Knochen des Schädels an dieser Stelle, und ist mit einem harten Uiberzug bedeckt, der aus mehrern concentrischen Schichten besteht, und etwas Aehnliches von der Substanz des Ochsenhorns hat. Einige Naturforscher behaupten, er werfe alle Jahre dieses Kasket mit den Federn ab, wenn er in der Mause ist; allein man hat noch nichts mit Gewißheit davon in Erfahrung gebracht.

Der Casuar hat Flügel, die noch kleiner sind, als die des Straußes, und zum Fliegen eben so wenig nützen. Sie sind mit Stacheln, und noch in größerer Anzahl, als die des Straußes, be-

waffnet. Es sind mehr Federkspulen, welche gegen die Spitze roth, und sonst ihrer ganzen Länge nach hohl scheinen. Sie haben in ihren Höhlungen ein Mark wie das in den ersten jungen Federn der andern Vögel; die Mittelfeder ist fast einen Fuß lang, und drey Linien dick, und die längste von allen. Die Seitenfedern wurden stufenweise kürzer, fast wie die Finger an der Hand, und beynahe in derselben Folge. Der Casuar hat das noch mit dem Strauß gemein, daß er nur eine einzige Federart am ganzen Leib hat; doch die meisten von diesen Federn sind doppelt. Jeder Kiel erzeugt gewöhnlich zwey, mehr oder weniger Bärte und oft unter sich ungleiche Spitzen oder Kiele, flach, schwarz und glänzend, und unterhalb durch Knoten getheilt. Jeder Knoten bringt einen Bart oder Faser hervor, so daß von weitem der Casuar ein zottichtes Thier, und so haaricht wie ein Bär oder wildes Schwein zu seyn dünkt.

Die Füße des Casuars sind sehr dick und sehr nervicht, und haben drey vorwärts gerichtete Zehen. Der Vogel bedient sich der Füße zu seiner Vertheidigung, indem er damit wie ein Pferd hinten ausschlägt; andre sagen, er gehe seinem Gegner damit zu Leib, werfe ihn unter sich, und schlage ihn mit den Füßen auf die Brust. Er verschlingt alles, was man ihm hinwirft, sobald es für die Größe seines Schnabels paßt, wie alle Thiere von Hühnergeschlecht, die ihre Speisen ganz schlucken, ohne sie im Schnabel zu zermalmen.

Sein Gang ist ganz sonderbar; er ist als ob er hinten ausschlage, und zugleich halb vorwärts springe; allein trotz diesem komischen Anschein, läuft er schneller, als der beste Renner. —

Montbar war mit seiner Beschreibung zu Ende, allein der alte Sygnier ließ sich verlauten, sie sey nichts weniger, als befriedigend und

vollständig. Auf die Frage, was er denn daran vermisse? erwiederte er, sie übergehe gerade das allerwichtigste mit Stillschweigen, nähmlich ob der Casuar sich so gut essen lasse, wie der Trappe und der Truthahn, oder ob sein Fleisch zähe sey, wie das des Raben oder der Aelster. Denn, fuhr er fort, von der Güte und Beschaffenheit seines Fleisches hängt sein hauptsächliches Verdienst ab. Mag immerhin der Casuar an Größe alle seine Mitbrüder vom Hühnergeschlecht übertreffen, in meinen Augen steht er ganz zu unterst wenn er nicht zum Essen taugt, oder ich thue ihm nicht einmahl die Ehre an, ihn mit den Fasanen, Pintaden, welschen Hühnern in eine Classe zu bringen. Wüßte ich, daß der Casuar ein leckeres Gerichte sey, so würde ich uns rathen, unverzüglich nach Frankreich zurückzukehren, unser Vaterland mit dieser neuen Speise zu bereichern, und unsere Nahmen in Europa, durch Einführung eines neuen indischen Hahns, zu verewigen! „Sind die Menschen nicht undankbare Geschöpfe! Sie setzen den Länder-Verwüstern oft Bildsäulen und Denkmähler, und lassen in ungerechter Vergessenheit die Nahmen der Wohlthäter schmachten, denen sie das schmackhafteste Obst, und die leckersten Gerichte verdanken!" — —

Endlich kam der Augenblick der Abreise. Wir gingen an Bord, lichteten die Anker, und nahmen unsern Lauf nach Siam. *)

*) Die weitern Abentheuer Rolandos, seiner Aeltern und Gefährten, können wir unsern Lesern nicht mit Gewißheit versprechen, ihnen mitzutheilen, da die Handschrift noch nicht nach Europa gekommen. Für jetzt müssen sie das Buch gewissermaßen als geschlossen ansehen.

Der Uibers.

ENDE.

Inhalt.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Seite

Rolando erhält Nachricht von seiner Familie — Sein Vater hat drey Schiffe ausgerüstet, um ihn in allen Meeren aufzusuchen — Das Schiff Syrius, vom Kapitän Bramapan geführt, langt am Kap an — Rolando lernt verschiedene neue Gefährten und Genossen seines Glücks kennen — Abfahrt nach Batavia, als dem für die drey Schiffe bestimmten Sammelplatz, wo Rolando seinen Vater, seine Mutter, und seine beyden Brüder, Dom Juan und Dom Pedro antreffen soll — Ereignisse während der Fahrt — Beschreibung der Insel Java — Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. — 2

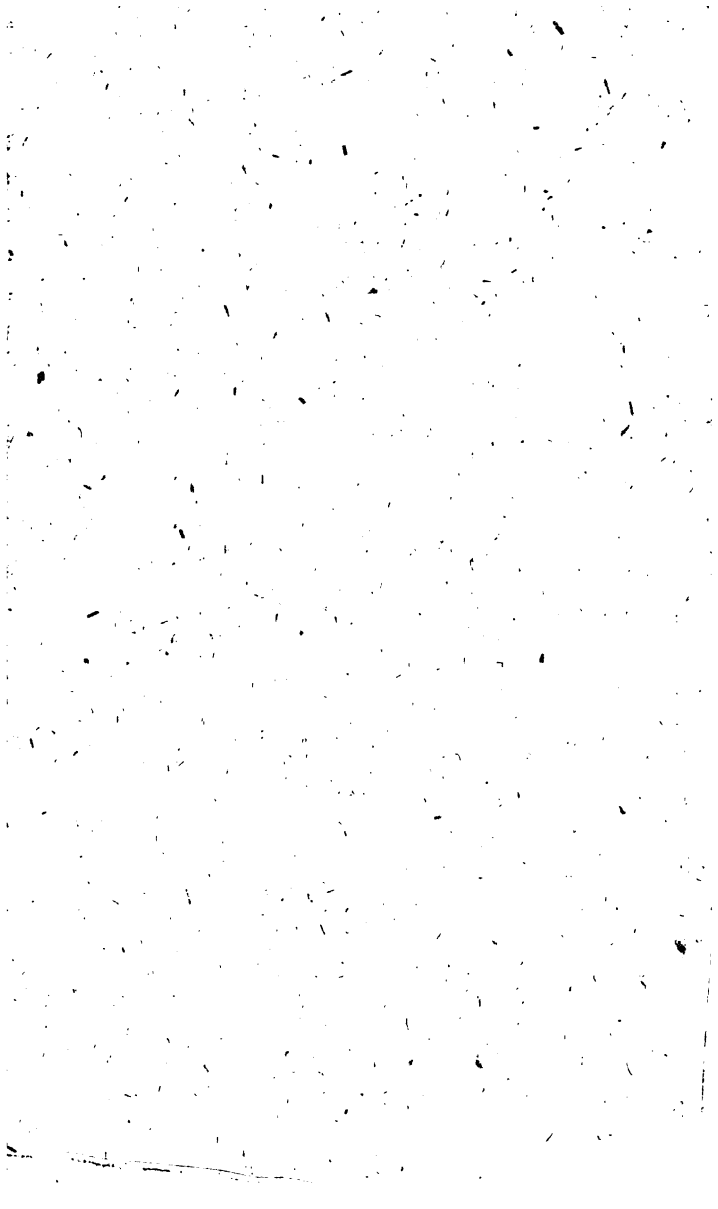
Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Rolando wird mit einigen seiner Gefährten zu einem Naturforscher zu Gaste gebeten, der in der Nachbarschaft von Batavia wohnt — wie sie empfangen werden — Beschreibung des Orang-Utang, eine Affen-Art der Insel Borneo — Der Naturforscher läßt sich, bey Gelegenheit einiger Gerichte des Gastmahls, in weitläuftige Erörterungen ein — Ankunft des Schiffs, der Pelican, zu Batavia — Rückkehr Rolando's nach dieser Stadt — episodisches Gemälde von Bengalen. 33

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Seite

Veränderter Reiſeplan — Abreiſe von Batavia — Archipelagus von Suluh — Zuſtand der Inſel dieſes Nahmens — Tubli-Pflanze — Der Tinduhk — Der Sago — Taue von ſeltener Federkraft und Dauer — Beſuch bey einem Sineſiſchen Kaufmann — Die Perlen — Art ſie zu fiſchen — Taucher — Die Kima-Muſchel — Beſchreibung eines Sineſiſchen Banketts — Die eßbaren Vogelneſter — ihre Kochart. 66

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Rührende Geſchichte einer Portugieſin — Mantilla — ſchöne und gefährliche Lage — Sitten — Bäder — Sieſte — Cigarren oder Tabaco — Tertulia — Art zu faſten — Hochzeiten gegen älterlichen Willen — Der Sorro — Tiſchgebräuche — Erfriſchungen — Sturm — Dom Juan, Rolando's Bruder wird an das Ufer der Inſel Lúzon geworfen — Unglück, das Rolando, den Vater, betroffen — Der Bucentaur geräth mitten auf der See in Brand — wunderbare Rettung von Rolando's Familie — Neue Gefahren — ihre Ankunft auf Siam — Schluß. 85